Deutsche Rundschau

BAND CCLI

(April – Mai – Juni 1937)

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
36402
2109


Stadt-
Bibliothek
Elbing



Inhaltsverzeichnis

zum zweihunderteinundfünfzigsten Bande

(April – Mai – Juni 1937)

ERNST SAMHABER

Grenzen der Macht

Die Welt steht heute im Zeichen des Willens zur Macht. Überall wird fieberhaft gerüstet, überall werden Rekruten gedrillt, stampfen die Maschinen, um Granaten und Kriegsgerät zu erzeugen, werden in den Werften unzählige Kriegsschiffe gebaut. England hat ein Rüstungsprogramm aufgestellt, wie es die Welt in Friedenszeiten noch nicht gesehen hat, und Italien hat damit geantwortet, daß es die gesamte Bevölkerung militarisiert hat.

Lohnt es sich, in einem solchen Augenblicke überhaupt die Frage nach dem Sinne der Macht und ihren Grenzen aufzuwerfen? Unerbittlich scheint die Wechselbeziehung der Rüstungsmaßnahmen fortzuwirken, indem die Rüstung des einen die des anderen beschleunigt, und so gerät die Welt immer tiefer in die Atmosphäre hinein, wo es um Sein oder Nichtsein geht. Was sollen da noch philosophische Betrachtungen über das Wesen der Macht! Und dennoch ist das wohl der letzte Augenblick, wo eine solche Betrachtung noch Wert hat. Es ist der Augenblick, wo die Entscheidung noch frei zu sein scheint. Wenn die Überschätzung der Macht die Welt erst in das Chaos gerissen hat, kommen philosophische Betrachtungen zu spät.

Zu leicht läßt sich der Mensch dazu verleiten, die Macht in äußeren Erscheinungen zu sehen. Die bessere Waffe hat seit den frühesten Zeiten der Menschheit eine ausschlaggebende Rolle gespielt, aber was will das bedeuten gegenüber den Anforderungen des modernen Materialkrieges! Heute sprechen die Kanonen das entscheidende Wort in der Schlacht, und sie können nur mitsprechen, wenn sie Munition in schier unbegrenzter Fülle zur Verfügung haben. Wir kennen die Schilderungen aus den ersten Jahren des Weltkrieges, als die englischen Generäle sich darüber beklagten, daß in wenigen Tagen die gesamten Munitionsvorräte verschossen wurden, die in monatelanger Arbeit aufgehäuft worden waren. Das soll in einem künftigen Kriege nicht mehr vorkommen. Aber während für die Kanonen genügend Munition bereitgestellt wird, werden zugleich neue Kanonen geschaffen, und sie verlangen wiederum nach neuer Munition. Das ist eine Schraube ohne Ende. Es geht nicht mehr darum, wieviel Waffen und Munition ein Staat bereitstellen *will*, sondern wieviel er bereitstellen *kann*.

Das bedeutet eine Verschiebung des Begriffes der Macht, denn diese wird nun gleichbedeutend mit dem Besitze der Rohstoffe. Dieser Besitz allein scheint die genügende Herstellung von Waffen und Munition sicherzustellen. Die Rohstoffe aber sind ungleich verteilt. Es gibt Staaten, die sie im Übermaße besitzen, und andere, denen sie fehlen. Geographische und historische Gründe spielen da mit, die Gunst der Natur und die Erfolge kühner Vorfahren, die ein mächtiges Kolonialreich erobert haben. Wir wollen nicht rechten, wie sich der Besitz der Rohstoffe heute erklärt; wir sehen nur, daß es Reiche und Arme gibt, Haves und Havenots, wie die Engländer sagen. Soll dieser Unterschied ewig dauern, soll es Völker

geben, die im Lichte wandeln, und andere, die im Schatten stehen und dazu verdammt sein sollen, im Schatten zu bleiben?

Das würde die Tatsache verkennen, daß die Rohstoffe erst die Bausteine der Macht, noch nicht die Macht selbst sind. Sie müssen erst geformt und gestaltet werden, bevor sie zur Waffe werden, und dazu sind Menschen notwendig. Die Menschen sind wichtiger als die Rohstoffe, denn erst sie verleihen ihnen die entsetzliche Kraft der Zerstörung, erst sie werden die furchtbaren Waffen einst bedienen. Es kommt nicht auf die Zahl der Bevölkerung an, sonst wären heute China und Indien die mächtigsten Reiche der Welt. Zunächst ist die technische Schulung von außerordentlicher Bedeutung. Nicht der Arbeiter als solcher wird gesucht, sondern der vorgebildete Facharbeiter, der kaum ersetzt werden kann. In Nordamerika ist einmal ausgerechnet worden, daß für jeden modernen Soldaten an der Front neun Facharbeiter im Hinterlande notwendig sein werden, um ihn laufend mit Waffen und Munition zu versorgen. Für ein Heer von einer Million wären danach neun Millionen Facharbeiter notwendig, um es voll mit allem Notwendigen zu versorgen. Wenn diese Rechnung auch vielleicht übertrieben ist, so zeigt sie doch, wohin die Entwicklung des Materialkrieges treibt. Die technische Schulung der Bevölkerung, die heimische Industrie tritt gleichwertig neben den Besitz der Rohstoffe.

Damit ist aus dem Ringen der Fronten ein Ringen der Völker geworden. Jeder Mann, der in der Heimat am Schraubstock steht oder den Acker durchfurcht, kämpft für sein Vaterland, wird für die letzte Entscheidung von ausschlaggebender Bedeutung. Das ist es, was wir heute unter dem „totalen" Kriege verstehen, und diesem Begriffe entspricht die „totale" Mobilmachung aller Kräfte. Der Mensch will mit seinen Kräften, mit seinem Einsatz wieder wettmachen, was die Natur seiner Heimat verweigert hat. Es ist das Große in der menschlichen Natur, daß sie nicht an äußere Erscheinungen gebunden ist, daß sie den materiellen Bedingungen die Kraft des Willens gegenüberstellen kann.

Verschieden sind die Tugenden, die von den Kämpfern an der Front und von denen in der Heimat gefordert werden müssen. Dort ist es der Mut, die Todesverachtung, das Ausharren in der Hölle des Trommelfeuers und das Zusammenreißen der letzten Kräfte beim Sturmangriff oder bei der Abwehr des feindlichen Ansturms. In der Heimat wird es sich nicht um die Zusammenballung des Willens in kürzeren, entscheidenden Zeiträumen handeln, wenn wir von den feindlichen Luftangriffen absehen wollen, wo es vielleicht nötig sein wird, auch an der Maschine sterben zu lernen. Hier werden die Menschen lang durchhalten müssen unter dauernder Anspannung der gesamten Kräfte im Dienst des Krieges. Und dennoch werden wir sagen können, daß die Tugenden in der Heimat wie an der Front auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Sie dienen der Macht und sind deren Gesetz unterworfen.

Die Macht duldet neben sich keine anderen Ideale, Liebe, Schönheit, Freiheit oder was es sonst für Götzen des Einzelmenschen gibt. Sie verlangt völlige Unterordnung, eiserne Disziplin. Sie gibt ihm die Härte und Unerbittlichkeit, die

schwersten Strapazen, die furchtbarsten Rückschläge zu ertragen, durchzuhalten in den größten Mühen und Plagen, beherrscht nur von dem Gedanken an den endgültigen Sieg. Sie verlangt vom gesamten Volke ein völliges Aufgehen im Dienste eines Gedankens, jene Geschlossenheit, die die Kräfte des Einzelnen und selbst die Summe der Einzelnen vervielfacht. In festzusammengeschlossener Front schreitet dieses Volk zum Sieg. Das ist der Gedanke der Militarisierung der italienischen Nation, wie sie der Große Faschistenrat ausgerufen hat.

Wir sehen, bis zu welcher Zuspitzung der Kampf um die Macht geführt hat. Wenn die großen Kolonialstaaten und Rohstoffbesitzer ihre Macht mißbrauchen wollen, wenn die Industrieländer diesen Kampf aufnehmen und in ihrer Wirkung verdoppeln, so bleibt den Staaten ohne Rohstoffe und ohne die große Kriegsindustrie nur noch der letzte Appell an die Nation, an die Elemente des Willens, wenn sie sich nicht dem Spruch des Schicksals beugen wollen, das sie auf ewig in den Schatten zu verbannen scheint.

Werden auf der einen Seite die materiellen Kräfte aufgeboten, so werden gegen sie auf der anderen Seite die moralischen Kräfte aufgerufen: der Wille, die Einsatzbereitschaft, der Opfermut. Das läßt wiederum den Wert der sichtbaren Waffen und Vorräte zweifelhaft erscheinen und führt zu erhöhten Rüstungen. Die Welt nähert sich bedenklich dem Punkte, wo die Spannung unerträglich wird. Der Zustand des „gefährlichen Lebens", des „pericolosamente vivere", ist nur bis zu einem bestimmten Grade und nur innerhalb einer gewissen Zeit möglich, dann reißt die Spannung, dann ist der Ausbruch unvermeidlich geworden.

Ist nun das Aufgehen der Völker des Abendlandes im Dienste der Macht unentrinnbares Schicksal? Ist die Macht es wert, daß ihr alle menschlichen Ideale geopfert werden? Gibt es nicht Grenzen, die ihr Schranken setzen? Damit stehen wir mittendrin in der philosophischen Betrachtung.

Die Möglichkeiten der Macht werden sehr stark überschätzt. Gewiß hat es Beispiele in der Geschichte dafür gegeben, daß ein kleines Volk, ein kleiner Staat nur auf dem Machtgedanken eine große Herrschaft begründet hat. Aber immer wieder sehen wir, daß eine derartige künstliche, übersteigerte Macht in sich zusammenbrechen mußte. Vor allem lernen wir aus der Geschichte, daß die Opfer, die die Aufrechterhaltung dieser Macht bedingt, so groß sind, daß der Wert dieser Machtstellung mehr als zweifelhaft erscheint. Wir brauchen nur an die jüngste Vergangenheit zurückzudenken, um zu sehen, wie die Machtstellung der Entente durch den Versailler Vertrag durch die allmächtige Zeit und an dem Willen des deutschen Volkes zerbrach, und wir sehen, welche Opfer jetzt die Welt bringen muß, weil sie sich nicht von den irrigen Vorstellungen lösen kann. Vor allem hat Versailles gezeigt, daß die Auswirkungen der Macht sehr begrenzt sind. Es mag einmal wirklich Leute gegeben haben, die an die astronomischen Zahlen geglaubt haben, die das Deutsche Reich als Kriegsentschädigung zahlen würde, die nun eine Welle des Wohlergehens und Reichtums über die Siegerländer auf Kosten des deutschen Volkes dahingehen lassen würde. Heute wissen wir, daß es nicht möglich ist, daß ein Volk reich und glücklich ist,

wenn ein anderes in Not und Elend gestürzt wird. Nur die Zusammenarbeit läßt alle Völker glücklich werden.

Von der hohen Warte einer solchen geschichtlichen Betrachtung aus gesehen verliert die Macht viel von ihrem ursprünglichen Reiz. Sie ist nicht mehr eine Erscheinung, die in sich ruht, die aus sich ihre Kraft schöpft und von sich aus Vorteile und Nutzen bringt. Sie wird zum Ausdruck von Kräften und Gegebenheiten, die jenseits der Macht selbst stehen. Sie spiegelt nur die Summe der natürlichen Schätze und der moralischen Kräfte eines Staates und einer Nation wieder. Es ist von diesem Standpunkte aus vergeblich, der Macht nachzulaufen, es gilt, die natürlichen Schätze zu entwickeln und die seelischen Kräfte zu entfalten.

Wir sehen heute bereits, wie die Agrarstaaten bei dem Rüstungswettlauf der großen Nationen ins Hintertreffen geraten. Alle Anstrengungen, mit denen sie einen unwahrscheinlichen Anteil ihrer gesamten Staatsausgaben für Rüstungen ausgeben, können es nicht verhindern, daß ihre Heere im Vergleich zu den mächtigen Nachbarstaaten immer schwächer und schwächer werden. Sie nehmen zwar Anleihen im Auslande auf, verstricken sich aber damit nur tiefer in Schulden, ohne den Vorsprung der anderen aufholen zu können. Die natürlichen Gegebenheiten sind die erste Grenze der Macht.

Die andere Grenze sind die Menschen. Das gilt zunächst von der Zahl der Bevölkerung. Gewiß läßt sich durch eine großzügige Aufklärungsarbeit der Fortpflanzungswille einer Nation steigern, aber diese Aufklärung reicht meistens nur aus, um ein weiteres Absinken zu verhindern, um die Nation vor dem Rassetod zu bewahren. Eine Ausdehnung und eine ernstliche Verschiebung der Kräfteverhältnisse wird nur über sehr lange Zeiträume hinweg möglich. Auch da wird die Macht auf nur schwer überwindbare Schranken stoßen. Dafür glaubt sie, sich über die Zahl hinwegsetzen zu können, statt zählen wägen zu dürfen. Der einheitliche Wille und der geschlossene Einsatz sollen die Wenigen über die Vielen siegen lassen.

Damit stehen wir vor der entscheidenden Frage, wie weit das möglich ist aus dem Geiste der Macht allein, wieweit die menschlichen Kräfte durch die Macht und im Dienste der Macht überhaupt entfesselt werden können, wie weit die Macht in diesem Sinne in sich ruht. Es ist ein moderner Gedanke, daß überhaupt die Macht seelische Kräfte wecken könnte, ein Gedanke, der in der Renaissance zum ersten Male auftritt und in dem Begriff der Gloire des französischen Sonnenkönigs und Napoleons I. gipfelt. Das Mittelalter war sehr viel skeptischer, es glaubte wohl an die Hingabe an ein religiöses Ideal, wie an den Kreuzzugsgedanken, nicht aber an die Möglichkeit, daß ein Mensch für äußerliche Dinge, für irdische Macht und Ruhm die letzten Entbehrungen und selbst den Tod auf sich nehmen könne. Hier setzt die große Wandlung ein, wie sie Jacob Burckhardt geschildert hat, für den die Macht das schlechthin Böse war.

Das neunzehnte Jahrhundert brachte auch den Rückschlag. Die Vaterlandsliebe trug das Heer, die Hingabe an die Volksgemeinschaft, die aus den furchtbaren Erlebnissen der napoleonischen Herrschaft über Europa erwachsen war.

Nicht der Gedanke an die Macht, sondern einzig das Bewußtsein, der Heimat die Schrecken des Krieges zu ersparen, ließ die Front während des Weltkrieges standhalten. Das waren seelische Kräfte, die nichts mehr mit dem Staate und der Macht zu tun hatten, die bereits aus den Tiefen der menschlichen Natur heraus geboren waren. Nach dem Kriege, als die Macht scheinbar gesiegt hatte, haben die Siegermächte versucht, dieser Tatsache Rechnung zu tragen, indem sie eine Illusion schufen: den Völkerbund, der unter dem Scheine des ewigen Friedens und der Gerechtigkeit die Machtstellung von Versailles aufrechterhalten sollte.

Wenn es aber die seelischen Elemente sind, die die Macht und den Staat tragen, so erhebt sich die Frage, wie sich diese Kräfte fördern und entwickeln lassen. Was wäre die Macht ohne sie, und wie wenig vermag die Macht ihnen zu geben! Es ist nicht so, daß aus dem Willen die seelischen Kräfte entspringen, die zum Durchhalten im Dienste des Willens befähigen, sondern aus diesen Kräften, deren Ursprung wir anderswo suchen müssen, entspringt der Wille als Ausdruck dieser inneren Kraft, aber es ist nicht der Wille zur Macht. Dieses eigenartige Auseinanderklaffen können wir in der Geschichte immer wieder beobachten.

Dort, wo die Macht am stärksten ausgeprägt schien, wo alles sich in ihren Dienst stellen mußte, da war der Staat bereits in sich morsch und hohl. Das gewaltige Perserreich, in dem der Wille des Großherrn unbeschränkt regierte, zerfiel beim Ansturm des kleinen Griechenheeres unter dem großen Alexander. Das napoleonische Aufgebot, das fast ganz Europa umfaßte, zerbrach an dem erbitterten Widerstande der schlecht ausgerüsteten und kaum organisierten Spanier, und was die Militärstaaten nicht vermochten, das vollbrachte das russische Volk 1812 durch seine unbegrenzte Vaterlandsliebe, die die eigene Hauptstadt lieber in Flammen aufgehen ließ, als sie Napoleon zu überliefern. Die französische Große Armee wurde vernichtet. Immer wieder werden die Vertreter der Macht davon überrascht, wie diese in ihren Händen zerbricht gegenüber seelischen Kräften, die sie nicht verstehen.

Die stärksten menschlichen Kräfte wurzeln nicht im Willen, sondern im Gemüt. Die Aufpeitschung von außen versagt, wenn im Herzen die Glut fehlt, die von sich aus das Handeln trägt. Unter der zermürbenden Wucht des Trommelfeuers zerbrechen die oberflächlichen Idole, die eine noch so laute und rührige Propaganda aufgerichtet hat, zerfällt das Strohfeuer, das Haß und Wut haben aufflackern lassen, nur noch zwei Dinge halten den Kampfeswillen die Tage und Wochen und Monate hindurch aufrecht: die Vaterlandsliebe und die Pflicht, das Verantwortungsgefühl, der kategorische Imperativ von Kant: Du kannst, denn Du sollst! In einem kommenden Kriege werden nicht nur die Front, sondern auch die Heimat unter diesem Gesetze des langhinhaltenden Widerstandes stehen. Auch die Heimat wird einem Trommelfeuer ausgesetzt sein, sicher nicht mit allen den Schrecken und dem Entsetzen der Front, aber dafür unermüdlich, unaufhörlich.

Die Nerven werden täglich beansprucht werden durch die Möglichkeit eines wirklichen Angriffes aus der Luft, mehr noch durch die heimtückischen Angriffe durch Rundfunk, Agentennachrichten, Greuelmärchen. Das Vertrauen wird täglich auf die Probe gestellt werden, das Vertrauen zur Front, zu den militärischen

Führern, zu der politischen Leitung, zu uns selbst und unseren Idealen. Mehr als jemals in der Geschichte wird es auf die seelischen Widerstandskräfte ankommen, aber es sind die gleichen, die immer den Staat getragen haben, nur daß früher sie so deutlich nur in belagerten Städten sichtbar wurden.

Die Kräfte des Gemütes ruhen im moralischen Gewissen. Sie bauen sich auf den beiden Trägern auf, die seit Menschheitsgedenken den Staat getragen haben: auf Recht und Glauben. Es ist eigenartig zu beobachten, wie in der Geschichte immer wieder die große Katastrophe den Einzelnen einsam macht, wie die Gemeinschaft und alles, was wir in ruhigen Zeiten aufgebaut haben, im Entsetzen der Panik verschwindet: Volk, Gemeinschaft, Familie, Partei; wie der Mensch nackt und bloß mit seinem Gewissen allein steht und nun immer wieder die große Aufgabe erfüllen muß, von sich aus, mit seinem Beispiel alles wieder zu schaffen und aufzurichten, was der Sturm hinweggeblasen hat. Sein Beispiel aber wendet sich wieder unmittelbar an die seelischen Urkräfte des Einzelnen, an sein Pflichtbewußtsein, sein Gewissen, sein Verantwortungsgefühl. Das ist die große Bedeutung der Führerpersönlichkeit inmitten einer zusammenbrechenden Welt.

Deswegen wirken große, lauthinschallende Worte, jede Pose und jede leere Phrase inmitten der Katastrophe nicht nur lächerlich, sondern verderblich. Sie rufen die Elemente der menschlichen Widerstandskraft nicht auf, sondern übertönen sie mit hohlen Worten. Deswegen wirkt das leichte, ironische Scherzwort, der treffende Witz und noch mehr das stille Beispiel so viel stärker. Sie zeigen, daß der Wille den Menschen nicht nur äußerlich gerade noch zusammenhält, sondern von innen heraus, aus den seelischen Kräften wächst. Diese müssen aber lange und sorgfältig gepflegt und entwickelt werden, sonst versagen sie im Augenblicke der Not.

Zu leicht geben sich die Menschen die äußere Haltung einer heroischen Weltanschauung, zu leicht wiegen sie sich in den trügerischen Wahn, daß sie stark und fest genug sind, auf die süße Ruhe des gesicherten Daseins zu verzichten, die sie als schmähliche Weichheit des Spießbürgers verachten. Wir müssen mit dieser Tatsache der menschlichen Natur rechnen und können nur fragen, ob es Kräfte gibt, die innerhalb dieser Grenzen aus einer äußeren Pose eine innere Haltung zu formen vermöchten.

Die Möglichkeit dazu ruht nicht in äußerer Einwirkung, sondern in der Erziehung, in der Bildung, in der Kultur, dem Gesamtbegriff alles dessen, was den Menschen über seine ursprünglichen Fähigkeiten hinaushebt. Die Kultur soll das schaffen, was wir eine Persönlichkeit nennen. Zu diesem Begriff eines in sich gefestigten Menschen gehört das stolze Bewußtsein, in einer unbedingt gesicherten Rechtssphäre zu leben, entrückt der Willkür orientalischer Despoten. Dieses Bewußtsein, nur durch eigene Schuld aus der gesicherten staatsbürgerlichen Bahn geworfen werden zu können, hat die Kulturstaaten zu ihren Leistungen befähigt. Wo dieses Bewußtsein fehlt, stehen die Bildung und die Kultur auf schwankendem Boden, bauen sie auf in sich unsicheren Charakteren auf, ruht der Staat auf tönernen Füßen. Dann mag die Macht nach außen noch so stolz erscheinen, es fehlen ihr die seelischen Kräfte des Widerstands. Gleichgültig und unbeteiligt

sieht der Bürger zu, wie eine Regierung, die er nicht versteht, an der er keinen Anteil hat, die nicht aus dem Volke erwachsen ist, über ihn verfügt. Die Vaterlandsliebe und selbst der Haß gegen die Fremden verfliegen rasch, wenn sie nicht getragen werden von einer sittlichen Persönlichkeit, von moralischen Kräften. Nur aus ihnen wächst der Wille, auch Opfer zu bringen in der Stunde der Not. Die gewaltigen Reiche des Orients haben diese sittlichen Kräfte nicht zu wecken verstanden, und so fielen sie immer wieder den hereinbrechenden Feinden zum Opfer. Wo diese Gleichgültigkeit herrscht, da versinkt der Staat nicht nur in den Zeiten der Krise, da versagt die Staatsmaschinerie auch in ruhigen Friedenszeiten. Der ägyptische Fellache flüchtete mit Weib und Kind in die Wüste, wenn der Steuereintreiber erschien. War das noch ein Staat? War dessen Macht noch zu rechnen nach der Zahl der Bevölkerung oder den sichtbaren Schätzen?

So stehen wir vor den eigentlichen Grenzen der Macht. Sie beruhen nicht auf den äußeren Gegebenheiten, auf der Menge der Rohstoffe, auf der Größe der schimmernden Wehr. Sie liegen in der Gefahr der Überspitzung des Begriffes der Macht selbst, der Überspannung des Willens, der äußerlichen Formung der großen Tugenden der Disziplin und der Opferwilligkeit. Immer wieder zeigt die Geschichte, daß dieses Verkennen der menschlichen Natur, die nach dem Frieden des gesicherten Daseins strebt und nur in der Verteidigung der Heimat und auf der Grundlage der sittlichen Persönlichkeit sich zu den bewundernswerten Leistungen emporrafft, die wir während des Weltkrieges erlebten, zum Zusammenbruch geführt hat.

PETER WEBER

Das Jahrhundert des Arbeiters

Vor 1900 schon kam die Prognose auf vom „Jahrhundert des Arbeiters". Sie wurde dann bald zu einer Art Glaubensbekenntnis der Arbeitermassen fast aller politischen und gewerkschaftlichen Richtungen, in Deutschland und auch in den Industrieländern der Welt. Der internationale Marxismus hatte aus der Lehre seines Meisters auch bereits das unheilvolle Rezept entwickelt: scharfe Absonderung aller Lohnarbeiter als „Klasse" — nicht Aufbau als „Stand", als Bestandteil einer Ordnung — und Klassenkampf bis zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Um die Macht im Staate zu erobern, auf dem Weg über Demokratie und Parlament, die Herrschafts- und Machtmittel des Bürgertums, der „Bourgeoisie". Die Rechnung schien richtig, denn um 1900 herum waren z. B. in Deutschland bereits an 50 v. H. der arbeitenden Menschen Lohn- und Gehaltsempfänger, in der Mehrheit kleine Lohn- und Gehaltsempfänger und ungelernte Arbeiter. Man brauchte also nach dem Marxismus nur Klassenbewußtsein und Klassenkampf heftig zu propagieren, die „Proletarier" richtig zu organisieren und jedes Kompromiß mit den bürgerlichen Parteien und dem Staat abzulehnen, um, eventuell auch durch Revolution, todsicher zur Macht zu kommen, nach dem Motto: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will." Bis heute ist dieses Klassenkampf-Ziel, abgesehen von dem Sonderfall Rußland, nirgends erreicht. In Deutschland sind der Marxismus und sein radikaler Entwicklungsfortsatz, der Kommunismus, überwunden. Frage: wie ist die weitere Entwicklung dieses Klassenkampfes zu beurteilen? Wird unser Jahrhundert, das zu einem Drittel in diesem Zeichen stand, ein Jahrhundert des Klassenkampfes oder des Klassenfriedens, einer Klassenherrschaft oder einer klassenlosen Gesellschaft und Gemeinschaft sein?

Ein Blick auf Spanien und auf die Industrieländer zeigt, daß von einem Abflauen des Klassenkampfes und seiner ganzen Ideologie keine Rede sein kann. Im Gegenteil, er hat stellenweise Formen angenommen, die man fast mit den Zeiten der Glaubenskämpfe der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges in Parallele setzen könnte. Die Klassengegensätze haben sich zu Weltanschauungskämpfen zugespitzt. Das System der Demokratie dämpft sie, indem es ihnen einen Austrag der Kämpfe nach einer Regelordnung ermöglicht. Es ist noch nicht abzuschätzen, ob dies zu einer allmählichen Entspannung und Überwindung der Gegensätze führen kann oder nicht; und das zumal, weil dabei auch überraschende Umbildungen und Erweiterungen der Kampfformationen sich zeigen. In der französischen „Volksfront" z. B. sind starke bürgerliche Parteigebilde zu finden, und in anderen Ländern stehen Arbeiter und Bauern in einer Front. In anderen Staaten wieder — auch in solchen, die von bürgerlich-feudalen Schichten regiert werden — sehen wir seltsame Sympathien für Sowjetrußland und das rote Spanien. Zum Dritten spürt man in dem bewegten Ringen,

das alle Bereiche menschlicher Existenzform aufwühlt, neue religiöse Unterströmungen, die aber nur in heftigen Reflexbewegungen zu erkennen sind.

★

Will man etwas Einblick in diese Entwicklung gewinnen, so muß man die Grundlinien zu erkennen suchen. Sie sind interessant genug und in dem Geschichts- und Kampfbild von sechs Jahrhunderten abendländisch-europäischer Geschichte sichtbar. Vom Ausgang des Hochmittelalters an unternahm es der abendländische Mensch, das Weltbild des „Gottesstaates" und seine Ordnungen zu überprüfen, die Welt zu erforschen, mit dem Maß seiner Erkenntnis und Erfahrung zu messen, sich ein „Bild zu machen" und danach seine eigenen Ordnungen zu setzen. Zuerst waren Kaiser und Papst, Staat und Kirche die Ordnungsformer und -träger. Dann begann die nationalstaatliche Bewegung, und die Fürsten schalteten sich ein, die kaiserliche Zentralmacht auflösend. In ihrem Gefolge entwickelte sich das Bild kleiner und kleinster Machtträger. Die religiös-reformatorische Bewegung kam dazu. Die Zeit des „Absolutismus" war die Frucht; in dem Grundsatz ‚cuius regio, eius religio' fand sie ihre stärkste Ausprägung. Aber von unten drängte, in vielfacher Form, die Kraft des nächsten Standes, des Bürgertums in den Städten, nach Freiheit, freier Entfaltung, nach eigenen Ordnungsformen und nach Macht, zumal aus diesen Schichten immer mehr die geistigen Kräfte herauswuchsen, die Schöpfer und Träger der neuen Erkenntnisse und Ideen waren. Die Französische Revolution war die Revolution des Bürgertums und leitete das sog. bürgerliche Zeitalter ein, die völlige „Freiheit des Individuums". Zugleich aber auch die Entwicklung zu neuen, andersartigen und ungehemmteren Kasten-, Stände-, Schichten- und Klassengegensätzen, die allmählich in einen Kampf um neue Staats- und Gesellschaftsformen gerieten, der auf die Dauer die natürlichen Bindungen der Gemeinschaft, der Ordnung und das Staatsgefüge erschüttern mußte.

★

In Deutschland war das Bürgertum, im Schatten des Feudalismus und der alten Ständeordnung stehend, nicht imstande, die mit der Industrialisierung aufwachsenden Massen in die Gesellschafts- und Staatsordnung fruchtbar einzugliedern. Im Gegenteil, bürgerliche Außenseiter sind es gewesen, welche die Ideen einer absondernden Arbeiterbewegung in die Massen hineintrugen. Entscheidend wurde, daß vor allem die Lehre von Marx Boden gewann. Das Unheilvolle und Neue war, daß eine Schicht nicht mehr um Mitgestaltung, Mitbestimmung und Teilnahme an Macht und Staat kämpfen sollte, sondern für die Schaffung eines Arbeiter-, eines Klassen-Staates. Daraus mußte, zwangsläufig, die Parole wachsen: Diktatur des Proletariats! In kirchlichen und religiösen Kreisen wenigstens erkannte man rechtzeitig die Gefahr dieser klassenkämpferischen Ideen. Bischof von Ketteler gab auf katholischer Seite den ersten Anstoß zu einer christlichen Arbeiter- und Gegenbewegung, im evangelischen Bürgertum Männer wie Adolf Stöcker. Ihr Ziel war, auch die neuen Massen zu einem Standesbewußtsein zu führen und ihnen so den Weg freizumachen zur Eingliederung in die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung, in die christliche Kultur und den nationalen

Volkskörper. Konfessionelle Standesvereine entstanden, aus denen sich die christlichen nationalen Gewerkschaften entwickelten. So wurde wenigstens erreicht, daß nicht die ganze Arbeiterschaft in das klassenkämpferische, staats- und christentumsfeindliche Fahrwasser des Marxismus geriet, dessen internationale Solidaritäts-Lehre das natürliche Nationalbewußtsein der Arbeiterschaft zu zersetzen begann.

Die weitere Entwicklung war vom Unheil beschattet. Der Kulturkampf hemmte die christlich-nationale Gegenbewegung, das Sozialistengesetz trieb die Massen in eine unheilvolle Feindschaft gegen den Staat und in die marxistische Klassenkampfideologie hinein. Die Radikalisierung der Arbeitermassen während der zehn Jahre Sozialistengesetz war in ihren Folgen verheerend. Mit der Aufhebung des Gesetzes begann ein gewaltiger Zustrom zur Sozialdemokratie und zu den marxistischen Gewerkschaften. Einen Augenblick schien es, als wolle sich in Staat und Bürgertum ein besserer, sozialer Geist ankündigen, als der junge Kaiser Wilhelm in den großen Bergarbeiterstreik 1889 eingriff, 1890 das Sozialistengesetz aufhob und das Zusammentreten der Internationalen Arbeiterkonferenz in Berlin veranlaßte. Auch in den Kirchen regte sich aufs neue das soziale Verantwortungsbewußtsein; Leo XIII. erließ die Enzyklika ‚Rerum Novarum', in der die großen sozialen Aufgaben der katholischen Kirche umrissen wurden. Hier bot sich noch einmal die Gelegenheit, zu einer gesunden Entwicklung in Volk und Staat zu kommen, denn die marxistische Irrlehre hatte die Massen noch nicht völlig durchseucht. Aber die Stunde ging ungenutzt vorüber; Krone, Staat, Bürgertum und Kirchen versagten. Die Sozialdemokratie blieb die Klassenkampfpartei und wollte kein inneres Verhältnis zu Volk und Staat finden. Kasten- und Klassengeist herrschten weiter; soziale Einrichtungen wurden als „Wohltaten" gewährt und empfunden. Die Klassen, Unternehmer und Arbeiter, „Bürger" und „Proletarier", gerieten in eine immer schärfere Kampfstellung gegeneinander, die nur von den nationalen und christlichen Gewerkschaften und Verbänden notdürftig überbrückt und entgiftet wurde. Trotzdem, das muß betont werden, wurden in den Jahren dieser unheilvollen Entwicklung eine soziale Gesetzgebung und ein Arbeitsrecht geschaffen, die in der Welt nicht ihresgleichen hatten und bis heute nicht haben; ein Beweis dafür, wie unnatürlich und verkrampft im Grunde dieser Klassenkampf war.

Die Republik von Weimar konnte die Verkrampfung nicht lösen und konnte keinen „Volksstaat" schaffen. Die deutschen Menschen, zermürbt, ausgelaugt von Krieg und Hunger, entehrt, vergewaltigt von den Siegern, geschüttelt von den folgenden Notzeiten, konnten nicht einmal den Weg zu einer Art Not- und Leidensgemeinschaft finden. Und das, trotzdem in Millionen Frontkämpfern und jungen Menschen allein schon der natürliche Selbsterhaltungstrieb dahin drängte, der Selbsterhaltungstrieb, der dann schließlich doch durch den Nationalsozialismus die große Wendung brachte, die Lockerung dieses unheilvollen Krampfzustandes.

*

Die innere Umstimmung, die folgte, geschah in einem Ausmaß und mit einer Schnelligkeit, die vielen und auch dem Ausland unbegreiflich erschienen. Der

tiefste Grund liegt in einer Erkenntnis, einer Einsicht, die schon länger dämmerte: in der Einsicht, daß all die Klassen-, Kasten-, Schichten- und Interessengegensätze im Grunde nur noch Fiktionen von einer überlebten Entwicklungsform her sind. Es gibt heute keine Arbeiter-„Klasse" und kein „Bürgertum" mehr im früheren Sinne. Die Zeit der Kasten und Klassen ist im Schwinden. Die Industrialisierung, die kapitalistische Wirtschaft und die wachsenden Massen der Lohnarbeiter, Angestellten, kleinen Beamten, Händler und Handwerker haben die Klassen und Stände langsam ausgehöhlt. 70 v. H. der Erwerbstätigen in Deutschland sind heute Lohn- und Gehaltsempfänger! Der überwiegende Teil der sogenannten bürgerlichen Schichten gehört dazu. Eine wirklich wesentliche Scheidelinie zwischen „Arbeiter" und „Bürger" zu ziehen, ist heute kaum mehr möglich. Von beiden Seiten her ist sie längst durchbrochen. Der Arbeiter fühlt sich nicht mehr als vierter Stand und will sich nicht mehr als „Prolet" fühlen. Er ist in weiten Schichten, wenn man so will, in das Bürgertum hineingewachsen, in dessen Lebenshaltung und Anschauung. Ein Beweis dafür ist z. B. die Tatsache, daß alle bürgerlichen Parteien bis in die äußerste Rechte mehr oder minder starke „Arbeiterflügel" hatten und daß die Jugend zusehends aus dem alten Kasten-, Klassen und interessenpolitischen Denken herauswuchs. Eine soziale, sozialistische Neuordnung, das wollte die Jugend auch, aber auf nationaler Grundlage, über die alten Kasten- und Klassengegensätze hinweg. Und so stieß sie zum nationalen Sozialismus der NSDAP. und begriff in diesem Sinne die Bezeichnung Arbeiterpartei. Das Bürgertum machte eine entgegengesetzte Wandlung durch. Es wuchs in neue, unselbständige Existenzformen und in eine Breite hinein, die ein wirkliches Standesbewußtsein nicht halten konnte. Es blieb im Grunde als entscheidendes Klassenmerkmal zuletzt nicht viel mehr als Besitz und Einkommen, nach dem schon das preußische Dreiklassenwahlrecht eine Art künstliche Standeseinteilung geprägt hatte. Schon längst hatte die Mehrheit der 70 v. H. der Lohn- und Gehaltsempfänger – trotz KPD. und SPD. – instinktiv zu erfühlen begonnen, daß im Grunde das ganze System der Klassen- und Interessenpolitik, die zum Kampf aller gegen alle führte, nur noch Konstruktion und Agitationsmittel war: im System von Weimar, das sich fälschlich als Demokratie ausgab, schließlich Mittel zum Selbstzweck. Die nationalsozialistische Bewegung hat dann in einem vehementen Durchbruch den Weg zur Erkenntnis frei gemacht, daß die breiten Schichten, die zusammengehören, wieder in großen, starken Gemeinschaftsformen zueinanderstoßen können.

Und das scheint das Entscheidende zu sein, und dahin geht auch ohne alle Frage der Zug der natürlichen Entwicklung: zu neuen Formen der Gemeinschaft, der klassenlosen Gesellschaft. Es zeigt sich, daß in der Welt des 20. Jahrhunderts Staatsführung und Macht von einer engen Klasse und Schicht auf die Dauer nicht mehr zu halten sein werden. Das ist das eine. Das zweite Richtungweisende zeigt der Entwicklungsprozeß in Deutschland: das Einheitsbewußtsein als Volk, zu schaffen, nachzuholen, was die vergangenen Jahrhunderte verfehlt haben und diesem Bewußtsein zugleich eine neue schöpferische Linie zu geben, ein neues Standesbewußtsein und einen neuen Dienst-Sinn, auf die ganze Gemeinschaft gerichtet.

Hier wirkt, erkannt oder nicht, das christliche Ordnungs- und Gemeinschaftsbild, in dem „ein jeder in seinem Stande" seinen Brüdern dienen soll. Kennzeichnend für den Aufbau der neuen Gemeinschaft sind die Wege, den Führernachwuchs wie die hochwertigen Arbeitsschichten aus der breitesten Grundlage herauszulesen und ein fortwährendes, allgemeines Schulungs-, Entwicklungs- und Ausleseverfahren zu schaffen, das die alten Scheidelinien der Kasten und Klassen durchbrechen soll. Wir sind dabei, Kulturschaffen und Kunst aus der alten Beschränkung auf Schichten herauszulösen und in der großen Gemeinschaft wirken und wachsen zu lassen. Auf allen Lebensgebieten und in allen Lebensformen ist, ausgesprochen oder nicht, immer wieder das eine Ziel deutlich erkennbar: die überlebten alten Schichtungen und Sonderungen zu überwinden, die natürlichen, gewachsenen Formen der Gemeinschaft zu stärken und als tragenden Grund das Volk als den einen Lebenskörper in ein ständiges Bewußtsein zu heben.

*

Was für die Älteren in manchem ein schwieriges Umdenken und Umwerten bedeutet, das wird für die heranwachsende Jugend zu einer selbstverständlichen festen Lebensform werden müssen. Jahrhundert des Klassenkampfes oder des Klassenfriedens? — Das darf für sie keine Frage und kein Problem mehr sein. Es muß im Dienst-Sinn, der alle natürlichen und ewig-menschlichen Schichtungen zu überwinden imstande ist, gelöst sein; im Dienst-Sinn auf die große Gemeinschaft des Volkes hin. Jahrhundert des Arbeiters? Diese Frage ist zu bejahen. Noch mehr als dieses Säkulum wird vom Geist und der Gestaltungsfähigkeit des Millionenheeres der Arbeiter sein Gepräge erhalten. So oder so. Wenn die Entwicklung in der Welt den Weg geht, den wir beschritten haben, den Weg, der die Zeit der „ungelernten" Arbeiter abschließt und den Arbeiter-Stand auf eine höhere Ebene hebt, dann kann und wird sie zu einer friedlichen, schöpferischen Epoche führen. Werden aber die alten, einander feindlichen Kasten- und Schichten- und Klassengegensätze am Leben erhalten, gleich in welcher Form und Prägung, und sollte man, gleich wo und wie, versuchen, nach altem Muster Macht und Staat zu handhaben und mit mehr oder minder offener Gewalt eine Kasten- und Schichtenherrschaft auszuüben, dann wird unser Jahrhundert eine Zeit der Unruhe und Kämpfe bleiben. Die größte Gefahr für Europa aber ist, wenn die Arbeitermassen den Eindruck gewinnen würden — gleich ob zu recht oder unrecht — gewisse Systeme der Regierung, Staatsführung und Wirtschaft seien der Arbeiterschaft feindlich, feindlich ihren Ansprüchen, ihren Anschauungen und ihrem Wollen. Dann werden sie schließlich, auch trotz besserer Einsicht, im Bolschewismus den Vorkämpfer ihrer Welt und ihr Heil sehen. Daß diese Möglichkeit besteht, beweist ein Blick auf die Welt um uns.

Eduard von Hartmann

(1842–1906)

Mit dem Worte Freiheit ist nicht nur auf politischem, sondern auch auf philosophischem und ethischem Gebiete so viel Unfug getrieben worden, daß es nötig scheint, diesen Begriff auf seine genauere Bedeutung zu prüfen. Nicht genug, daß jeder Freiheitsschwärmer gerade nur für die Freiheit schwärmt, die er meint, d. h. daß jeder eine andere meint, so weiß noch dazu keiner, was er eigentlich mit Freiheit meint: denn sonst würde er nicht mehr für sie als Freiheit schwärmen, sondern für die konkrete Form sich interessieren, die er gerade im Sinn hat... Frei sein heißt nichts anderes als los und ledig sein; los und ledig sein ist aber ein ganz abstrakter, rein formeller und durchaus inhaltsleerer Begriff, so lange man nicht hinzusetzt: wovon... Wer von Freiheit spricht, ohne genau anzugeben, auf welchen ganz bestimmten Zwang sich diese Negation bezieht, der redet ins Blaue hinein und betäubt die Ohren der Hörer mit einem inhaltsleeren Wort, mit dem gar nichts anzufangen ist.

*

Wenn die Freiheit das höchste Prinzip ist, von dem aus Gut und Böse, Recht und Unrecht erst bestimmt werden soll, dann ist es offenbar weder gut noch recht, daß eine Vielheit sich das Recht anmaßt, den Einzelnen ihre Freiheit durch Vorschriften zu beschränken, und ihre Übermacht zur Erzwingung des Gehorsams benutzt.

*

Je weniger ich anderen die Befugnis und Befähigung zugestehe, mich zu richten, desto ernster muß ich die Aufgabe nehmen, mein eigner Richter zu sein; denn wenn irgend jemand, so muß ich kompetent zu meiner Beurteilung sein, da mir der allen anderen versagte Einblick in den psychologischen Prozeß durch die innere Erfahrung wenigstens bis zu einem gewissen Grade aufgeschlossen ist... War mein Straucheln eine Folge der Überrumpelung durch die Versuchung, so heißt es künftig besser auf Posten zu sein, um nicht noch einmal überrumpelt zu werden... war er eine Folge davon, daß ich mich einem Affekt zu sehr überlassen, daß dann, nachdem er sich als zu einer unsittlichen Handlung führend entpuppt hatte, seine Bekämpfung zu spät war, so wird diese Erfahrung meinen Eifer in einer rechtzeitigen Unterdrückung auch solcher Affekte steigern, von denen die Verleitung zum Bösen zunächst nicht abzusehen ist.

*

Die Begriffsverwirrung über das Wesen der Freiheit auf politischem Gebiet beruht teils auf der Verkennung des negativen und relativen Charakters der Freiheit, teils aber in der doktrinären Verbohrtheit der politischen Parteien und in der Verlogenheit, mit der sie ihr Streben nach Parteiherrschaft durch Schwärmerei für Freiheit zu maskieren bemüht sind... Nun besitzt aber jede Partei

einen Parteiegoismus und wird dadurch ungerecht in der Beurteilung der Verhältnisse, sie täuscht sich, wenn sie ihr Streben nach Parteifreiheit für ein Streben nach allgemeiner Volksfreiheit ausgibt, da es vielmehr ein Streben nach Herrschaft, d. h. nach der Macht, alle anderen Parteien unter ihren Willen zu zwingen, also nach Unfreiheit aller übrigen Parteien ist.

*

Es kommt darauf an, alle Menschen mit dem Bewußtsein zu durchdringen, daß nicht in dem Erringen der Freiheit, sondern in dem Einwilligen in eine vernünftige Unfreiheit ihre Aufgabe besteht.

*

Alle Kultur hat, solange es eine Geschichte gibt, auf Minderheiten geruht und wird auf Minoritäten ruhen, die nach dem organischen Entwicklungsgesetz der Differenzierung sogar immer kleinere Bruchteile der Volksmasse werden müssen. Nur indem die Kultur der begünstigten Minderheit wächst, ist die treibende Kraft gegeben, welche auch den Kulturzustand der Masse heben kann, die aus sich selbst heraus einer Steigerung unfähig ist. Wohl wird auf diese Weise auch das Kulturniveau der Massen beständig gehoben, aber doch langsamer als das Kulturniveau der begünstigten Minderheiten sich mehrt, so daß der Abstand beider voneinander mit steigender Kultur sich beständig vergrößert, während eine Verminderung desselben das unerträglichste Anzeichen des Sinkens der Gesamtkultur ist. Die begünstigten Minderheiten aufheben, heißt also den Träger und die Triebkraft der Kultur vernichten und die Masse, von der Quelle ihrer Kultur losgelöst, auf den Verbrauch der ihr früher aus dieser Quelle zugeflossenen Kultur anweisen, d. h. sie der Barbarei überliefern.

*

Wo es sich um Demagogie handelt, ist der unverschämteste Lügner, der frechste Verleumder, der größte Maulheld, der lauteste Schreier und der rücksichtsloseste Hetzer, der die gemeinsten und niedrigsten Leidenschaften der Masse zu erregen weiß, allemal dem gemäßigt Auftretenden überlegen; darum ist es auf die Dauer unabwendlich, daß in der Agitation die extremsten Parteien den Sieg behalten. Die alten Parteien empfangen aber in dieser Verdrängung durch extreme die wohlverdiente Strafe dafür, daß sie der Demokratie den Weg gebahnt haben.

*

Jede Versammlung denkt und beschließt um so sachlicher, je kleiner sie ist, aber um so unvernünftiger, leidenschaftlicher und launischer, je größer sie ist. In der Anhäufung der Menschen allein liegt eine verdummende Gewalt. Man sieht dies ja am deutlichsten beim niederen Volke, wo der Einzelne ein ganz guter, biederer Kerl, die Masse aber eine sinnlose, wilde Bestie ist. Dasselbe gilt aber auch für die höchsten Intelligenzen eines Volkes, deren jede Einzelne das Bedeutendste leisten könnte, die sich aber in ihren guten und tüchtigen Eigenschaften um so mehr paralysieren, je mehr von ihnen zusammen arbeiten müssen.

Aus „Gedanken über Staat, Politik, Sozialismus" (Leipzig, Alfred Kröner).

FRIEDRICH SEEBASS

Carl Gustav Carus

in seinem Verhältnis zum Christentum

Vielgenannt wurde in der neuesten Zeit der Name dieses hochbedeutenden, vielseitigen Mannes, dessen unvergängliche Verdienste als eines Arztes, Naturwissenschaftlers, Philosophen, Seelenforschers und Künstlers mit Recht wieder gefeiert wurden. Seine Werke wirken nach dem Vergessen mehrerer Menschenalter wieder lebendig weiter wegen der Weite des Blickes, dem der Kosmos stets als ein Ganzes vorschwebte, was ihn mit Alexander von Humboldt verbindet; wegen der Feinheit des ästhetischen Sinnes, die dem Freunde des Caspar David Friedrich und Ludwig Tieck in seinen eigenen Gemälden, wie in der Form seiner Schriften das Gepräge gab; wegen der schöpferischen Tiefenschau in die menschliche Seele, die ihn zum Vorbild und Anreger heutiger Psychologen und Ärzte macht. Vergleichbar ist seine Gestalt mit der Goethes nach geistiger Vornehmheit und Beweglichkeit; ihm durfte er als Mensch und Forscher nahetreten, und zu seinem Gedenken und besserem Verständnis veröffentlichte er mehrere Bücher von besonderem Werte. Carus war es, der mit Goethe den Sinn für das Urphänomen gemein hatte, der Goethes Lehre von der Metamorphose der Pflanze weiterführte, die Fruchtbarkeit seiner Farbenlehre erkannte und seine Neigung zu Schädel- und Wirbelstudien teilte, wie seine Vorliebe für bildende Kunst. Ganz in Goethes Sinne bezeichnete er, eine gänzlich untragische, der Geschichte abgewandte Natur wie dieser, bei seinem Eintritt in das Leben das Ziel seines Wirkens mit diesen Worten: „Es drängt mich im Grund alles nur zu einer rein menschlichen Existenz. Wie ich von Gott aufrecht auf diese Erde gesetzt bin, um mich frei am ganzen Horizonte umzuschauen, so will ich auch frei nach allen meinen Anlagen tätig sein, im Wissenschaftlichen mich regen, im Kunstfache streben, im Leben mich Lebenden nach Kräften hülfreich und förderlich zeigen" (am 21. II. 1821). Wie heutige Mediziner mit höchster Anerkennung von Carus' Leistungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Pathologie, Gynäkologie, Physiologie und Anthropologie sprechen, so erfährt sein abschließendes naturphilosophisches Hauptwerk „Natur und Idee" neue, fruchtbare Würdigung; am meisten wirkte er durch die mehrfach wieder gedruckte „Psyche" auf moderne, lebenswissenschaftliche Strömungen ein, die ihn für sich beschlagnahmen wollen, mit mehr oder weniger Recht, während die okkulte Bewegung unserer Tage sich auf seine Beschäftigung mit Phrenologie, Physiognomik, ja Chiromantie beruft. Hier soll von Carus' Verhältnis zum Christentum die Rede sein, das in der neueren Literatur entweder verschwiegen oder bekämpft wird. Dabei werden außer den späten Hauptwerken namentlich seine „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" (Bd. I–V) zugrunde gelegt.

Schwerlich kann man, wie es jüngst geschah, einfach von einer persönlich er-

lebten, christlichen Haltung des Carus sprechen oder ihn mit Hamann und Görres auf eine Linie stellen und behaupten, daß das christliche Motiv seine Weltansicht und Naturphilosophie bestimme. Für seinen Gottesbegriff heben wir zunächst eine aufschlußreiche Briefstelle des Dreißigjährigen heraus, in der er sich vom Gottesglauben der Pietisten abhebt (Mnemosyne 1848, S. 37): „Was nun jene evangelischen Gemüter, die Sie meinen, betrifft, so scheint mir, daß die Irrung mehr in der Art lag, wie sie ihre Gesinnungen, welche an sich größtenteils löblich sein mögen, auszusprechen gewohnt sind. Sie wie ich, wir sind gewiß von der Wahrheit durchdrungen, daß Gott in der Tiefe jeder menschlichen Seele lebe, und alle unsere Heiligung darin bestehe, diese Gotteskraft in uns nur immer mehr zu befreien und immer reiner durch all unser Tun sie hindurchleuchten zu lassen. In der Art nun aber, wie jeder Mensch sein Verhältnis zu Gott auffaßt, spiegelt sich notwendig die Eigentümlichkeit des Menschen am Bestimmtesten, und wie das Kind auf eine andere Weise Gott anschaut als der Mann, so eigentlich jeder Mensch auf seine besondere Weise." Carus fordert weiterhin statt einer Schwärmerei des Gefühls „eine Seligkeit der vollen Genüge aller Seelenvermögen und zu höchst der Vernunft, durch welche die Seele das reine Licht göttlichen Wesens in sich aufnimmt, um von ihm innigst durchdrungen zu werden. Ohne Bildung der Seele und gehörige Entfaltung der Geisteskräfte kann das höhere Licht voller göttlicher Offenbarung nicht gefaßt werden — von jeher ist die wahre und unsichtbare Kirche nur durch die reiner und höher entwickelten Seelen aller Zeiten gebildet worden. Jeder Dogmatismus der Religion, welcher Glauben ohne Vernunftüberzeugung verlangt, ist mir entgegengesetzt" (daselbst S. 59).

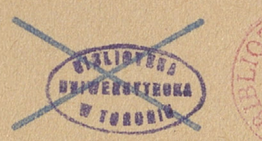
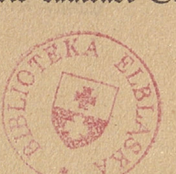
Bevor er selbst zu dieser inneren Selbstsicherheit gelangte, durchlebte er schwere Schwankungen; so quälte er sich in seiner damaligen Entwicklung mit Zweifeln an der Möglichkeit aller geistigen Fortdauer nach dem Tode; aber er bewahrt sich immer „das tiefe und lebendige Gefühl gegen jenes erhabene Numen, das er mit den Namen eines höchsten ewigen Mysteriums bezeichnet, das ein an sich Unbedingtes, der einzige Grund von allem bedingt Seienden ist". Am tiefsten ward sein ganzes, zur Harmonie strebendes Wesen durch die Ereignisse in Leipzig während der Völkerschlacht erschüttert, die er aus nächster Nähe als Arzt eines Lazaretts miterlebte; ja im Anblick der furchtbaren Kriegsgreuel, als die Blüte der Jugend ganzer Völker niedergemäht war von dem unerbittlichen Engel der Verwüstung, als er mit ansehen mußte, mit welch sträflicher Sorglosigkeit die Verwundeten behandelt wurden, fiel er selbst in eine lebensgefährliche Krankheit.

In seinen Lebenserinnerungen (Bd. I, S. 127) lehnte er ebenso scharf wie den Pantheismus als unhaltbare Ansicht den „personifizierenden Monotheismus" ab und sagt, es sei ihm schon früh unmöglich gewesen, den Begriff eines alttestamentlichen Gottes zu dem seinigen zu machen, welcher als ein menschlicherweise denkendes und handelndes besonderes Wesen dem Weltall gegenüber gestellt wird. Vielmehr bezeichnet er seine eigene Überzeugung als Entheismus, was er selbst erläutert als „Gottinnigkeit". Immer wieder, wie an dieser Stelle, zitiert Carus in diesem Zusammenhange den Satz aus der Aeropagrede des Paulus (Apostelgeschichte 17, 28): „In Gott leben, weben und sind wir";

in diesem Pauluswort findet sich, ähnlich wie bei dem geistesverwandten G. Th. Fechner, der Sinn seiner umfassenden Gedankengänge inbegriffen. Das weist auf innere Zusammenhänge hin mit Augustinus, der mehrmals mit besonderem Nachdruck auf diese Stelle zurückkommt, wie mit Meister Eckart und Nicolaus Cusanus. Carus ist überzeugt, daß die beiden großen, zu Gott führenden Wege, der Religion und der Philosophie, „nur dann erfolgreich begangen werden können, wenn sie unter sich in steter Berührung und einer durch den andern gestützt, nebeneinander sich finden" (Organon S. 197).

Noch bestimmter werden seine Grundgedanken in dem naturphilosophischen Hauptwerke „Natur und Idee", 1861, zusammengefaßt, das mit den lapidaren Worten beginnt: „Alle Philosophie setzt Gott voraus und ist nur möglich unter dieser Voraussetzung." – „Ist nun aber das Göttliche in uns ebenso gewiß Urgrund aller Philosophie, als Gott überhaupt Urgrund der Welt, so ist klar, daß Hebung, Steigerung unseres eingeboren Göttlichen erstes Erfordernis für alles Philosophieren genannt werden muß, wenn dasselbe zu irgendeinem höheren Resultate gelangen soll." Am klarsten spricht er jetzt im höchsten Alter seine Gottesauffassung in den folgenden Worten aus (S. 134): „Überall, wo das Göttliche erkannt worden ist als der Urquell alles Lebens, als der Quell, in welchen ein ewiges Werden, nach ewigen Gesetzen, in unausgesetzten Verwandlungen das Weltganze zum ewigen Abbilde eben dieses Göttlichen schafft, wird es geradezu unmöglich, das Lebensprinzip zu verkennen, welches in den Wandelungen des Kosmos durchaus ebenso sich offenbart, wie in der zartesten einzelnen organischen Entwicklung."

Wie steht nun Carus zum eigentlichen Christentum? Er lehnt es ab, im Leben nichts als Kreuzweg und Prüfung, als reine Vorbereitung zu künftigen, ungekannten und kaum geahnten Zuständen zu sehen (Lebenskunst S. 19), aber wieder und wieder kommt er auf einzelne christliche Lehren zu sprechen und sucht sie in seine Auffassung hineinzuverweben, wofür hier nur einige Beispiele stehen können; im „Organon" (S. 216) geht er auf den Gegensatz der Individualität zur Totalität ein: „Seit Jahrtausenden schon haben mythische Darstellungen den Abfall des Einzelnen vom Ganzen zugleich als die bedingende Ursache des Irrtums und der Sünde und des Todes desselben angesehen und fanden die Sühnung und das vollkommene Aufheben von Lüge, Unschönheit und Tod nur im Wiedereingehen in das Ganze und Ewige, so daß es jedenfalls auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen sein kann, daß eben darin die Lehre von der erblichen Sündhaftigkeit und der Unerläßlichkeit des Todes für das Menschengeschlecht, insofern auf sehr wohl philosophisch nachweisbaren Gründen beruht, trotzdem daß die göttliche Offenbarung im Weltall, also auch die Menschheit einbegriffen, nur von der Wahrheit, Schönheit und Liebe weiß." Uns, die wir durch die Greuel des Weltkriegs und die Dämonien der Nachkriegsjahre geschritten sind, erscheint der Harmoniegedanke des Carus, seine optimistische Deutung des Bösen, des Hasses, des Todes hier wie in den ausführlichen Kapiteln der „Psyche" nicht tief genug; selbst Krankheiten werden von ihm, wie jedes Irren und jedes Schlechte, in echt sokratischer Weise nur als vorübergehende oder dauernde Störungen des har-

monischen Verhältnisses der Teillebenskreise erklärt, die im mehrzelligen Organismus sich zu einem höheren Lebenskreise zusammengeschlossen finden. Dennoch geht unser Philosoph wenigstens nicht an diesem christlichen Grundproblem vorbei.

Schon in seinem ersten Goethe-Buche (1843) hatte Carus dessen Seele bezeichnet „als eine, deren volle Lebensaufgabe in diesem Leben erfüllt ist und deren gesunde Weiterbildung in einem fortgesetzten Dasein unmöglich fehlen kann"; dann will er den christlichen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in einem ewigen Leben eine neue Stütze in seiner Theorie vom Seelenleib geben, die er in höchst merkwürdiger Gedankenführung im „System Physiologie" (1847² § 310) begründet. Auch am Schlusse der „Psyche" kommt er darauf zu sprechen: „Das, was die Sagen der Völker in den verschiedensten Gestaltungen als Auferstehung zu neuem Leben nach dem Tode bezeichneten, ist sonach ganz unleugbar nur die symbolische Darstellung der neuen Offenbarung einer Idee in irgendeinem neuen Leben nach wiedererstandenem Fleisch — als Physis, und nach wiedererwachtem Geist — als Psyche... Sogar der in der Geschichte der Menschheit ebenso verbreitete Gedanke eines gewissen Gerichts über die Seele nach ihrer Auferstehung kann nur dann eine höhere Realität bekommen, wenn wir bedenken wollen, daß die Art, in welcher die Idee in einer nächstfolgenden Lebensform sich betätigen muß, notwendig allemal bedingt sein wird durch die Art des Wachstums, welches ihr während ihrer vorhergegangenen bewußten Existenz möglich geworden war." — In der genannten „Physiologie" findet sich auch zum ersten Male seine geschichtsphilosophische Einteilung der drei wesentlichen Epochen der Menschheit: „erste — Offenbarung der Idee der Schönheit in der Perikles-Periode Griechenlands; zweite — Offenbarung der Idee der Liebe in Christus; dritte — Offenbarung der Idee der Wahrheit als Aufgabe der künftigen Zeit, vorbereitet durch das neueste Fortschreiten der Wissenschaft." Dieser Lieblings- und Mittelpunktsgedanke Carus' kehrt in seiner Psyche mehrmals wieder, wie auch in den folgenden Werken, in der Psyche übrigens mit der Betonung: „Ist es nicht bedeutungsvoll, daß ... die Liebe allein durch Einen offenbart worden ist, während das Schöne und die Wahrheit viele Verkündiger fanden?"

Überhaupt wird der Name Christi häufig genannt, zunächst recht farblos, wie z. B. in dem Goethe-Buch (1843), worin von jenem Erhabenen gesprochen wird, „welcher mit heiligem Eifer dem Bösen in der Menschheit entgegentrat und nichtsdestoweniger mit unendlicher Milde sich des einzelnen Sündhaften erbarmte". Viel tiefer dringt er in späteren Jahren in das Wesen des Erlösers ein; so sei hier aus dem umfangreichen Abschnitt, der sich im „Organon" (S. 305 ff.) findet, ein Teil wiedergegeben: „Erscheint es der Betrachtung schon als halbes Wunder, wenn mitten in nach vielen Seiten hin umnachteten Zuständen des Altertums ein so reiner Strahl (der Schönheit) an einem Volke (Griechen) sich offenbarte, so muß es noch ein größeres erscheinen, wenn wenige Jahrhunderte später an einem einzelnen Menschen — an einem Menschen, der daher nicht Sohn der Menschen, sondern Sohn des Menschen oder nach der hohen Verklärung des Göttlichen in ihm: Gottmensch mit Recht genannt wird, die Idee der Liebe, die eigentlich

höchste und schöpferische der gesamten Menschheit, sich offenbart, und zwar auch hier mit einer Vollkommenheit sich offenbart, daß alle kommenden Jahrtausende nichts dazu hinzuzusetzen imstande sein werden, sowie nie etwas davon hinweggenommen werden kann, ohne das reine Licht solcher Offenbarung zu trüben oder zu mindern." Als fast Achtzigjähriger hat er nochmals das von ihm immer wieder behandelte Grundmotiv des Christentums mit diesen Worten berührt: (Bd. V, S. 57) „In der Liebe, welche wirklich die christliche genannt werden darf, ist noch etwas ganz anderes gegeben, als ‚nie und nimmer unrecht tun, als Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft', sondern daß hier vom Kreuz aus noch ein anderer Ruf an die eigene Seele zu ergehen hat, d. i. eine Aufforderung zur Unterwerfung und Selbstläuterung, zur Feindesliebe und zur Erkämpfung inneren Friedens, welches alles dann erst wahrhaft jenes schöne Wort erklärt: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.'" – Eine Lesung der späteren Aufzeichnungen von Carus erweckt überhaupt den sich stets verstärkenden Eindruck von der anima naturaliter christiana des Philosophen – es kann nicht auf Jugenderinnerungen zurückgeführt werden (da von einer christlichen Erziehung bei ihm nicht gesprochen werden kann), wenn häufig aus der Tiefe seiner Seele ein Ausruf bricht, der wärmer und lebendiger die innere Einstellung verrät als die eigene Feststellung, daß Gott „die Idee der Ideen" sei, oder die von neuen Beobachtern gemachte, daß bei Carus nur in paradoxer Weise Gott als coïncidentia oppositorum, eines tiefsten Unbewußten und eines höchsten Bewußten, angeschaut werden könne oder nur „Inbegriff des sich selber unbewußt bleibenden Lebens sei". Damit lassen sich nicht Tagebucheinträge vereinigen wie die folgenden; bei einem Gang durch die Natur in vollem Dufte des 1. Juni 1817 empfindet er: „jeder Gedanke würde ein Gebet und der Hügel zur geheiligten Stätte des Herrn." (Bd. II, S.193.) Als er die Leiche seines königlichen Herrn, der in den Tiroler Bergen verunglückt war, abholt, „da faßte der Geist sich zuerst wieder zusammen, und die Größe und die Macht dieser Natur gab mir neue Bürgschaft, daß, wo solche Schönheit in der unbewußten Welt schon herrsche, auch in der Welt der Seelen, als der zum Hervorrufen höheren geistigen Lichts bestimmten, keine rohe Willkür oder ein schadenfrohes Verderbliches das Regiment führen können, sondern daß auch hier, ja hier um so mehr, Schatten und Licht, Glück und Unglück überall nach höchster Weisheit und in rechter, der Entwicklung des Edelsten frommender Weise verteilt und bemessen sein müsse." (Bd. IV, S. 110.) Auf der italienischen Reise begriffen, ruft er, als er einer schwermütigen Stimmung nicht Herr werden kann, aus: „Nun, Er wird's wohl machen!" In Neapel angekommen, trägt er in seine Aufzeichnungen ein: „Ich ergoß mich in Dank zu Gott, der mich an dies Ziel gnädig geleitete." Oft findet sich ein Spruch aus dem Alten und Neuen Testamente angeführt; so tröstet er sich, als ihm sein erstes Söhnchen stirbt, mit dem Ausruf des Paulus: „O Tod, wo ist dein Stachel!" und beim Tode der Tochter Eugenie (1852) schreibt er in sein Tagebuch: „Ich konnte dem Ewigen danken, daß unter so vielem Großen und Schönen, was ich erleben durfte, auch das Glück war, an einer so schönen Er-

scheinung so manche Jahre mich zu freuen." Immer zahlreicher werden Aussprüche Christi angeführt und durch seine Seelenkunde bestätigt. In der kleinen, aber wichtigen Schrift „Die Lebenskunst" (1863) spricht er von „der erhabenen Gesinnung und der ebenso humanen wie divinen Lehre des großen Stifters und Vorbilds unseres Glaubens, so durch und durch Segen bringend ... Tausend und aber Tausende haben namentlich als Christen es erfahren, was für ein Halt und Stern ihnen in den schwierigsten Lagen des Lebens dies sein konnte, und wie sehr es beigetragen hat, die Kunst ihrer Lebensführung zu kräftigen und zu erheben, wenn sie jene oft mehr als Zauberformeln wirkenden Worte: Ich bin's, fürchtet euch nicht! recht begriffen hatten und im Aufblicke zu ihrem Erlöser den besten Kompaß fanden, der durch stürmische Meere sie zum rechten Hafen richtig geleitete."

Die „Psyche" hatte am Schlusse den Satz gebracht: es sei bei Erkenntnis der Gewißheit von Ewigkeit und Göttlichkeit unsers innersten Seins dem Menschen in reichstem Maße gegönnt, stets in Hoffnung auf die Gnade des Höchsten, ebenso auf die Zukunft eines künftigen Lebens hinzuleben, wie wir abends dahinleben auf die Zukunft eines folgenden Tages. Nach fünfzehn Jahren bekennt er gegenüber der erlauchten Gesellschaft, die bei ihm zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums erscheint (Bd. V, S. 16): „Alles geht vorüber, aber bleibend und gewiß ist nur eines: nämlich daß ein bedeutendes Lebensresultat nie erreicht werden wird ohne zwei Bedingungen: ohne teils die Gnade von oben herab, teils das tüchtige Streben von innen heraus." Im Blick auf sein eigenes Leben muß er ferner sagen, daß, was die Gnade betreffe, er für alle die glücklichen Umstände Gott täglich zu danken habe.

Carus' Lebensausgang fiel in eine Zeit, in der die Naturwissenschaften eine grobmaterialistische Richtung einschlugen. Er wandte sich noch scharf gegen den damals triumphierenden Darwinismus, begrüßte aber das erste Werk Ernst Haeckels über „die Radiolarien" mit warmer Teilnahme und Anerkennung, und zwar, indem er seine Besprechung des Buches als „Gedanken zu Gott" überschrieb (Bd. V, S. 61): „Mir sind solche (mikroskopischen) Gebilde nach dem alten biblischen Ausdruck stets ein besonderer Finger des Herrn, denn wenn in einem Schleim des Meeres, tief verborgen, solche Schönheit und Weisheit millionenfach verstreut, ja gewissermaßen verschwendet ist und doch auch da alles prachtvoll nach Gesetz und Ordnung sich bildet und lebt, wie sollte, wie könnte es dann an einer Weltregierung fehlen, welche ebenso das Leben aller Menschen durch und durch nach göttlichem Recht herrlich leitet und treulichst überwacht?" Die Betrachtungen des frommen Greises und echten Naturforschers schließen mit den Worten: „Als ich früh beim Läuten der Sonntagsglocken hinter meinem Gärtchen auf jenem Feldrain saß, wo man über grüne Saaten nach großen Bäumen und der kleinen Dorfkirche blickt, während die milde Luft so warm vom ultramarinblauen Himmel weht und die reizende Ferne so mild durch die schwankenden Halme sichtbar wird, da wurde mir unendlich wohl und hell zumute, und mein Gemüt war erfüllt von Gedanken zu Gott um der wunderbaren Führung meines Lebens willen."

PAUL FECHTER

Christlicher Propagandafilm

Seit Monaten läuft über die Leinwand der deutschen Kinos der Film „San Franzisko". In Berlin beherrschte er viele Wochen lang den großen Raum des Capitols, bevor er in andere Stadtteile, und zwar in die großen Theater, nicht etwa in die mittleren und kleinen Häuser, abwanderte. Tagaus, tagein rollt die Geschichte aus den Tagen des Untergangs von San Franzisko im Jahre 1906 drei-, viermal ab – und tagaus, tagein sitzen Tausende im Parkett und auf den Rängen und folgen mit lautloser Spannung der Geschichte von Blackie Norton und dem Mädchen, das er liebt – und gehen am Ende, meist ohne zu klatschen, mit einer merkwürdigen stummen Ergriffenheit hinaus.

Man hat ähnliche Wirkungen auch bei andern Filmen erlebt: hier aber scheint doch etwas Besonderes vorzuliegen. Dieser Film ist nicht nur ein ausgezeichneter Film, einer der ersten, die rein aus ihrer Welt und mit ihren Mitteln, wenn auch in Anlehnung an das Handlungsgerüst eines Romans, ein geschlossenes, so nur dem Film mögliches Ganzes von starker, der künstlerischen sehr nahe kommenden Wirkung geschaffen haben: er ist noch mehr. Den Herstellern dieses Bildstreifens ist es gelungen, etwas Geistiges, eine der großen Urtatsachen des geistig-seelischen Lebens zum eigentlichen Thema, den Film und sein Geschehen nur zum Mittel der Darstellung dieser Urtatsache zu machen, ohne ihn damit auch nur im mindesten aus seinem geschlossenen Filmbereich herauszuziehen. Sie haben mit „San Franzisko" den ersten christlichen Propagandafilm geschaffen, mit seelischen Wirkungen auf die Zuschauer, die vielfach gar nicht abzusehen sind.

Als dieser Film zuerst, lange vor seiner Erstaufführung, in Bruchstücken vor anderen Filmvorführungen angekündigt wurde, erwartete man einen vorzüglich gemachten Sensationsfilm, dessen Erfolg auf der Vorführung des Untergangs von San Franzisko aufgebaut war. Man sah die reiche, große Stadt des Jahrhundertbeginns und sah ihr Genießerdasein – und dann sah man sozusagen Proben der Zerstörung. Man sah Mauern stürzen und Decken bersten, Balkons lösten sich und sausten hinab, die Erde tat sich auf und verschlang die Menschen – und man beschloß, so bald wie möglich hineinzugehen und sich diese hybride Wiederholung grausigen Menschenschicksals zu Unterhaltungszwecken genau anzusehen. Es erging einem, wie es offenbar Tausenden ergangen ist: man wurde von der Sensation gefangen. Aber als man dann wirklich hinging und den Film wirklich sah – da erlebte man etwas völlig anderes, und den vielen, zwischen denen man saß, und die offenbar aus den gleichen Sensationsgründen gekommen waren wie man selber, erging es ebenso. Der Untergang von San Franzisko ging unter in einem Geschehen, das all die Zuschauer da viel mehr packte als die stürzenden Karyatiden und die berstende Erde: man erlebte in dem Ablauf dieses Films den Weg eines Menschen aus seinem irdischen, allzu irdischen Dasein zur Berührung mit Gott, seinen Weg zum Christentum. Man erlebte in diesem

San-Franzisko-Film, von dem man Sensation erwartet hatte, Erschütterung, wie sie große Dichtung gibt: man erkannte am Ende, daß man hier den ersten wirklichen Propagandafilm des Christentums gesehen und an sich selber seine seltsam klärende, aufhellende und die seelische Notwendigkeit der christlichen Haltung zeigende Wirkung erfahren hatte.

*

Der Inhalt des Films ist verhältnismäßig einfach und geradlinig. Im reichen San Franzisko von 1906 haust am Strand, dem bunten Vergnügungsviertel der Stadt, Blackie Norton, ein großer, starker, gesunder Mann, ein richtiger Amerikaner, Inhaber einer Bar, einer Tanzbühne, eines Lokals mit singenden Girls und zahlenden Gästen. Zu ihm kommt Mary Blake, die Tochter eines Predigers, der gestorben ist, bittet ihn, ihr eine Chance, eine Gelegenheit zu geben. Black, ein gutmütiger Bursche, ist bereit, zumal sie ihm gefällt und er einen starken Frauenverbrauch hat. Das Mädchen bleibt, obwohl sie eigentlich zur Oper will: er verliebt sich in sie, sie liebt ihn auch — aber zwischen seiner allzu irdischen und ihrer schon ins Geistige gehobenen Welt gibt es immer neue Zusammenstöße. Sie singt bei seinem einstigen Schulgefährten, einem Priester, im Gottesdienst: Blackie hat zwar in einer gutmütigen Laune der Kirche die Orgel gestiftet, aber er hält nichts von der Frömmigkeit und lehnt jeden Glauben an etwas Jenseitiges lachend ab. Fast scheint es, als soll er das Mädchen und mit ihr sein bisheriges Dasein verlieren: als er im raschen Zorn dem Priester einen Kinnhaken versetzt und sich auch sonst schlecht benimmt, wendet sie sich von ihm und nimmt die Werbung des Operndirektors an. Sie wird eine große Sängerin mit einem Riesenerfolg — Blackie dagegen wird von seinen Gegnern, darunter dem Opernmann, ruiniert, sein Lokal wird geschlossen; ein Versuch des Mädchens, bei einem Wettsingen einen Preis für ihn zu erobern und ihm so zu helfen, schlägt fehl. Er weist sie ab, geht störrisch weiter seinen Weg — bis in der Frühe des 6. April die Katastrophe hereinbricht. Die reiche, fröhliche Stadt stürzt in wenigen Minuten zu einem wüsten Trümmerhaufen zusammen: Feuer verzehrt den Rest, das Schicksal macht ein Ende mit der heiteren Welt am Golden Gate. Und es macht zugleich ein Ende mit der selbstsicher diesseitigen Welt Blackie Nortons. Er entgeht wie durch ein Wunder dem Tode und irrt nun wie ein Verzweifelter durch die Trümmer, auf der Suche nach dem Mädchen Mary Blake. Über Tote und Verwundete geht sein Weg, hoffnungslos, ausweglos — bis das Wunder geschieht: bis er den Priester trifft und der ihn zu der ebenfalls Geretteten führt. Da knickt die bisherige Welt des Mannes Blackie zusammen: er sinkt in die Knie und bringt nur die Worte heraus: "Thanks, God — I mean it really!" Mit den andern dem Zusammenbruch Entkommenen macht er sich dann mutig und voll neuen Glaubens an den Wiederaufbau eines neuen San Franzisko, dessen helle Wolkentürme am Ende wie eine ferne Montsalvatvision der Zukunft über den Trümmern der alten Stadt aufsteigen.

*

Das ist in Umrissen der Gang des Geschehens. Es wirkt bezeichnenderweise in der Erzählung viel gröber und primitiver als im Film, in dem es mit seltener Reinheit ohne Rest in Bildvorgänge umgesetzt ist. Es mußte berichtet werden, weil sich aus ihm die starke christianisierende Wirkung des Films ergibt, die aus dem Aufbau des Ganzen auf den elementaren Voraussetzungen des Lebens wächst. Dieser Film, in einer raffinierten reichen Welt spielend, geht auf die Grundlagen der menschlichen Existenz zurück und erzielt von ihnen aus seine Wirkung. Blackies Unglauben und Materialismus ist von ganz primitiver Art: herrlich, wenn er zum erstenmal eine Oper hört, in der das Mädchen singt; er ist begeistert und fragt: „Sag, Mary, wie lange gibt es so etwas schon?" Als sie antwortet, etwa 150 Jahre, lächelt er: seine simple, völlig unhistorische und kunstlose Existenz kann nicht besser gezeigt werden. Er ist nur Mensch, mit den primitivsten menschlichen Voraussetzungen, guten wie bösen — und gerade solch ein Mensch wird nun vor das allgemeine große Schicksal, vor die allgemeine Furchtbarkeit des Lebens gestellt, die über allen, nicht nur über ihm ist. Er verliert Mary Blake nicht durch sein besonderes Geschick, das nur ihn trifft, sondern die Mächte selber drohen, sie ihm zu entreißen. Es wird nicht ein Sonderfall für ihn konstruiert, sondern das allgemeine Los, Mensch unter Menschen zu sein, genügt: es trifft ihn außerdem nicht in ihm selbst, sondern in seinem Nächsten. Er muß erleben, daß all seine Kraft, all seine Vitalität, all sein Wille nichts, völlige Machtlosigkeit vor der Welt und dem Schicksal ist, muß erkennen, daß hier kein Wollen, kein Kämpfen hilft, sondern nur Gnade. Er erlebt an sich, in der schlimmsten Stunde seines Daseins, die ihm das Liebste zu entreißen droht, die Notwendigkeit des Glaubens an diese Gnade für den Menschen, erlebt die Erlösung von dem eigenen Gebundensein, die Befreiung von der eigenen Primitivität und das Beglückende des Sich-der-Gnade-Überlassens, des endlichen Wissens um das Überpersönliche, dem das Leben des Einzelnen gegenübersteht. Der Film geht mit seiner Handlung bis auf einen der ganz einfachen Grundvorgänge des Lebens, bis dahin, wo sich das Leben wirklich vollzieht, und läßt von diesem Grundvorgang mit einer wunderbar mitreißenden Überzeugungskraft die christianisierende Wirkung, die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Glaubens für das Leben aufsteigen.

Hier ist der Punkt, an dem dieser Film seine Vorbildlichkeit enthüllt. Er zeigt einen sehr einfachen, aber von jedem in der gleichen Situation genau so zu erlebenden Vorgang — er zeigt die überpersönlichen sachlichen Voraussetzungen der christlichen Welt, ohne daß von Christentum überhaupt die Rede ist. Blackie wird nicht bekehrt: er sieht aus eigener Erfahrung etwas ein und zieht die Konsequenzen. „San Franzisko" ist ein christlicher Propagandafilm von ganz starker Wirkung, ohne einen Augenblick Propaganda zu machen. Er überredet nicht, predigt nicht: er zeigt einen Sachverhalt und seine Wirkung. Er bringt zwar einen Priester und seinen Betraum auf die Szene: er zeigt ihn ganz ruhig in seiner heutigen leicht mißachteten, ein bißchen belächelten Rolle — und hält ihn gegen das Hauptgeschehen im Hintergrund. Man möchte so sagen: der Mann, der diesem Film die geistige Haltung gab, ist von der Sache, die er zeigt, und ihrer

unentrinnbaren Wirklichkeit so überzeugt, daß er nichts weiter mag als zeigen: so ist es. Auf dem nur natürlichen Weg ist der Welt nicht Herr zu werden: der Mensch ist nicht nur natürliches, sondern seelisch-geistiges Wesen — er kann mit dem Leben nur fertig werden, wenn er die Wirklichkeit seiner Seele und die Eindeutigkeit ihres Schicksals in seine Rechnung einsetzt. Unter einem Film mit einer Liebesgeschichte und technisch grandios gemachten Bildern einer mit allem Raffinement nachgebildeten Naturkatastrophe von Riesenausmaßen wird der Grundriß aller christlichen und damit aller menschlichen Philosophie sichtbar: ein Bildstreifen demonstriert den Glauben als das notwendige Schicksal jeder Seele, die über den primitiven Urzustand des nur natürlichen Daseins hinaus leben, die Seele werden und ein wirkliches menschliches Schicksal, nämlich ein gemeinsames, nicht ans persönliche allein gebundenes, ein allgemeines Los erfahren und erleben will.

Man könnte einwenden: aus alledem ließe sich bestenfalls eine religiöse Wirkung des Films feststellen, insofern als das Miterleben dieses Schicksals geeignet sei, die Seelen der Zuschauer zu der Einsicht zu bringen, daß das menschliche Leben trotz aller Versuche des Menschen zur Unabhängigkeit und zur Herrschaft über Natur und Leben eine einzige schlechthinnige Abhängigkeit von höheren, sinnvollen oder sinnlosen Mächten ist. Das wäre berechtigt, wenn diese Einsicht das Entscheidende wäre, wenn nicht der Akzent viel stärker auf der Tatsache läge, daß Blackie Norton in dieser Abhängigkeit von den Mächten zum erstenmal lernt, sich zu vergessen und nur an das Mädchen, an seinen Nächsten zu denken. Der Vorgang nimmt ganz von selbst die Wendung vom Religiösen zum Christlichen: Blackie Norton ist nicht Hiob, dessen Gut das Feuer frißt; er vergißt sein Schicksal, lernt in dem Sichbeugen unter ein Allgemeines die wirkliche Verbindung zum Nächsten, die seine Art des Liebens ihm bis dahin niemals geben konnte. Sein Gefühl bekommt den christlichen Zusatz, der ihm fehlte — und das ist das Entscheidende.

*

Es ist sehr eigen, daß gerade die Amerikaner es sind, die einen Film mit dieser weit über sonstige Filmwirkungen hinausgehenden mehr als dichterischen Kraft geschaffen haben. Aus dem amerikanischen Christentum mit seiner wunderlich weltlichen Vielfältigkeit bricht hier mit elementarer Kraft etwas von den Urerfahrungen, die der christlichen Welt zugrunde liegen — etwas aus den Bereichen des letzten oder des ersten Seelischen, das stärker wirkt, als alle bewußte und betonte Christlichkeit. Die Amerikaner haben oft schon große christliche Themen zum Gegenstand der Verfilmung gemacht, in Quo vadis, in dem Christusfilm und anderen Versuchen. In diesem Film vom Untergang San Franziskos und der Erlösung des Blackie Norton lebt viel mehr an lebendiger christlicher Wirklichkeit und Wirkung als in all diesen Riesenunternehmungen, gerade weil nicht von Christentum die Rede ist und weil alles aus lebendiger Gegenwart, nicht aus ferner fremder Geschichte wächst. Der San-Franzisko-Film ist ein christlicher Propagandafilm von heute, aus der heutigen Welt, der die allzeit

aktuelle Notwendigkeit des Christentums etwa so zeigt, wie sie die russischen Christen heute in ihrer Not unter dem Bolschewismus erleben.

*

Die Wirkung, die von diesem Film ausgeht, die erschütternde und bestätigende, erlebte man in Berlin immer wieder an den Scharen der Zuschauer. Widerspruch erhob sich eigentlich nur da und dort bei Gesprächen aus den Reihen von Menschen, die selbst dem Christentum schon nahestanden. Sie wehrten sich dagegen, daß man diesen Film einen christlichen Film nannte, meinten, es sei doch höchstens ein sehr seltsames amerikanisches Christentum, das sich in ihm darstelle. (Bei süddeutsch katholischem Publikum soll der Film gelegentlich sogar auf Heiterkeit und Lachen gestoßen sein.) Dies zeigt, daß die christliche Welt des Abendlands unwillkürlich den Begriff Christentum mit bestimmten Formen, einer bestimmten Haltung, mit der gesamten Welt der zum Teil erstarrten christlichen Kirche und Tradition identifiziert, während die Amerikaner, vielleicht aus der Vielfalt seltsamer Formen heraus, die das christliche Leben in ihrer bunt aus Rassen und Völkern gemischten Welt angenommen hat, unbefangen genug sind, von all dem abzusehen, was man spezifisch christlich nennt, und gerade damit durchzustoßen auf das eigentlich, das grundlegend Christliche, aus dem das Christentum seine Kraft des Dauerns bezieht. Dieser merkwürdige Gegensatz der Betrachtungen hüben und drüben zeigt sehr anschaulich die Schwierigkeiten, die sich dem Christentum aus seinem eigenen Erbe und seiner eigenen Formenwelt entgegenstellen — und zeigt die Aufgabe, die ihm für seine Regeneration und seinen neuen Vorstoß in die entchristlichten Bezirke gestellt ist. Aus der wiedergewonnenen christlichen Unbefangenheit, aus dem Zurückgehen auf die großen, ebenso tiefen wie einfachen Grunderlebnisse, aus deren Erfahrung und Erkenntnis der Bau der christlichen Welt einmal gewachsen ist, kann dem Christentum allein die Kraft kommen, die es zu neuer natürlicher Werbung unter den Völkern braucht. Dieser Film vom Untergang San Franziskos und der Erlösung Blackie Nortons zeigt einen der Wege, auf denen man bei dieser notwendigen Arbeit die schönsten Erfolge erringen kann.

Rundschau

Verstimmungen und verstärkte Spannungen sind nach wie vor die Kennzeichen der politischen Lage. In Spanien geht das blutige Ringen weiter. In Frankreich drohten die Unruhen in Clichy ernste Schwierigkeiten zu erregen, denen sich aber vorläufig Leon Blums Regierung durchaus gewachsen gezeigt hat. Die gewaltige englische Aufrüstung wirkt sich immer mehr als starker Druck auf die politische Lage in Europa aus. Italien hat mit dem Plan der totalen Mobilmachung des gesamten Volkes darauf gewartet. Mussolinis Fahrt nach Libyen und seine unmittelbare Anrede an den gesamten Islam, die die Araber in Tripolis mit Begeisterung anhörten, sind in England mit starkem Mißfallen quittiert worden. Alles das sind Anzeichen, daß von einer Beruhigung der Welt nicht zu reden ist.

Trotz der deutschen und italienischen Antworten auf die englische Note zum neuen Westpakt, zu denen beide Regierungen sich die gemessene Zeit von vier Monaten genommen haben, sind bisher die Verhandlungen hierüber nicht in Gang gekommen, und es ist gegenwärtig auch nicht abzusehen, wann solche Verhandlungen beginnen könnten.

Die Rohstoffpreise auf allen Gebieten gehen erschreckend in die Höhe. Dieses früher als untrüglich angesehene Barometer zeigt also auf Sturm. So ist denn die Sorge in der gesamten Welt, daß gegen den Willen aller Völker doch ein Funke ins Pulverfaß fliegen könnte, noch gewachsen. Von einem politischen Frühling kann leider noch nicht gesprochen werden.

Die Nördliche Durchfahrt. Es dürfte noch gut in der allgemeinen Erinnerung sein, daß der australische Polarforscher Sir Hubert Wilkins im Jahre 1931 eine abenteuerlich anmutende Fahrt mit einem alten amerikanischen Unterseeboot von Spitzbergen über den Nordpol nach Alaska unternehmen wollte, die dann allerdings wegen der Unzulänglichkeit des Fahrzeuges frühzeitig abgebrochen werden mußte. Wilkins plant nun für den Sommer 1938 eine neue derartige Fahrt. Er hat inzwischen auf einer englischen Werft ein neues Boot in Arbeit geben lassen, bei dessen Konstruktion die trüben Erfahrungen mit dem „Nautilus" verwertet wurden. Im Sommer dieses Jahres soll schon eine Probefahrt von Spitzbergen unternommen werden, wofern das Boot bis dahin fertiggestellt und noch fehlende £ 10000 für die mit £ 35000 angesetzten Expeditionskosten aufgebracht sind. Hat nun ein solches Unternehmen Wert und Aussicht auf Erfolg oder handelt es sich hierbei lediglich um einen kapriziösen Einfall, der wieder einmal die Nerven der Öffentlichkeit für die Laune eines ehrgeizigen Sportsmannes mißbraucht? Als vor einigen Wochen zwei Jünglinge an der Ostwand des Watzmannes hängenblieben und nur unter lebensgefährlichem Einsatz der Rettungsmannschaften schließlich heil wieder heruntergebracht werden konnten, berichteten zwar viele Zeitungen hierüber im Stile eines spannenden Dramas. Die Reaktion des einfachen Mannes im Volke war jedoch erfreulich gesund und eindeutig. Man will nicht mehr zur Teilnahme an Abenteuern gezwungen werden,

die keinen anderen Hintergrund als den persönlichen Ehrgeizes haben. Das Unternehmen des Kapitän Wilkins scheint nun auf den ersten Blick in höchstem Maße vom puren Geist des sensationellen Abenteuerns beherrscht zu sein, und doch liegt hier ein Fall vor, wo der Schein wirklich einmal trügt und wo sich zugleich zeigt, wie weit doch die allgemeine geographische Bildung des heutigen Menschen hinter dem wirklichen Wissensstande zurückgeblieben ist. Der bloße Gedanke: im U-Boot, unter dem Eise, nach dem Nordpol, erweckt in den meisten Menschen ganz willkürliche, dafür aber um so fixiertere Assoziationen, die ihn ein solches Unternehmen gewissermaßen a priori verurteilen lassen. Trotz der zahlreichen Polarfahrten der letzten Jahrzehnte und ihrer Aufklärungen stellt man sich vielfach das Nordpolgebiet immer noch als „von oben bis unten mit Eis bedeckt" vor, oder man glaubt doch zum mindesten, daß eine Unterseebootfahrt von Spitzbergen über den Nordpol nach Alaska gleichsam eine ununterbrochene düstere Tunnelfahrt unter einer geschlossenen Eisdecke sein müßte. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse aber wesentlich harmloser. Das Polarmeer bildet während des Sommers nicht nur keine geschlossene Eisdecke, sondern man könnte sogar größere Strecken, die über fünf bis zehn Kilometer hinausreichen, überhaupt nicht auf dem Eise zurücklegen, ohne auf offene Wasserrinnen zu stoßen. Mit anderen Worten gesagt, das sommerliche Polarmeer scheint geradezu für seine Beschiffung ein Fahrzeug zu erfordern, das je nach Bedarf unter und über Wasser fahren kann. Weder mit einem gewöhnlichen Schiff noch mit einem Schlitten ließe sich dort viel ausrichten, was ja auch die bisherige Geschichte der Nordpolforschung beweist. Wilkins' Gedanke hat daher in der Tat nur einen so abenteuerlichen Schein. Wenn man für die nördliche Durchfahrt überhaupt das Schiff in Frage zieht und sich nicht lieber auf die Luftverkehrsmittel beschränkt, dann kann es wirklich vielleicht nur das Unterseeboot sein, dem die Zukunft gehört. Es hat daher schon seinen Wert, wenn in dieser Richtung Versuche gemacht werden. Von Nordeuropa zur Beringstraße und nach Alaska beträgt der gewöhnliche Seeweg oder Landweg rund den halben Erdumfang, während die Strecke über den Nordpol nur ca. 2500 Meilen lang wäre. Möglicherweise liegt also in dieser zuerst fast unverantwortlich anmutenden Unternehmung, wenn sie gelingen sollte, doch der Keim einer größeren Zukunft; um so eher, da das Nordpolgebiet sowieso mehr und mehr in den Kreis weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Spekulation einbezogen wird.

Tod in der Stille. Es hat einige Wochen gedauert, bis es selbst bei der zu wenig Zeitungen studierenden Schicht der „homines litterati" herumgekommen ist, daß im Februar dieses Jahres in der Stille ihrer Göttinger Behausung Lou Andreas-Salomé gestorben ist. Beiläufig gesagt ist ihr Tod nicht einmal in der Presse allgemein angezeigt oder gar nekrologisiert worden. Vielleicht weil der Irrtum immer noch weiterlebt, daß es mit ihrer „Abstammung nicht ganz stimmt"; wahrscheinlich aber aus dem Grunde, weil es um Lou Andreas-Salomé schon in ihren letzten Lebensjahren so still geworden war, daß sie im Bewußtsein der Zeitgenossen kaum mehr als Lebende registriert wurde. „Ihre

Gesundheit reicht nur für 6 – 7 Jahre aus, wie ich fürchte", hatte Nietzsche im September 1882 von der damals Einundzwanzigjährigen an Overbeck geschrieben. Lou ist aber nun doch fast sechsundsiebzig Jahre alt geworden und hat erst jetzt ein langes, wunderlich reiches Frauenleben zu Ende gebracht, das gewissermaßen mehrere Entelechien entwickelte. Von den beiden großen Freundschaften mit Nietzsche und Rainer Maria Rilke waren der Anfang und das Ende bestimmt, in der Mitte lag eine, wenn nicht mehrere Schaffensperioden selbständigen Charakters, die Lou Andreas-Salomé in den zwei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts als Erzählerin zu einiger Berühmtheit verholfen hatten. Trotzdem wird heute wohl kaum noch jemand ihre Romane und Novellen „Im Zwischenland", „Ma", „Rodinka" u. a. hervorsuchen; um so lebendiger sind jedoch die Reaktionen ihrer beiden großen Freundschaften geblieben, ihr Nietzsche-Buch und besonders ihr Rilke-Buch. Vielleicht werden auch die im Manuskript vorhandenen Memoiren, wofern sie einmal herausgegeben werden sollten, noch manche Überraschungen bringen und das immer noch so umstrittene Bild dieser Frau etwas klarer hervortreten lassen. Wenn nach dem bekannten Sprichwort Feinde Ehre einbringen, dann dürfte es Lou Andreas-Salomé jedenfalls an dieser nicht fehlen, und noch weniger dann, wenn sich einmal der tiefe Schatten, der über ihrem Bruch mit Nietzsche bis heute liegt, etwas mehr zu ihren Gunsten durchleuchten sollte. Merkwürdig genug bleibt es ja, daß man eigentlich nur ihr allein das „Versagen" bei Nietzsche so erbarmungslos in den Personalakten fixiert hat, während alle anderen Versager inzwischen von der Geschichte längst Amnestie erhalten haben. Ganz so schlimm, wie es die Nietzsche-Enkomiasten hingestellt haben, kann es aber wohl schwerlich mit einer Frau gestanden haben, die immerhin die Freundschaft mit einem anderen „schwierigen Fall", mit Rainer Maria Rilke, bis ans Ende durchgehalten hat: „eins der übelsten Beispiele des prätentiösen Fastnichts, dummstolze Libertinistin trockener Leidenschaft und selbstischer Verliebtheit (in einen andern), eine Macht nur durch die Narrheit der Männer, sich selbst im Grunde nichts wert, aber für den größten sich zu schade ..." Das eigene Urteil Nietzsches über dieses „Pseudomädchen" ist wenigstens bis in seine letzte Zeit wesentlich freundlicher gewesen: „Der klügste Mensch, den ich kennenlernte ... ein jedes verächtliche Wort macht mir das Herz bluten ... Zuletzt hat sie genau das ausgeführt, was ich von ihr in Tautenburg gewünscht habe ..." Denken wir weiter an Rilkes letzte Briefe, die noch fast bis aufs Totenbett nur bei dieser Frau das mitgehende Verständnis suchten und fanden, so ergibt sich die Gestalt eines Menschen, der sicherlich in seltenem Maße den Besten seiner Zeit zu leben und zu denken gegeben hat und vom Schicksal in Tiefenbeziehungen gestellt wurde, aus denen man schlechterdings sein Bild nicht ohne die Verzerrungen von der Parteien Gunst oder Haß herausretten kann.

Arthur Hübner †. Am 13. März ist der Berliner Ordinarius für Germanistik und deutsche Volkskunde, Prof. Dr. Arthur Hübner, im 52. Lebensjahre gestorben. Ein unverzeihlich früher und unerwarteter Tod, der in die locker gewordene Phalanx bester deutscher Gelehrsamkeit wieder eine schwer zu füllende

Lücke gerissen hat. Hübner kam aus der Schule Roethes und Erich Schmidts. Er hatte sich gerade in den letzten Jahren mehr und mehr zu einer markanten Persönlichkeit des Berliner Universitätslebens herausgebildet. Teils durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zur älteren Germanistik und deutschen Volkskunde, teils durch mannigfache Vortragstätigkeit außerhalb der Universität. Die Redaktion des großen Grimmschen Wörterbuches der deutschen Sprache verliert in ihm einen ihrer Hauptmitarbeiter, die „Zeitschrift für deutsches Altertum" und die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeiteten „Deutschen Texte des Mittelalters" einen ihrer Herausgeber. Am meisten aber verliert die ernsthafte studierende Jugend, für die Hübner ein zwar strenger und gelegentlich unerbittlicher, dafür jedoch auch wahrhaft fördernder Lehrer gewesen ist. Jedem, der ihn einmal außerhalb des akademischen Lehrbetriebes sprechen gehört hat, wird der disziplinierte und kultivierte Geist dieses Gelehrten in bester Erinnerung geblieben sein. Hübner hat manchen ausgezeichneten Vortrag im Deutschen Sprachverein, in der Goethe-Gesellschaft und anderen Ortes gehalten. Er hat vor allem im Jahre 1934 ein Meisterstück wissenschaftlichen Disputierens in der großen öffentlichen Auseinandersetzung mit Hermann Wirth und der Ura-Linda-Chronik geliefert, dessen Erfolg so schlagend war, daß es seitdem nicht nur um dieses fragwürdige Elaborat, sondern — leider — auch um die Persönlichkeit Wirths totenstill geworden ist. Hübner begann seine wissenschaftliche Laufbahn im Jahre 1910 mit einer Promotionsschrift über deutsche Ordensdichtung. Er hat dann im Laufe der Jahre Wichtiges zur deutschen Mundartforschung, zur Volkskunde und auch zu neueren Literaturfragen (speziell über „Goethe und die deutsche Sprache") veröffentlicht; Arbeiten, die neben ihrer wissenschaftlichen Qualität immer auch einen hohen sprachlichen Formsinn verrieten. Dieses Zusammenkommen von Gelehrtentum und hervorragender dialektischer und rhetorischer Schulung machen seinen Verlust für das akademische Leben gerade in der augenblicklichen Zeitlage so schmerzlich. Hübner hatte den Mut und den Geist für eine klare wissenschaftliche Frontnahme, auch wo sie ins Kulturpolitische streifte, wie noch seine Rede auf der letzten Weimarer Tagung der Goethe-Gesellschaft erwiesen hat. Man konnte das Berliner germanistische Ordinariat bei ihm in guten Händen wissen und hoffte dies noch für eine lange Zeit, wirkte doch der dunkelhaarige Mann wesentlich jünger, als er war. Diesen Hoffnungen hat nun der Tod ein plötzliches Ende bereitet. Auch die „Deutsche Rundschau" betrauert in ihm einen ihrer Mitarbeiter und Freunde.

Randbemerkungen

Wo beginnt der Osten? Auf der Hinfahrt ist das Problem kein Problem. Bei jeder Abreise fängt Europas Osten auf dem Schlesischen Bahnhof an. Wenn sich Familien nicht unter zwölf Köpfen zum Abschiednehmen auf dem Bahnsteig versammeln, wenn mit schmatzenden Küssen, sogar unter Männern, Rührszenen aufgeführt werden, als fahre der Abreisende für ein Jahrzehnt nach Robinsons Eiland und nicht bloß für sechs Wochen nach Kowno, dann weiß man, daß jetzt der Osten anfängt. Hier steigen in Pelz und Mütze Reisende ein, die für westeuropäische Begriffe ganz unglaubliche Mengen an Lebensmitteln, Koffern und Kisten im Gepäcknetz verstauen und sich bereits hinter Frankfurt an der Oder hemdärmelig im Abteil so familiär eingerichtet haben, wie es ihnen von langen und langsamen Fahrten im Innern ihrer Länder zur Gewohnheit geworden ist. Untrüglichstes Zeichen, daß der Osten beginnt, ist jener eigentümlich scharfe Geruch irgendeines Desinfektionsmittels in den Waggons östlicher Länder, den man von nun an, in Hotelhallen Warschaus, in Amtszimmern von Wilna oder Lemberg, nicht wieder aus der Nase bekommt. Meine chemischen Kenntnisse reichen nicht aus, um ihn analysieren zu können, diesen Geruch. Flieder oder Maiglöckchenduft ist es jedenfalls nicht. Bei der Ankunft am nächsten Morgen umfängt einen die satte und behagliche Atmosphäre des Ostens traulich, vertraulich. Da sind sie wieder, jene allzu zahlreichen Diener in den Vorzimmern, die sich mit sakralen Gebärden tief verneigen; Papyros und wasserklare, scharfe Schnäpse, an die man sich wieder ebenso rasch gewöhnt wie an die schweren Hauptmahlzeiten, die zu ganz unmöglichen Stunden — fünf Uhr nachmittags oder halb elf Uhr abends — inmitten gastfreundlichster Kreise eingenommen werden. Beim Betreten fremder Wohnungen hat man unweigerlich jedesmal den Eindruck, die Familie sei mitten im Umzug oder soeben erfolgreich gepfändet worden. So ausgeräumt und ungemütlich wirken nach unseren Begriffen die Zimmer, in denen ein paar verlassene Möbelstücke im blanken Lichte vorhangloser Fenster nackt herumstehen.

Wo aber beginnt, vom Osten gesehen, der Westen? Bei der Rückkehr aus Moskau fängt westeuropäische Zivilisation haarscharf hinter der lächerlichen Scheinfassade der russischen Grenzstation Negoreloje im polnischen Stolpce an. Aus Petersburg kommend, begrüßt man jedesmal frohlockend den Westen nach Passierung des kümmerlichen Ostrow. In Stolpce gibt es wieder weißes Linnen, Wein in Karaffen und nach Lust und Wahl üppiges Essen; in Riga genießt man ein festliches Mahl bei Schwarz. Staunend nimmt man wahr, daß man nach Belieben Zeitungen kaufen, in Buchhandlungen Bücher wählen darf und daß es, Wunder über Wunder, elegant gekleidete, entzückende Frauen gibt. Mit Recht kann eingewandt werden, diese Abgrenzung sei unrichtig, da die heutigen Zustände in Rußland für den Osten nicht charakteristische und normale sind. Aber erstreckte sich die Kultur des Westens in ihrer edelsten Ausprägung in Vorkriegszeiten zum mindesten im alten Baltenlande nicht bis zum Peipussee, war das alte Warschau nicht ein östliches Paris? Dorpat mit seiner Universität war auch in Zeiten unerbittlicher slawischer Infizierungsversuche eine Stätte selbstbewußten Deutschtums. Riga mit seinen Kirchen und dem Schwarzhäupterhause, mit der Oper, an der Richard Wagner Kapellmeister war, Reval, Mitau, Pernau, Werro, Fellin und wie die heimeligen alten Nester mit ihren Baronen und kampfesfrohen Pastoren, mit ihren Apothekern, Ärzten, Buchhändlern und Anwälten hießen — war das nicht bestes Deutschland? Die Balten hätten es sich entschieden verbeten — und sie verbaten es sich auch betont, sogar sehr betont — als östliche Menschen, als Russen gekennzeichnet zu werden. Das war nicht der Osten.

Trotz Suchens und Stöberns habe ich das Buch nicht wieder ausfindig machen können, wo jene bemerkenswerte Wahrnehmung aufgezeichnet ist, die ich nun aus dem Gedächtnis, vielleicht nicht ganz richtig, wiedererzählen muß. Eine Zigarettenfabrik hatte Packungen herausgebracht,

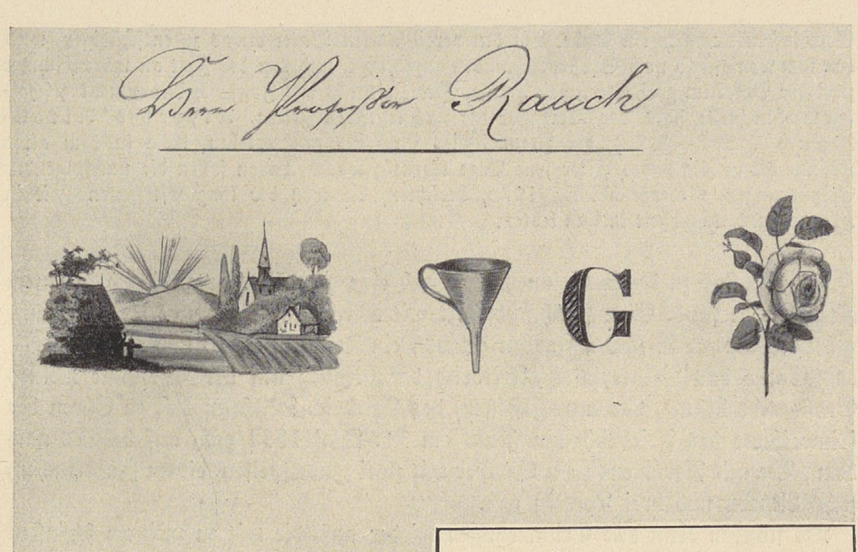
deren üppig rankende Zierformen, grob und summarisch gekennzeichnet, barock anmuteten. Der Absatz war in Süddeutschland erfreulich, wogegen er in Norddeutschland durchaus zu wünschen übrigließ. Auffallenderweise verlief die Grenzlinie in Mitteldeutschland, wo die Zigaretten begehrt oder abgewiesen wurden, in scheinbar willkürlichem Zickzack. Da setzte sich der Organisationsleiter hin und zeichnete die Grenzlinien der Verkaufsmöglichkeiten auf der Karte ein. Verblüfft stellte er fest, daß die „barocke" Packung in jenen Gegenden flott verkauft wurde, die altes katholisches barockes Land sind, während ihr in protestantischen Gebieten mit Mißtrauen begegnet wurde. Hieraus leite ich die Folgerung ab, daß sich auch das Grenzgebiet des Ostens ganz genau abzeichnen läßt. Die Rechenmaschine! Jenes primitive Ding, das aus einem Holzrahmen mit Drahtsaiten besteht, auf denen, diagonal geschieden, weiße und schwarze Kugeln aufgereiht sind. Früher war das einfache Hilfsmittel bei uns allenfalls in der untersten Elementarklasse in Gebrauch. Im Osten gehört es zu den Dingen des alltäglichen Lebens. Kein hochmögender Bankdirektor, kein Kassierer in einem Büro, kein kleiner Kaufmann ohne diese Rechenmaschine. Sie ist dort so verbreitet, daß ihre Nützlichkeit nicht angezweifelt werden kann. Wenn sie trotz ihrer praktischen Bewährung in westlichen Gegenden kaum vorkommt, so muß das tiefere Gründe haben. Der Leser mag selber nach Gutdünken sich die Erklärung herausknobeln. Andersgeartete mathematische Denkfunktionen, verschieden geartete begriffliche Einstellung — was ist „begriffliche Einstellung"? — oder dergleichen. Jedenfalls: würde man auf der Landkarte die Orte markieren, wo die Rechenmaschine in Gebrauch ist und wo sie nicht mehr vorkommt, so wäre das die überzeugendste und untrügliche Grenzscheide des Ostens.

*

Wo hingegen England und somit ein anderer Erdteil anfängt, das fühlt und weiß man ganz genau. Nach schaukelnder Überfahrt stolpert man zum dreißigsten Male — es mag auch die vierzigste Reise gewesen sein — im bleichen Morgengrauen fröstelnd und unausgeschlafen über die Rangierbahnhofgleise der Grenzstation Harwich und ist geneigt, alles Erhabene und Gute mit den unflätigsten Ausdrücken zu bedenken. Kaum hat man in einem der wohlig durchwärmten Waggons, von denen manche nach altmodischer Weise Namen wie „Butterfly" oder „Victoria" tragen, das Hochachtung einflößende Frühstück verzehrt und im Dahingleiten die Landschaft Südenglands mit den Hügeln und Tälern, mit den Wiesen, Bächen und Eichen, diesen Hecken und ziegelroten Siedlungen gestreift, so taut man auf. Man wird wieder Mensch und ahnt, daß auch diese Reise neue Erlebnisse, zum mindesten eine Überraschung bereit hält. Diesmal erfuhr man die Überraschung auf dem vertrauten Gebiete des Kunstsammelns. Am 30. April kommt in London eine völlig in Vergessenheit geratene Sammlung Loyd zur Versteigerung, die zumeist alte Holländer enthält. Vor hundert Jahren hat John Smith den Grundstock der Sammlung, deren damaliger Besitzer Edward Loyd in Manchester war, gesehen und in seinem Katalogwerk verzeichnet. Seitdem ist sie offenbar keinem Kunstliebhaber oder Forscher zugänglich gewesen, so daß die jetzt ans Licht gekommenen Meisterwerke, darunter ein großartiger Ruisdael, zwei Hobbema höchsten Ranges, Werke von Aelbert Cuyp, Ostade, Jan Steen und so weiter, gleichsam Neuentdeckungen sind, die zur Bereicherung der Kunstwissenschaft beitragen. Auch auf dem Festlande kann es einmal vorkommen, daß der Besitzer eines Meisterwerkes seinen Kunstschatz ängstlich vor den Blicken der Welt hütet. Es ist aber nicht gut vorstellbar, daß eine umfangreiche Galerie von 140 wichtigen Gemälden auf die Dauer der Öffentlichkeit gänzlich verborgen bleibt. Daß aber in einer Familie Generationen lang während hundert Jahren kein Familienglied den Wunsch empfunden hat, den kostbaren Besitz Kennern wie Waagen und später Bode, Bredius oder Hofstede de Groot zugänglich zu machen, um sich durch deren Urteil den Wert bestätigen zu lassen: so etwas ist nur in England möglich. Kaum hat man sich vom Erstaunen erholt, vernimmt man ungläubig, daß ungefähr gleichzeitig eine noch bedeutendere, ebenfalls bisher unbekannte Sammlung irgendeines Rothschild,

die außer einer Menge erstklassigen Kunstgewerbes wenige, aber hervorragende Niederländer bergen soll, auf den Markt kommen wird. Nicht alle Tage hat man Gelegenheit, das Palais eines Rothschild zu betreten. Man geht neugierig hin und fragt sich zunächst angesichts des pompösen Treppenhauses und der aus kostbarem Material erbauten Säle, ob das alles noch kitschig oder schon wieder gut ist. Mit derlei kritischen Bedenken beschäftigt, betritt man ahnungslos den Raum, in dem die Gemälde hängen. Und traut seinen Augen nicht. Denn außer ein paar erlesenen Holländern hängt da ein gänzlich unbekannter Pieter de Hooch aus der besten Zeit. Ungefähr 250 Gemälde dieses Meisters, darunter viele mäßige Spätwerke, sind auf uns gekommen. Aber man kennt von ihm nur 30 Hauptwerke aus seiner besten Delfter Zeit, die den herrlichsten Schöpfungen der holländischen Kunst und der nordischen Malerei mit Recht zugezählt werden. Man kennt sie ganz genau, da sie durch eine umfangreiche Literatur, durch Ausstellungen und zahllose Reproduktionen weltberühmt geworden sind. Hier hängt das bisher völlig unbekannte 31. Meisterwerk des Pieter de Hooch. Wie ist und war so etwas möglich? Die Sammlung Loyd befand sich immerhin abseits in der Provinz. Wie aber war es möglich, daß mitten im brausenden Verkehr des Londoner Westens, zwei Häuser von Hyde Park Corner entfernt, 148 Piccadilly, in einem Palais, in dem vermutlich allerlei Leute verkehrten, das Vorhandensein einer solchen Kostbarkeit der kunstinteressierten Öffentlichkeit auf die Dauer verborgen bleiben konnte? Beide Beispiele sind nicht etwa als der berühmte Zufall der Duplizität der Ereignisse und als Ausnahmen zu werten. Als vor acht Jahren die Sammlung des Lord Iveagh der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und zugleich in ein Museum umgewandelt wurde, da erregte es Sensation, als man dort unter den zahlreichen bedeutenden Gemälden unglaublicherweise ein völlig unbekanntes Original des Delfter Vermeer, von dem es nur vierzig sichere Werke gibt, die zu den höchstbezahlten Gemälden der Welt gehören, zum ersten Male sah. Weder die alte englische Kunsthändlerfirma, die das Gemälde seinerzeit verkauft hatte, noch Lord Iveagh waren auf den Gedanken gekommen, diesen aufsehenerregenden Fund und Besitz der Welt und der Wissenschaft mitzuteilen. Es wäre verkehrt, solche Sammler als Balzacsche Figuren oder Gestalten E. Th. A. Hoffmanns auszudeuten, die gleich Geizhälsen ihre Kunstschätze im Keller verwahren, wo sie sich bei Kerzenlicht verstohlen daran erbauen. Solch eine Auslegung wäre für Engländer zu romantisch und phantastisch. Da England von jeher ein Land mit hoher Steuermoral ist, so würde auch die allzu nüchterne Erklärung, der Besitz sei aus — wie die liebliche Redewendung lautet — also aus steuertechnischen Gründen verheimlicht worden, absurd sein. Es gibt nur eine Erklärung, mit der der Kontinentale freilich nicht viel anfangen kann: echt englisch. Man nennt ein Kunstwerk sein eigen, das ein Vermögen repräsentiert und den Besitzer berühmt machen könnte. Man besitzt es. Aber man rühmt sich dessen nicht. Man zeigt es nicht einmal.

Plietzsch.



Rauchs Tischkarte beim Festsouper zur Enthüllung des Friedrich-Denkmals am 31. Mai 1851 (Vorderseite)

Fest-Ordnung.

Thee mit Agrémens.

Mimisch-plastisch-declamatorisch-musicalische Darstellungen.

Agrémens.

SOUPER.

Erste Jubel-Speise.

Lied № 1.

Toast.

Lied № 2.

Zweite Jubel-Speise:

Lied № 3.

Toast.

Lied № 4.

Jubel-Kuchen.

Lied № 5.

Toast.

Lied № 6.

Rauchs Tischkarte beim Festsouper zur Enthüllung des Friedrich-Denkmals am 31. Mai 1851 (Rückseite)

HELENE D'ALTON-RAUCH
GEB. REIFENRATH

Die Einweihung des Friedrich-Denkmals 1851

Aus den Erinnerungen von Christian Rauchs Enkel

Nachfolgende Erinnerungen umspielen das alte Lagerhaus in der Klosterstraße, das viele Jahrzehnte lang das Heim und die Werkstätte Christian Rauchs, des Schöpfers des Friedrich-Denkmals, war. Seine glücklichsten Jahre waren die, als seine älteste Tochter mit ihrem jungen Ehemann bei ihm hauste. Freund Schinkel hatte mit Vor- und Anbauten, Schränken und Säulen die Wohnung so hergerichtet, daß die jungen Eheleute gewissermaßen ein Heim für sich haben konnten. Da kam die Berufung des Schwiegersohns als Professor an die Universität Halle, und die schöne Zeit der

Gemeinsamkeit hatte ein Ende. Um den vereinsamten Vater etwas zu entschädigen, wurden ihm wenigstens noch Großvaterfreuden zugebilligt, und von der Zeit an waren immer zwei der Enkel im großväterlichen Hause. Zur Zeit, als das Friedrich-Monument geschaffen werden sollte, hatte der Verfasser der nachstehenden Zeilen, Alfred d'Alton-Rauch (1837–1928), die Freude, dies Ereignis mitzuerleben. Wie in dem alten Manne bis in sein hohes Alter jene Tage lebendig waren, davon sollen die nachfolgenden Erinnerungen, niedergeschrieben 1926, berichten, die trotz der langverflossenen Zeit in Klarheit und Wahrheit in ihm lebten.

Den Anstoß zu diesen Erinnerungen gab eine gemalte Karte, die ich in einem alten Buche fand. Eine Frühlandschaft mit Kirchlein, See und Berg und aufgehender Sonne in zarten Farben gemalt, ein Trichter, ein G und eine Rose – das Ganze das Bilderrätsel „Friedrich der Große" auf der Tischkarte meines Großvaters Rauch, von dem Festessen, das Friedrich Wilhelm IV. zu Ehren der Einweihung des Friedrichmonuments am 31. Mai 1851 gab, auf dem es nach dem „Tee mit Agrémens" ein Souper mit zwei Jubelspeisen, einem Jubelkuchen, sechs Liedern und drei Toasten gab.

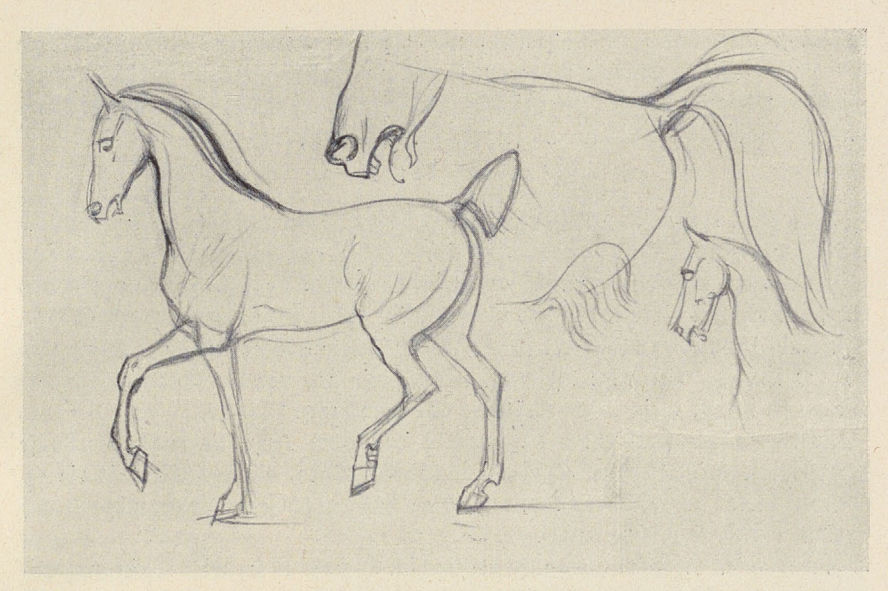
Da standen denn alle Erinnerungen wieder auf, die mit zu meinem schönsten Besitz gehören, da ich das große Werk die Jahre vor seiner Vollendung mit habe erleben dürfen.

Nicht nur, daß ich in kindlichem Spiel mich an den vielen bunten Uniformen erfreute, die hinter einem Vorhang im Atelier des Großvaters aufgestapelt lagen, nicht nur, daß ich die schwere, gewissenhafte Arbeit Tag für Tag von früh 6 Uhr an mit erlebte und mich lebhaft der harten Selbstkritik erinnere, daß, wenn der Großvater abends nach scheinbarer Vollendung eines der Modelle müde zu Bett ging, am andern Morgen mit einem mißbilligenden: „Taugt gar nichts!" mit Hilfe eines Drahts große Teile des Tonmodells herunterschnitt und neu an die Arbeit ging – ich habe ja selbst etwas zu der Arbeit beitragen dürfen, da der Großvater sich des jugendlichen Enkels bediente, um bei den Reliefs den kindlichen Friedrich darzustellen; und wenn es auch anstrengend und für einen wilden Jungen langweilig war, so weiß ich doch heute noch, daß ich mir der Ehre voll bewußt war.

Gerade die Jahre, die ich im Lagerhause wohnen durfte, standen unter der Weihe dieses großen, nationalen Werks.

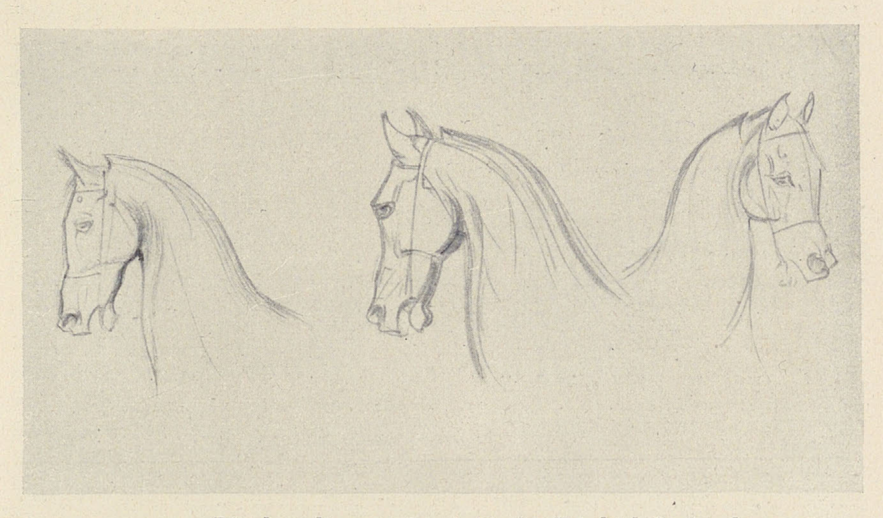
⋆

Mit meinem Vater und dem Großvater väterlicherseits, welche beide selbst gewandte Reiter, Pferdekenner und Zeichner waren, wurde, wie ich mich entsinne, viel hin und her beraten und korrespondiert. Aber das Selbstsehen und Auswählen der Vorbilder war dem lieben Meister doch sehr wichtig, aber seine große Herzensgüte spielte auch eine Rolle dabei, denn er kannte meine Pferdepassion, und wenn's ging, durfte ich sein Begleiter sein auf einer Suche nach schönen Pferden. Wenn ich also mittags aus dem nahe gelegenen Gymnasium zurückkehrte, empfing ich öfter die beglückende Botschaft, mit dem gütigen Großvater ausgehen zu dürfen. Da wurde dann öfter der königliche Marstall besucht, um Musterpferde für des Königs Roß, mehrere andere Male die Kavallerie-



Pferdestudien von Rauch für das Friedrich-Denkmal

ställe abgesucht, um ein typisches Husarenpferd für Ziethen, ein Kürassierpferd für Seydlitz usw. ausfindig zu machen. Die gewählten Pferde wurden dann an bestimmten Tagen durch die hohe Glastür in die Werkstatt als Modelle geführt. Der Großvater arbeitete dann eifrig an den neuanzulegenden Modellen zu den Reittieren der Helden: manche Abänderung an den schon halbvollendeten Pferden wurde vorgenommen an den sichtbaren Sehnen und Muskeln, und die kräftigen Adern der edelen Vollbluttiere wurden den Tonmodellen beigefügt. Mir war



Pferdestudien von Rauch für das Friedrich-Denkmal

es höchst interessant, zu beobachten, wie die temperamentvollen Tiere in dem ihnen unbekannten Raume schwer zu beruhigen waren, um dem Meister die gewünschten Beobachtungen zu gestatten, welcher unermüdlich war, die vollkommensten Abbilder der Natur an seinem Denkmal zu verewigen.

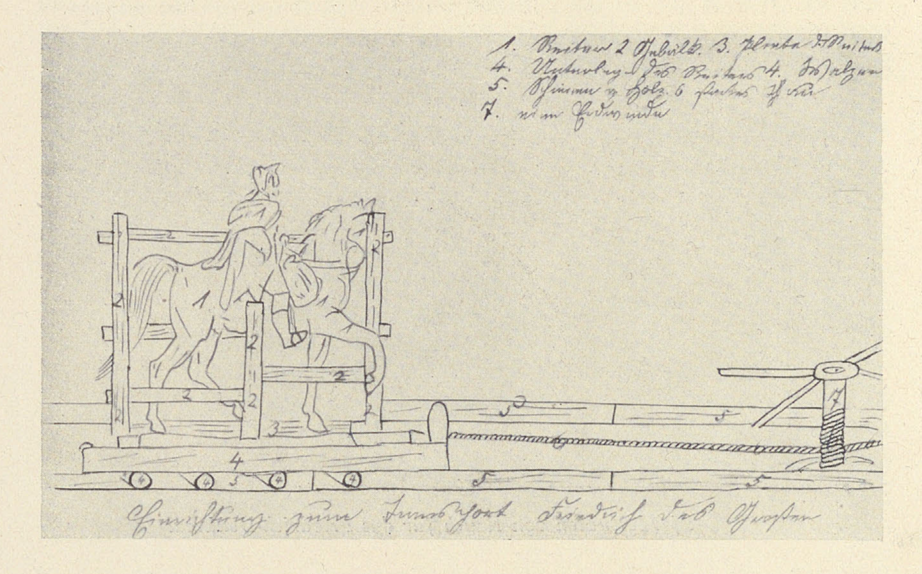
*

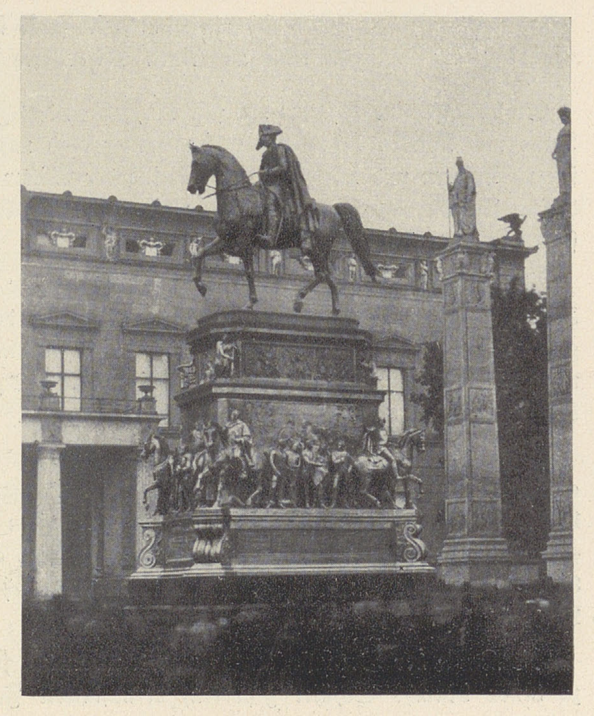
Es sind in diesen Tagen gerade fünfundsiebzig Jahre, daß ich die Vollendung miterlebte und aus dem schlanken, jungen Knaben auf dem Friedrichmonumente ist ein uralter, mühsamer Mann geworden, aber mein Geist ist in seiner Erinnerung wie ein helles Licht, das das Erlebnis von allen Seiten hell erstrahlen läßt. Vielleicht kann ich auch über das „Werden" später einiges erzählen. Heute will ich nur über die Feiertage berichten, wie sie mir hell vor der Seele stehen und wie ich sie in den Erinnerungsblättern nachlesen kann.

Es war ein so strahlender Maimorgen im Jahre 1851, es wurde im Laufe der Feier so heiß, daß die Damen auf den Tribünen, die aus Eitelkeit die — sonst erlaubten — Hüte zu Haus gelassen hatten, schweren Sonnenbrand auf Gesicht und Hals mit heimnahmen.

Am frühsten Morgen schon war bei uns im Lagerhaus freudige Bewegung mit Kommen und Gehen, und ich höre noch den Jubel von uns Geschwistern, als wir bei einer in schönen farbigen Gewändern antretenden Kommission, die von der Universität Halle abgesandt war, um Großvater den Ehrendoktor zu überbringen, auch unsern Vater erkannten. Das schöne Pergament mit der köstlichen Goldbemalung ist noch in meinem Besitz und erstrahlt im hellsten Glanze, während die, die damals um mich waren, längst dahin sind.

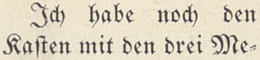
Sehr stolz und belustigt waren wir Hallenser Kinder, daß die dortige Universität der Berliner, die Rauch auch den Ehrendoktor verlieh, als erste den Rang abgelaufen hatte.





Enthüllung des Denkmals am 31. Mai 1851

Wir fuhren dann mit Fuhrmann Beuster zum Festplatz und nahmen unsre Plätze auf der Magistratstribüne vor der Universität ein. Den engeren Denkmalsplatz begrenzten vier Kunststeinsäulen, die vier Kurfürsten krönten und die Leinwandhülle abschlossen. Die schlichte, aber imponierende Gestalt meines Großvaters im schwarzen Rock inmitten all der leuchtenden Uniformen und Ehrenkleider steht mir klar vor Augen, ebenso der Moment, als, nachdem mit Hilfe der Zimmermeister Berlins die Hülle sank, der König den Meister umarmte.



Ich habe noch den Kasten mit den drei Medaillen, der goldenen, silbernen und bronzenen, die der König dem Großvater überreichte, während seine Schüler ein Kästchen mit je einer silbernen und bronzenen erhielten, wozu der König launig bemerkte, „die silberne Medaille würde vielleicht einmal verkauft werden müssen, da hätte er gleich zwei gestiftet". Er ahnte wohl damals nicht, daß auch die Medaillen, die er dem Meister gab, zu Nothelfern in schwerer Zeit werden konnten.

Deutlich sehe ich auch die alten und uralten Veteranen aus den Fridericianischen Kriegen, jeder geführt und betreut von einem seiner weiblichen Anverwandten zu ihren Feldstühlen kommen, die zwischen dem Denkmal und der alten Kunstakademie aufgestellt waren. Es waren mehrere Hundertjährige dabei, darunter ein Ziethenscher Husar.

Vor mir liegen noch vielerlei Programme in gebundener und ungebundener Form, z. T. mit hübschen Zeichnungen, die alle neben Huldigungs- und Festgesängen diesen Tag verherrlichen wollten. Bartsch, Schneider, Rellstab, Kopisch, von Blomberg und Friedrich Förster haben ihre Leier gestimmt, die meisten zu Ehren einer Nachfeier am 6. Juni 1851. Vielleicht interessiert es, daß wohl von letzterem schon im Jahre 1827 im „Berliner Konversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik" unterm 11. Januar ein Gedicht, betitelt: „Runde des Großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht 1822", abgedruckt wurde, das schließt:

„Seh' ich den Rauch, ich sag's ihm morgen,
Er muß uns einen Alten Fritz besorgen."

So hat also eine Spanne von fast 30 Jahren das Friedrichmonument Rauchs Leben und Wirken beherrscht, und wenn er auch nach drangvoller Jugend, in seinem Wirken und Wandeln ein Liebling der Götter war, die Mitwirkung bei diesem Traum und seiner Erfüllung eines ganzen Volkes war der Höhepunkt seines Lebens.

Am 4. Juni mittags 12 Uhr fand im Saale der Singakademie eine Feier der Königlichen Akademie der Künste statt, bei der dem Großvater ein Ehrengeschenk überreicht wurde, das in einer gußeisernen Plakette bestand, deren Zeichnung und Erklärung noch in meinem Besitze ist. Die poetisch-musikalischen Darbietungen waren von Kopisch, Dorn und Meyerbeer.

Es war eine besonders sinnige Ehrung, da, nachdem Rauchs Blücher nach einem vorhandenen Briefe scheinbar noch in Paris gegossen werden mußte, durch des Meisters anhaltende Bemühungen der Erzguß in Berlin wieder zum Leben erweckt wurde. Nach einem alten Kostenanschlag sind allein dem Gießer Friebel 84135 Taler für den Guß des Monumentes ausgezahlt worden, die dadurch im Lande blieben.

Die Krone der Veranstaltungen war das von den jüngeren Künstlervereinen, zu denen Rauchs Schüler gehörten, veranstaltete Fest, dessen Tischkarte von



Nach der Enthüllung

Medaille auf die Enthüllung des Denkmals 1851



L. Burger vor mir liegt. Die Erklärung derselben war vom Redakteur des „Kladderadatsches" Rudolf Löwenstein in launiger Weise verfaßt und wurde von der fröhlichen Künstlerschar aufgeführt. Der Gang der Aufführung war in kurzen Worten folgender:

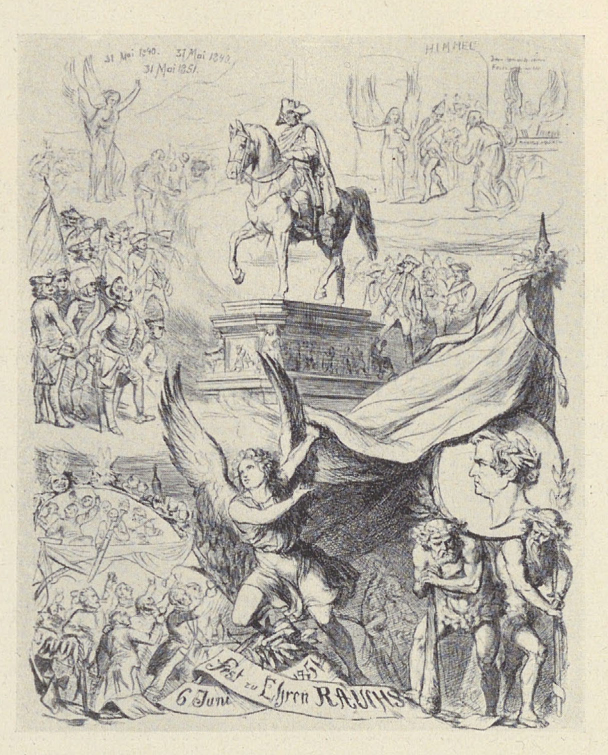
Nachdem Friedrich der Große mit seinen Generälen im Himmel keine Ruhe mehr halten wollten, bekamen sie von Petrus Urlaub – sie waren 64 Jahre interniert – um in Preußen nach dem Rechten zu sehen. Sie werden von der Viktoria begrüßt, die nach der Gegenfrage: „Mit wem habe ich die Ehre, mademoiselle?" sich vorstellt: „Viktoria, geborene Rauch, verwitwete Siegesgöttin, wohnhaft auf dem Belle-Alliance-Platz." Sie führt sie dann durchs Brandenburger Tor. „Der Alte Fritz, die Generäle und himmlischen Grenadiere sahen den feierlichen Zug der Gewerke, sahen das Gewühl der Volksmassen, sahen ein hohes Gerüst von einer Leinwandhülle umgeben, sahen aufgepflanzt das im hellsten Sonnengolde strahlende Heer... Da schlug es 1/212 Uhr und es nahten von der einen Seite die Fahnen und Standarten aus der alten Zeit und von der anderen nahten die greisen Krieger und unter ihnen der Ziethensche Husar. Und plötzlich fiel die Leinwandhülle und aus der Erde wuchs der eherne Gedanke, die Heldenschar, das Denkmal wahrhafter Größe – der große Friedrich."

Dies Fest fand bei Mäders, Unter den Linden, statt, und die dort herrschende

Fröhlichkeit und der Großvater, geliebt unter seiner Schülerschar, steht mir noch hell vor Augen.

Friedrich der Große, mehr als ein Preußischer König, mehr als eine Erinnerung an ruhmreiche Zeit, ein Sinnbild und Idol für jene und unsre Zeit, sagte in dem Festspiel die bedeutsamen Worte, und damit will ich diese Erinnerungen schließen:

„Ja, so leben wir bis in alle Ewigkeit fort, im Erze aufs neue geboren, ein Denkmal unserer, ein Spiegel gegenwärtiger, ein ernst mahnendes Monument für künftige Zeit."



L. Burgers Tischkarte für das vom jüngeren Künstler-Verein zu Ehren Rauchs veranstaltete Fest. *Aufnahmen: Reclam, Leipzig*

HERMANN BOUSSET

Große Historie in einem kleinen Dorfe

Zur Einführung:

Halbwegs Hirschberg und dem großen Kurort des Riesengebirges Krummhübel liegt die Station Zillertal-Erdmannsdorf. Außer Einheimischen verlassen nur wenige den Zug, die meisten fahren weiter nach dem Städtchen Schmiedeberg oder nach Krummhübel. Mancher Reisende wird durch den interessanten Stationsnamen aufmerksam, fühlt sich veranlaßt, Umschau zu halten, freut sich an den hübschen Tiroler Häusern, an denen er alsbald vorbeifährt und hält auch wohl einmal Nachfrage, wie denn diese Häuser hierherkommen in die schlesischen Berge.

Ein Kuppeldorf ist an sich ein lustiges Ding. Zillertal ist in Erdmannsdorfer Gebiet eingebaut, und zwar nicht in einem geschlossenen Komplex, sondern weit verzweigt, da der König von Preußen seine Domäne für die Tiroler Siedlung bereithielt und weitherzig den Zillertalern gewährte, sich in der Begrenzung der Domäne anzubauen, wo es ihnen am besten gefiel. So kommt es, daß ein Haus zu Erdmannsdorf und das Nachbarhaus zu Zillertal und wieder umgekehrt in buntem Durcheinander gehört. Trotzdem hat Zillertal seine eigenen Gemeinderechte, die es bei der Siedlung zugesprochen erhielt, sich hundert Jahre erhalten. Erdmannsdorf und Zillertal: jedes ein Dorf für sich, jedes seine eigene Gemeindeverwaltung, seine eigene Schule, seine eigenen Steuererheber. Als Kuriosum muß den Nichteingeweihten anmuten, daß unsere große Spinnerei und Weberei Erdmannsdorfer A.-G. heißt, aber gemeindlich zu Zillertal gehört. Gemeinsam haben die beiden Dörfer nur die Kirche, und das kam so, weil ihre Erbauung mit der Einwanderung der Zillertaler zusammenfiel. Des Königs Lieblingsgedanke war es, als Geistlichen der Gemeinde einen Zillertaler heranzubilden, um so wohl der geistigen und religiösen Einheit der Schlesier und Zillertaler Ausdruck zu geben. Aus dem Plan ist freilich nichts geworden. Erst jetzt, mit dem Jubiläumsjahr, geht eine gemeindliche Verschmelzung des Kuppeldorfes vor sich, und wir werden fortan nur einen Steuererheber haben.

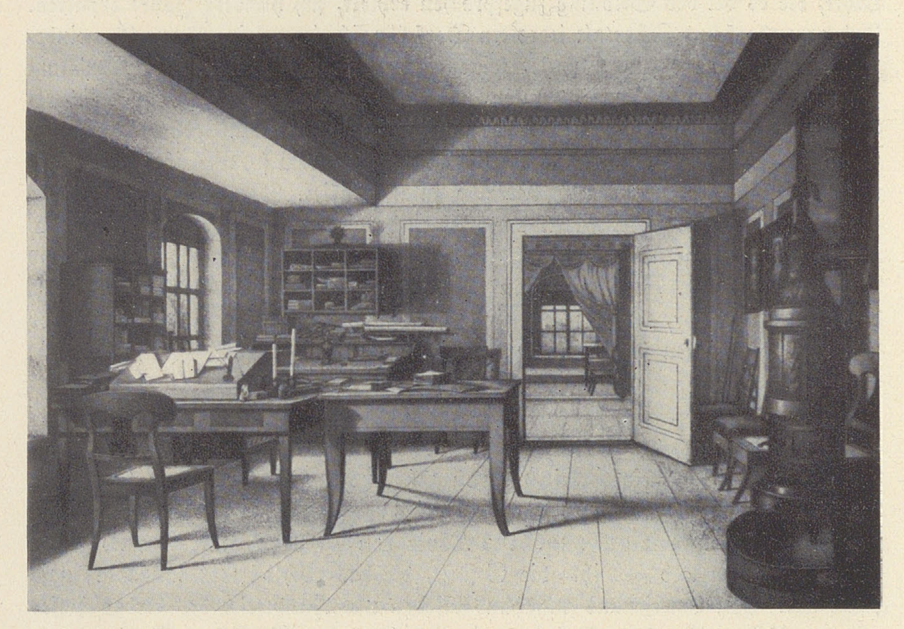
Die Gneisenauzeit

Unmittelbar nach den Befreiungskriegen erwarb der Feldmarschall Gneisenau durch Austausch mit einem seiner Frau gehörenden Kauffungergute die Gutsherrschaft Erdmannsdorf. Das Gutshaus, das der große Feldmarschall bewohnte, war ebenso schlicht wie gediegen. Der König von Preußen baute es nach Gneisenaus Tode um und gab ihm die Gestalt, die das Schloß Erdmannsdorf noch heute hat. Von Gneisenaus Landhaus blieben nur Hauptteile des Erdgeschosses mit dem schönen Empfangssaal, den wir noch heute den Gneisenau-Saal nennen.

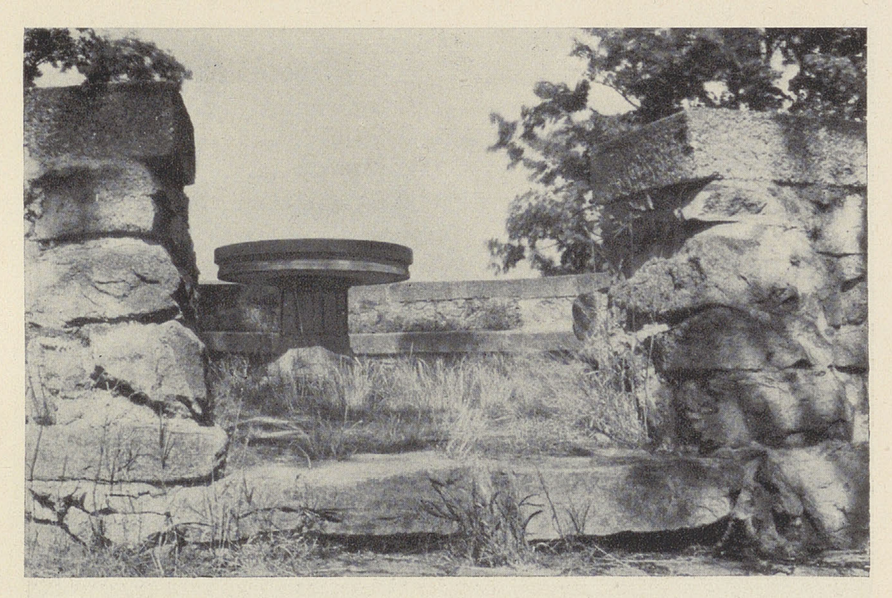
Die in ihrer Schlichtheit so überaus anmutigen Wohn- und Arbeitsräume Gneisenaus und seiner Familie sind nicht mehr vorhanden, wir kennen sie nur aus Bildern. Gneisenau, der nicht nur ein großer Feldherr, sondern ebensosehr ein guter Landwirt und Volkswirt war, hing mit ganzem Herzen an seinem Erdmannsdorfer Besitz; und dieses Erdmannsdorfer Landhaus durfte 16 Jahre hindurch bis zum Tode des Feldmarschalls das häusliche Glück der Gneisenau-Familie widerspiegeln.

Der herrliche Erdmannsdorfer Park ist in seiner Erstanlage eine Schöpfung Gneisenaus, und er zog für diese Anlage den jungen Thaer heran, in dem wir den ersten Träger landwirtschaftlicher Wissenschaft sehen dürfen. Begeistert schreibt Gneisenau in einem Briefe, daß es ihm mit Fleiß und ganzer Hingabe gelingen solle, aus seinem Gute eine der schönsten Stätten der Welt zu machen. Und dann schildert er entzückt die unbeschreiblich schöne Lage seines Gutes: den Blick über Wälder, Auen, Seen, auf die gewaltige Bergkette des Riesengebirges bis hin zur mächtigen Schneekoppe.

Die Insassen Erdmannsdorfs waren meist Kleinbauern und Weber, die in ihren winzig kleinen Häusern ein Leben oft bitterer Armut führten. Gneisenau war es, der diesem Weberelend auf gesundeste und praktischste Art beizukommen suchte. In einem Briefe an die Gräfin Reden heißt es: „Wir werden dem Weberelend nicht eher steuern, ehe sich nicht die Großgrundbesitzer entschließen, jedem Weber ein Stück Land, ein oder zwei Morgen, in Pacht zu geben, damit er neben seiner Weberei eigen Land bebauen und auf ihm ernten kann.“ Gneisenau selbst ging mit bestem Beispiel voran.



Der Feldmarschall. Gneisenaus Arbeitszimmer im Landhaus Erdmannsdorf

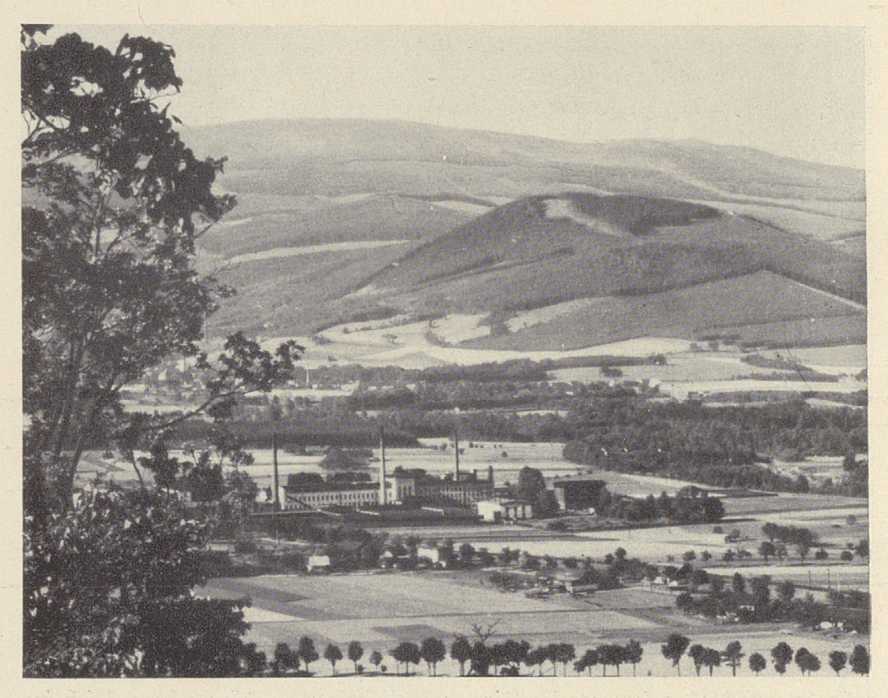


Gneisenaus Lieblingsplatz, der Eulenhorst auf dem Gneisenauberge

Nach Gneisenaus Tode ward Erdmannsdorf königliche Domäne. Nur ein nahe dem Schloß gelegenes, im Tiroler Stil erbautes schönes Haus blieb im Besitz der Gneisenauerben und trägt heute noch das lebendige Erbe des großen Gneisenau.

Gneisenaus Umwelt

Vom Erdmannsdorfer Park aus nach Osten ist in einer guten halben Stunde die Höhe des Ameisenberges – der heute der Gneisenauberg heißt – erstiegen. Von dort oben bietet sich ein wunderbares Gebirgspanorama. Das veranlaßte Gneisenau, an dieser Stelle seinen Eulenhorst zu errichten, eine mächtige Felssteinrotunde mit Steinbänken, zu der eine Felsentreppe emporführt. Gern saß der alte Feldherr hier oben und genoß die Herrlichkeit seiner Umwelt. Zuweilen aber lud er auch hierher seine Nachbarschaft. So kam es, daß die ganze politische Welt des Hirschberger Tales sich hier ein fröhliches Stelldichein gab: die Gräfin Reden auf Buchwald, die Fischbacher, Prinz Wilhelm und Prinzessin Marianne von Preußen, die Riedesels auf Stonsdorf, die Radziwills auf Ruhberg. In Gneisenaus Briefen und Tagebuchblättern finden sich entzückende Berichte über solch schlicht-schöne Feste auf dem Eulenhorst. Die Prinzenkinder von Fischbach und die Gneisenaukinder brieten am offenen Feuer Kartoffeln, Beeren wurden gepflückt, und das Festessen war fertig. Die hervorragendste Persönlichkeit unter diesen Gästen war die Gräfin Reden, die durch ihre selbstlose unermüdliche Arbeit sozialer Fürsorge zur Mutter des Hirschberger Tals ward. Sie steuerte dem Weberelend nach allerbesten Kräften, sie war es, die die Ansiedlung der Tiroler in Zillertal veranlaßte, den Tirolern in den ersten schweren Jahren bitteren Heimwehs treue Beraterin und Helferin ward. Sie stand in treuem Bemühen



Blick auf die Spinnerei

auf seiten der Radziwills, und als die Hoffnungen eines Ehebündnisses zwischen der Eliza von Radziwill und dem Prinzen Wilhelm von Preußen zuschanden wurden, ward sie zur wahrhaften Trösterin der schwer gebeugten Mutter und Tochter auf Ruhberg.

Ganz im Geiste der Gräfin Reden arbeitete auf Fischbach die Prinzessin Marianne von Preußen, und sie und ihr Gatte Prinz Wilhelm von Preußen, ein Vetter des alten Kaisers, haben die weite Strecke Fischbach—Schmiedeberg zu einem einzigartigen Naturparkgelände umgewandelt.

Die Könige von Preußen auf Erdmannsdorf

Im Jahre 1832 verkauften die Gneisenauschen Erben den Erdmannsdorfer Besitz für 156000 Taler an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Das Gut umfaßt ein Areal von 2911 Morgen, davon 1017 Morgen Acker, 500 Morgen Wiesen, 885 Morgen Wald.

Erdmannsdorf blieb im Besitz der preußischen Könige bis kurz vor dem Weltkriege; nachdem der erste Privatbesitzer das Gut weiterverkauft, ward es dann leider einige Jahre sozusagen Schieber- und Schacher-Objekt, bis es in die treue und sichere Hand kam, die noch heute Besitzer ist.

Die preußischen Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. weilten viel und gern auf Erdmannsdorf und luden in ihren herrlichen Sommer-

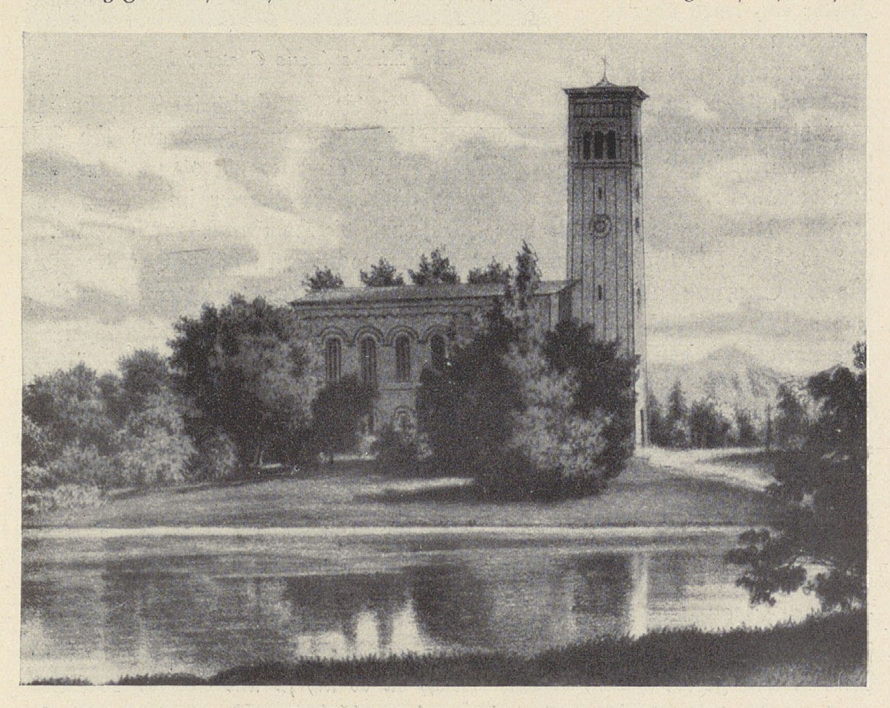
sitz vielfach Gäste, so daß das früher stille Erdmannsdorf zuweilen zu einem Brennpunkt höfischen Lebens ward.

König Wilhelm I., der glückliche Tage seiner Jugend im Hirschberger Tal verlebte, als er noch hoffen durfte, Eliza von Radziwill heimführen zu dürfen, mied den Erdmannsdorfer Besitz, hat sich aber öfter von Erdmannsdorf und Zillertal erzählen lassen, und zwar gelegentlich der Regiments-Vorstellung oder Paraden. Die Zillertaler hatten nämlich das Vorrecht, bei der Garde zu dienen, wozu ja auch ihre große und schöne Gestalt sie besonders befähigte. Diese jungen Gardisten forschte der König nach ihrem und nach dem Ergehen Zillertals aus.

Gern und viel weilte dann wieder der Kronprinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III.) auf Erdmannsdorf, und an ihn sind besonders liebe Erinnerungen im ganzen Hirschberger Tal aufbewahrt. Prächtig ist die Freundschaft, die ihn mit dem Bauern Rahm verband. Diesen Zillertaler holte er von der Arbeit weg und machte mit ihm Wandertouren bis auf die Schneekoppe. Wenn Rahm sich sträubte, weil die Arbeit ein Davongehen nicht dulde, so versprach ihm der Kronprinz, nachher zu helfen, was er denn auch treulich ausführte.

Kaiser Wilhelm II. ist nur als kleines Kind in Erdmannsdorf gewesen. An seiner Stelle bewohnten sein Bruder Prinz Heinrich und ganz besonders seine Schwester Charlotte, die Gemahlin des Erbprinzen von Weimar, jahrelang im Sommer Schloß Erdmannsdorf.

König Friedrich Wilhelm III. ließ das Schloß umbauen und gab ihm seine heu-



Die Kirche (nach Schinkel), erste Gestalt



Die Kirche (neue Gestalt) 1888

tige Gestalt. Das schlichte Gneisenaulandhaus ward nach Schinkelschen Plänen zu einem Schlößchen in Babelsberger Gotik. Ein großer Festsaal ward angebaut, das alte Haus um Stockwerke erhöht und von einem Turm gekrönt. Dann berief der König den ausgezeichneten Botaniker Lenné zur Um- und Weiterbildung des Parkes. Einige Jahre später ließ der König wieder nach Schinkelschen Plänen die Kirche erbauen, deren Turm nach dem Campanile in Mailand errichtet ward. 1838 stürzte der Turm und ein Teil der Kirche ein, ward aber sofort neu errichtet, und zwar nunmehr mit einem in spitzem Helm ausmündenden Turm. — In die Zeit Friedrich Wilhelm III. fällt die Einwanderung der Zillertaler. Besonders interessant aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. sind die vielfachen Besuche Alexanders von Humboldt, dem der König, als seinem Lieblingsgast, ständig ein Zimmer im Schlosse eingeräumt hatte. An Humboldt erinnert heute noch die Humboldtsbank im Park.

Ins Jahr 1840 fällt die für Erdmannsdorf so äußerst wichtige Gründung der Flachs-, Garn- und Maschinenspinnerei, die aus kleineren Anfängen sich zu einer Fabrik von Weltruf emporarbeitete. Der Plan zur Errichtung einer solchen Fabrik ward — von der Gräfin Reden getragen — von Minister Rother ausgeführt, dem der König für Gründung des Werkes die Villa auf dem Rotherberge schenkte. Die Fabrik verfolgte keineswegs den Plan, die Handwerker brotlos zu machen; vielmehr wollte man den Handwerkern durch fabrikfertige Herstellung der Halbfertigware die Möglichkeit geben, in der Fertigstellung der Arbeit Lebensmöglichkeit zu finden, d. h. konkurrenzfähig zu werden.

Die Einwanderung der Tiroler

Steht die Einwanderung der Tiroler an Bedeutung auch nicht annähernd den früheren Einwanderungen unter dem Großen Kurfürsten, unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen gleich, da es sich ja nur um ca. 400 Einwanderer handelte, so ist sie doch für unsere schlesischen Berglande und unser

Erdmannsdorf hoch bedeutsam gewesen, und historisch bemerkenswert bleibt allzeit, daß es sich hier um die letzte Einwanderung handelt, die aus Gründen des Glaubens vollzogen ward. Der Führer der evangelischen Bewegung in Tirol, Johann Fleidl, wandte sich im Jahre 1837 an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der Bitte, den Glaubensgenossen Aufnahme in seinen Landen zu gewähren. Der König genehmigte das Gesuch sofort, aber es dauerte längere Zeit, bis der König sich über den Ort der Siedlung schlüssig ward. Er wollte die Tiroler im Oderbruch ansiedeln, weil er ihnen hier größere und fruchtbarere Ländereien zur Verfügung stellen konnte. Aber die Gräfin Reden war es, die dagegen mit dem Hinweis protestierte, daß die Tiroler in der Ebene alle heimatkrank werden würden und daß die Kolonisation nie gedeihen könne. Nur in Berglanden würden die Bergmenschen eine neue Heimat finden. So entschloß sich der König endlich für Erdmannsdorf und stellte den Einwanderern über die Hälfte seines Gutes – ca. 1500 Morgen – zur Verfügung, ließ auch die einzelnen Bauern sich die Plätze selbst wählen. Die Einwanderer bestanden übrigens nur zu einem Teil aus Landleuten, die meisten waren Kleinhandwerker, der Führer selbst war Schuhmacher.

Durch das lange Hin und Her in der Ortsfrage geschah es, daß, als die Tiroler im Oktober und November 1837 in mehreren Zügen in Schmiedeberg eintrafen, in Erdmannsdorf noch nichts gerüstet war. Und so mußten sie fast ein Jahr lang in Schmiedeberg rasten. Diese Zeit war eine sehr unglückliche für sie. Die Erdmannsdorfer Alteingesessenen sahen sie keineswegs gern kommen. Die schlesische Bevölkerung, sowohl in der Bergstadt wie in Erdmannsdorf, war ärmlich, teils bitter arm. Für die Weber war ja schon die Not der Maschine im Anzuge. Man befürchtete, daß die „Fremden" den Einheimischen das wenige, was sie hatten, noch wegessen würden, und man sah mit Neid auf die, denen der König seine besondere Gunst geschenkt hatte. Übrigens erwarben die Tiroler ihr Siedlungsland durch ordnungsgemäße Zahlung. Auf den Tirolern lastete das Heimweh um so mehr, als sie in Schmiedeberg zum Nichtstun gezwungen waren, denn wenn sie sich Arbeit suchten, war es den Einheimischen nicht recht, und taten sie nichts, so wurden sie Faulenzer genannt. Zu alledem brach in dem Jahre auch noch die Cholera in unsern Berglanden aus, und die Schlesier behaupteten, die „Fremden" hätten sie eingeschleppt. In dieser bitteren Zeit hielten eine Anzahl der Einwandererfamilien nicht durch, sie kehrten in ihre Heimat zurück oder zogen ins Salzburgische. Und die ganze Kolonisation hätte wohl elend Schiffbruch gelitten, wenn nicht die Gräfin Reden unermüdlich gewesen wäre, bessere Verhältnisse und ein besseres Verstehen herbeizuführen.

1838 begannen die Tiroler, sich ihr neues Zillertal aufzubauen; und es entstand nun eine lange Tiroler Straße vom heutigen Bahnhof bis über die große Fabrik hinaus und überall sonst bis Lomnitz und Seidorf hin, die einzelstehenden Bauernhöfe. Alle Häuser wurden im Tiroler Stil errichtet und blieben so ein besonderer Schmuck der ganzen Gegend bis auf den heutigen Tag.

Zunächst lebte das neue Zillertal abgeschlossen für sich, auch hat es wohl eine gute Zeit gedauert, bis die Gegensätze sich ausglichen und bis man sich nicht nur

mündlich, sondern auch geistig verstehen konnte. Längst ist das Trennende überbrückt dadurch, daß die Tiroler vielfach sich schlesische Frauen erkoren und Tirolerinnen sich von schlesischen Burschen freien ließen. Der Tiroler Menschenschlag muß in jeder Beziehung als der stärkere gelten: der Tiroler ist nicht nur körperlich, sondern auch in mancher Beziehung geistig größer als der Schlesier. Eins aber zeigte sich alsbald als gemeinsames Gut: in der Sangeskunst waren beide Volksstämme gleich groß. Und sicher hat diese Liebe zum Singen mit zur Annäherung und zum Verstehen beigetragen.

Manche bäuerliche und auch handwerkliche Arbeitsart der Tiroler hat sich in Schlesien eingebürgert. So die eigenartigen Kleereuter, auf denen der Klee getrocknet wird, und die hohe Tenne, die von der Rückseite des Hauses durch einen Dammbau zur ebenen Erde erreicht wird, während sie im Vorderhaus das Hochstockwerk bildet.

Von den Tiroler Namen, die sich bis heute bei uns erhalten, seien einige genannt: Schönherr, Rahm, Schiestl, Wegscheider, Back, Oblasser, Kröll, Wechselberger, Gruber, Klocker, Loblasser u. a.

Friedrich Wilhelm IV. ließ vor der Kirche, auf einer weit vorgebauten Terrasse, ein großes Kreuz aufstellen, an dessen Fuße sich als Medaillon das Bild Friedrich Wilhelms III. befindet. Rechts und links von ihm die Plastiken zweier Knaben, eines Schlesiers und eines Tirolers. Man sagt, daß dieses Werk von



Der alte Gasthof am Schloß; s. Zt. Mittelpunkt des Riesengebirgsverkehrs

Aufnahme: Ulrich Bousset, Zillertal i. Riesengebirge

Rauch sei; bestimmt nachweisbar ist es jedoch nicht, jedenfalls aber ist es ein ebenso feinsinniger wie künstlerisch wertvoller Schmuck der Kirche. Und der Gedanke, der diesem Werke zugrunde liegt, ist ersichtlich der, daß in der jungen Generation die Einwanderer mit den Altinsassen – Schlesien und Tirol – auf dem Grunde eines Glaubens ganz zusammenwachsen möchten, wie es denn ja auch im Laufe der Zeiten geschehen ist. Mündliche Dorferinnerung erzählt ferner, daß zu dem Tiroler Bub Johannes Bag Modell gestanden habe.

Der letzte der Tiroler, Johannes Bag

Johannes Bag ist als kleiner Junge in die neue schlesische Heimat eingewandert. Er fiel im Dorfe bald auf durch seinen klugen Kopf, seine lustige Art und seine unbändige Sangeslust. Durch den Lehrer erfuhr der König von diesem Jungen, er ließ ihn zu sich kommen und hatte seine helle Freude an ihm. Er beschloß alsbald, ihn auf die hohe Schule zu bringen und studieren zu lassen, und zwar Theologie, denn er sollte der Zillertaler Pfarrer werden. Also kam unser Johannes auf die hohe Schule und dann auch auf die Universität. Aber Theologie studierte er nicht, dazu hatte er keine Zeit und keine Lust, denn er mußte halt immer singen und wieder singen. Und eines Tages hat unser Johannes Bag den Theologieschüler ganz abgestreift und ist Sänger geworden. Da ergrimmte der König, und das mit Recht; denn wozu hatte er ihm denn die schöne Ausbildung angedeihen lassen und wie konnte der junge Kerl die schönsten königlichen Hoffnungen so vereiteln? Flugs ward dem jungen Durchbrenner jede Beihilfe entzogen, und da man zu Hause auch auf ihn böse war, konnte er sehen, wie er durchkam. Am schlimmsten ward die Geschichte, als Johannes Bag zum Militär mußte. Die Mittel zum einjährigen Dienst waren nicht vorhanden, auch die Gemeinde und die Angehörigen hatten den Ausreißer fallen lassen, und so mußte der seine drei Jahre in Görlitz abdienen. Auch nicht einen einzigen Tag hat man ihm geschenkt. Aber auch in den Soldatenjahren verlernte Bag das Singen und Musizieren nicht. Der ewige Singvogel bereitete vielmehr seinen Kameraden wie auch seinen Vorgesetzten viele Freude. Nach der Dienstzeit begannen die Wanderjahre von neuem die Kreuz und die Quer, bis er sich schließlich in Riga durchsetzte und dort unter des großen Meisters eigener Leitung ein erster Wagnersänger ward, denn Wagner war damals Kapellmeister in Riga. Unser Zillertaler Johannes Bag erwarb sich den Ruf, einer der bedeutendsten Wagnersänger zu sein.

Dann hat ihn das Heimweh gepackt, und er hat sein Zillertal aufgesucht und hat die Seinen und hat die Heimat wiedergewonnen durch seinen Gesang in der Kirche. König Friedrich Wilhelm IV. hatte die Geschichte von dem Ausreißer erfahren und hatte in Zillertal mit eigenen Ohren gehört, was für ein gottbegnadeter Sänger aus ihm geworden. Da ward auch der königliche Groll ausgelöscht, und der König setzte dem Sänger eine Altersrente aus. Im Alter ist der Sänger wieder in seiner Heimat ganz seßhaft geworden. Johannes Bag überlebte alle anderen Einwanderer. In ihm war am längsten die persönliche Tradition verkörpert. Im Jahre 1923 haben wir ihn zu Grabe getragen.

Die Wirtschaft im Hirschberger Tal

So sehr Gneisenau, die Gräfin Reden, die Preußenkönige auch bemüht waren, die wirtschaftliche Lage im Hirschberger Tale zu heben, so blieb doch das alte schlesische Sprichwort ewig neu und wahr: „Wer sich will mit Spinnen nähren, der muß wie ein Vogel zehren." In der Landwirtschaft sah es nicht viel anders aus, denn abgesehen von einer Anzahl größerer Bauern, deren Land meist im Tale liegt, wird unser Bergland vom Klein- bis zum Zwergbauern bestellt. Die Hänge der Vorberge sind zumeist recht steil und auch wegen des immer wieder heraustretenden Stein- und Felswerks äußerst schwer zu bearbeiten. Da kann der Bauer von Generation zu Generation seine Felder mit ganzen Steinwällen umziehen, die aus dem Mutterboden von dem Pflug herausgeholt wurden — der Steinreichtum bleibt immer derselbe, und Jahr um Jahr klauben Frauen und Kinder hinter dem Pflug die Steine und schleppen sie in Körben ab.

Auch der Forst hat in unserm Wirtschaftsleben natürlich eine große Bedeutung, und darum auch die Leistung des Waldarbeiters; auch er hat seinen sehr schweren Beruf. Aber man muß sagen, daß er es in ihm zu hoher Kunst brachte. Denn das richtige Schlagen eines Riesenbaumes und wieder das richtige Abfahren des Stammes ist eine Kunst, die mühselig erlernt sein will. Die Abbringung des Holzes geschieht im Riesengebirge ja meist durch Schlitteln. Der Waldarbeiter führt Zentnerlasten auf dem Hörnerschlitten von Berg zu Tal und benötigt für diese Arbeit Kraft, Energie, Unerschrockenheit, Geschicklichkeit und schnelle Entschlußkraft in höchstem Maße.

In der Spanne der hundert Jahre des Wirtschaftslebens bleibt die Gründung der Flachsgarn-Maschinenspinnerei das größte Ereignis.

War es kein leichtes Ding, den schlesischen Arbeiter, insbesondere den Spinner und Weber in seinen Anforderungen zu befriedigen, so legt doch ein Vorkommnis beredtes Zeugnis ab von dem guten Verhältnis, das sich auch in den schwersten Jahren zwischen der Fabrikleitung und den Arbeitern geltend machte. Als im Sturmjahr 1848 überall im Eulen- und Waldenburger Gebirge die Weberunruhen ausbrachen, erscholl eines Tages in Erdmannsdorf der Ruf, daß die Horden von drüben kämen, um das große Erdmannsdorfer Fabrikgebäude zu stürmen. Da scharten sich die Weber aus Erdmannsdorf, Zillertal und aus den Nachbardörfern des Tales zusammen, um dem rohen Ansturm zu begegnen. Das charitative Schaffen der Gräfin Reden und die kluge Wirtschaft der Fabrikleitung waren also nicht umsonst gewesen. Als die Fabrik bald nach dem Kriege ihr 75jähriges Jubiläum beging, konnte in der Festschrift noch gesagt werden, daß niemals ein Streik die Gemeinschaftsarbeit gestört habe. In den Wahnsinnsjahren, die dann kamen, ist freilich auch das anders geworden. Aber auch aus diesen bitteren Zeiten hat sich die Fabrik wieder emporgearbeitet, und gerade jetzt ist sie mitführend in der Beschaffung neuer textiler Rohstoffe.

VICTOR MEYER-ECKHARDT

Die letzte Nacht des Tribunen

Novelle

Zwei Goldkandelaber, wie Räucherbecken gebildet, flammten still zu seiten des Mannes, der in einer Toga aus weißer Seide vor der Mitte einer rosenfarbenen Pilasterwand ganz einsam thronte. Jetzt blickte er auf von einer Rolle, deren Berechnungen er mit eiligem Stift überlaufen und an manchen Stellen beargwöhnt hatte.

„Nur hundertundzehntausend Gulden in den Kellern des Monreale – habe ich ihn zu frühe richten lassen?" Er mahlte langsam mit den mächtigen Kiefern, und die Lippen des kleinen Mundes verkrochen sich in der grauen Haut. „Beim Bacchus, seine Brüder bleiben mir noch: fünfzig Schuh tiefer zerdenken sie sich den Kopf, ob Mond oder Sonne am Himmel steht."

Er wollte eine Klingel ergreifen, die zu seiner Linken auf der mit einem Teppich bis zu den Fliesen verhüllten riesigen Steintafel glänzte – da hörte er den Schritt der Wache den Gang durchdröhnen: im Eingang, ihm fern gegenüber, hielt schon der deutsche Söldner und reckte die Hand zum Römergruß.

„Erhabener und gestrenger Tribun, Schützling des Heiligen Geistes, der Tag hat sich gewandt!" rief er die eingelernte Formel.

Cola di Rienzo dehnte ein wenig die Finger zur Entgegnung – als aber der Soldat noch verblieb, hob er die Augen, enge nahzusammenstehende Lichter, mißtrauisch zu dem Erstarrten.

„Was willst du noch?"

„Der Pelzhändler Luciolo wünscht den Tribunen zu sehen", brachte er mühsam vor in der Sprache des Tibervolks.

„Um Mitternacht? – Doch laß ihn erscheinen – und befiehl dem Kerkermeister, augenblicks die Monreali mit den Folterern vor mich zu führen!"

Der Schritt des Soldaten vertönte rasch. – Cola lauschte auf das Dröhnen der drei Tore, die nacheinander zu öffnen waren, ehe einer in diesen Saal trat. – Warum nur hatte er dem hochmütigen Zünftler den Zugang zu seiner Person soeben wieder verstattet? – weil der treu gedient zu haben schien durch nun fast zehn Jahre? Eher wohl deshalb, weil er ihm zutraute, mehr als er selber über die Dinge in Rom zu wissen: dafür zeugte mancher Erweis. Doch dieser ewig Gemächliche konnte ihm in Wahrheit nicht hold sein: jeder Belohnung und Erhöhung hatte er bisher unzugänglich entsagt. Fast sehnte er sich danach, endlich möge der vornehme Krämer gegen ihn schuldig werden, und sei es durch versuchte Erhebung der Faust wider des Tribunen geheiligtes Leben. – Bedächtig lüpfte er die Ferse des Fußes, um in der Sekunde des Angriffs den beiden Afrikanern, die gewaffnet und mit Seilen unter dem Tische lagen, das Notzeichen geben zu können.

Luciolo zeigte sich unter den Säulenbogen und bewegte sich leisen und sehr geschwinden Gangs, obwohl der blaue, mit Rauchwerk beschwerte Mantel ihm bis an die Knöchel reichte. Er grüßte nicht – doch als er der trennenden Tafel allzu nahe kam, reckte ihm Cola die Hand entgegen. „Sei gegrüßt – und setze dich, Luciolo!" – und er wies auf einen Schemel, der genau im Sternmittelpunkte der Fliesen eingeschraubt war: eine strahlende Ampel, dicht über der Stirne dessen, der sich dort niederließ, war bestimmt, den Besucher zu blenden.

Der Kürschner rückte sich langsam zurecht und führte die Arme bis zu den Ellenbogen hoch aus dem Tuche empor, so als wolle er zeigen, daß er nichts verstecke. Um den immer ein wenig gelösten bartlosen Mund glitt ein Lächeln, nicht des Spottes, eher der Trauer – seine blauen Augen, die er weit offenhielt, schien die Zwölfzahl so naher Flammen gar nicht zu stören.

„Warum hast du keine Angst, Tribun?" sagte er jetzt mit einer verhaltenen tiefen und graden Stimme.

Cola zuckte zusammen, wohl nur vor Wut.

„Kann ich denn Angst haben?" entgegnete er rasch. „Wollen nicht meine Sterne, daß ich . . ."

Luciolos Kopf war nur leicht zur Seite gesunken, anmutig fast: so daß die braunen Locken über der linken Schulter kaum merklich sich bauschten – aber diese Andeutung eines Zweifels hatte Cola verstummen gemacht. Wortlos betrachteten sich die beiden – da erscholl von weit her durch die Korridore und Stiegen Gelärm und Widerhall zornig vordrängender und absichtlich gedämpfter Laute heran. Luciolo faltete die Stirn, als frage er nach dem Sinn dieses Lärmens.

„Brettone und Arimbald sind es, die mir den Schatz noch verbergen", murmelte Cola, „ich kann sie, weil das Vaterland darbt, nicht schonen."

„Laß sie jetzt nicht verhören, Tribun!"

Cola beugte sich über den Tisch: der silberne Lorbeerkranz in seinem dicken Haargewulst flimmerte auf. „Du wagst es, mir zu raten? Ist es nicht genug, daß ich dich zum Vertrauten mache auch dieser Stunde?" Der Kürschner strich mit der Hand über sein Knie, als wolle er einen Staub dort tilgen.

„Darum sollst du sie nicht verhören, Cola", erwiderte er gesenkten Blicks, „weil ich gekommen bin, dich zu verhören: dich vor den Richterstuhl des Geistes zu ziehen."

Der Diktator wollte die Ferse schon niederstoßen, aber sie glitt weich auf den Estrich. Nicht, was jener sagte, hatte ihn erregt – aber daß er, der Zünftler aus dem Quartiere der Regola, diese wenigen Sätze im reinsten Latein gesprochen hatte, entsetzte ihn. Eine Weile grub er die Finger, weil sie auf der Tafel zu zittern anfingen, in den kurzlockigen Bart.

„Wer bist du?" kam es dann hauchend von seinem Munde – während er schon nach der Klingel haschte. Unaufhörlich schüttelte er sie – bis ihn die deutlicher werdenden Stimmen der Herbeigeführten zu lauschen verlockten. Eine dieser Stimmen entfesselte sich jetzt zu tobender Stärke. „Was will dieser Bauer von uns?" schrie es auf in provenzalischer Mundart. „Ist er besoffen wie sein Vater, der Schankwirt, das immer war – oder ist er eingeduselt vom Wasser, mit dem

seine Mutter zu viele Bekanntschaft machte, als sie die Wäsche noch trat unter den Brücken?" Man hörte den Fall eines Schlages und das Ächzen einer gehemmten Kehle — dann ragte wieder der Soldat in dem Bogen.

„Die Gefangenen in den Kerker zurück!" herrschte Cola ihn an: zugleich, als wolle er Kraft daraus saugen, engte er die Finger um den Reichsapfel von Stahl, der zu seiner Rechten auf einem Kissen lag. Abergläubisch forschte er in den Mienen des Gastes, die so reglos leuchteten und von so hohem Adel, so undenklicher Jugend ihm plötzlich erschienen, daß er an ein Wunder zu glauben begann.

„Du bist nicht Luciolo, der Pelzhändler!" — er zwang sich zu einer Verneigung. „Angelo, der Heilige vom Monte Maiello, hat dich entsandt!"

„Laß deine Heiligen, Tribun — sie reden immer aus Gott und verstehen kaum etwas von ihren Bohnengärten. Auch bin ich nie in Lumpen vor dich getreten — so kann ich wohl keiner von deinen Heiligen sein." Er hatte wiederum auf Latein gesprochen und fügte in der gleichen Sprache feierlich hinzu: „Wisse: ich komme von Vallis Clusa — bei dir bin ich nun fast zehn Jahre, weil der Meister es wollte."

„Ich grüße dich in Demut! Du gehst aus von dem erlauchten Francesco Petrarca?" Er umeilte die Tafel und reichte dem Gaste die von Ringen überbürdete Hand. Dann kniete er auf die Fliesen und setzte sich auf die Hacken zurück, als wolle er verbleiben in dieser Stellung.

„Zurück, Cola di Rienzo!" rief der andere, fort von ihm blickend. „Die Zeit deiner Schaugepränge, ob du sie vielen oder nur dir selber gabst, ist vorüber. Von welchem Bilde hast du dies Hocken gelernt, das einzunehmen dir jetzt beliebt — oder in welchem Pergamente davon gelesen?" Der Tribun erhob sich — ein ärgerlicher und ganz unfestlicher Ausdruck kürzte ihm die Nase.

„So vergib, wenn ich nur diesen Kranz ablege, den vor mir dein Meister auf diesem Kapitol als ein Würdigerer trug!"

„Das tu, wie du willst, Cola — aber erfahre zuvor, daß der Petrarca dir mehr als diesen Kranz gegönnt haben würde: ein Diadem! — das dich nun doch nicht zieren soll, weil du sterben willst."

Cola wankte — er vergaß sich so sehr, daß seine Wohlbeleibtheit, die er durch eine mühsame Haltung sonst zu verbergen trachtete, die Falten der Toga über dem Bauch hervortrieb und die Brust einfallen ließ. „Sterben will ich?" Seine Augen verloren den Zielpunkt.

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!"

„Laß den Horaz, laß auch den Cäsar, den Cicero, den Seneca — bald sollst du sie sehen. Setze dich wieder: ich habe dir viel zu sagen."

Cola umschritt den Tisch mit geschrägtem Nacken.

„Ich möchte dir trauen, Fremdester und Liebster. Aber du weißt, wie man mir feind ist. Es gibt auch falsche Propheten: Jesus der Nazarener hat uns gewarnt." Er saß wieder in seinem Sessel und blickte fast verächtlich. „Du kannst nicht leugnen: du hast ein Lager voll erlesener Waren mitten in Rom, wie nur irgendein

Zünftler — und du verstehst dein Handwerk, so gut wie dein Latein. Dennoch, wenn du eine Beglaubigung hast von dem Meister . . ."

Der Besucher war aufgestanden und trat vor den Tisch.

„Ich verstehe dies Handwerk — denn damit keiner mich ahnte, auch du nicht, mußte meine Maske vollkommen sein. — Laß mich bekennen, so kurz ich mich zu fassen vermag.

Als einen Jüngling, einen Knaben halb noch, zog mich der Meister an sich: ein paar Strophen von mir zum Preise des Sieges hatten ihm wohlgefallen. Das Jahr, das in seiner Lehre hinging wie ein einziger Maimond, war mein lieblichstes Glück. In Avignon war es — du wirst noch hören davon — da sah dich Petrarca zum erstenmal, und sein Geist flammte dir zu. Aber weil er die List der Welt wie kein anderer kennt, wünschte er einen dir nahe zu wissen, der immer die Wahrheit über dich ihm berichte, auch dein eigenes Ohr behüte vor der Lüge. Und er schuf einen Plan für mein Leben: ‚Du mußt es opfern für ihn, der kostbarer ist als wir', entschied er. ‚Tu ab von dir die Musen: werde mein Auge um Cola di Rienzo, bis ich dich abberufe.'"

Luciolo löste von seinem Gürtel eine Kapsel und legte sie vor dem Tribunen nieder, der mit bebenden Fingern die Federn aufbog: ein kleiner Brief schnellte in seinen Schoß. Er raffte ihn an sich und las, was darin geschrieben stand:

> Franciscus Petrarca am Tage des 1. Oktober des Jahres des Herrn 1354 an Nicolaus Sohn des Laurentius.
>
> Einer den Gott entsendet die Völker zu führen, erkennt man an dreierlei Gaben.
>
> Er ist voll der Gedanken des Heiligen Geistes, das ist: solcher Gedanken, die eine hochgemute Seele, so sie gerecht ist, fassen kann.
>
> Er vermag diese Gedanken wie Schlingen unter das gnadenlos dumpfe Volk zu werfen, so daß es zu seiner Rettung darein sich verstricke.
>
> Er versteht zu begreifen, wann die Stunde gekommen ist, wo er nicht mehr verlockt und spricht — sondern nur handelt: handelt mit seinem Volke an seinem Volke, solches in Mut, Unmittelbarkeit, Grenzenlosigkeit.
>
> Geliebter Sohn — wenn dieser mein treuester Jünger, Luciolo der Kürschner genannt, diesen Brief dir reicht, so wisse, daß mich dünkt, der Gaben dritte und höchste sei dir verwehrt: nicht seist du gesandt, die Völker zu führen. Antworte Luciolo, wenn er dich fragt, damit Erleuchtung über dich komme. „Ich" heißt bei ihm Francesco Petrarca.

Cola hatte zu Ende gelesen und raunte Silben um Silben tonlos hin. Er küßte dann das Brieflein und verbrannte es über dem Becken zu seiner Rechten. In die Asche stierend, seufzte er auf.

„Der Meister, auf den die Exilstadt lauschte: war es einst Clemens, ist es heut Innocenz — dem der Kaiser Karl zu Prag sein dürstendes Ohr lieh — er hält mich nicht mehr." Als er die Hand von sich streckte, streifte sein Finger den Reichsapfel — er bog ihn ein, als habe er glühende Kohle gepackt.

Die Stirn des Boten verdüsterte sich.

„Daß du, Cola di Rienzo, dieses Haltes bedarfst, beweist eher, daß du am Ende bist, als des Meisters strafendes Wort. Du hast wohl immer nur in deinem Anfang verharrt."

„Hamilkar! Hannibal!" Der Tribun hatte das heftig ausgestoßen: die hangenden Teppichfalten der Tafel raschelten aufwärts – zwei Nubier, ganz nackt, wanden sich geräuschlos an seinen Schultern empor, wie prachtvolle goldene Schlangen. Ein jeder hielt in der Hand einen spitzigen Krummdolch, in der anderen einen Ring zäher Taue.

Mit leichtem Erstaunen betrachtete sie Luciolo: er spähte lange in die blinkenden Augen – dann erhellte sich seine Miene wie von Freude und Bewunderung.

„Du hast Männer bei dir, Cola – doch ihnen fehlen die beiden ersten Gaben. Ach, warum nur formt Gott so selten den vollkommenen Herrn der Erde!"

Der Tribun, mit einem schmerzlichen Zucken des Mundes, berührte die Ellenbogen der beiden: dieses mußte ein Zeichen sein; denn sofort wandten sie sich ab von ihm und liefen auf federnden Ballen davon. Als der Sprecher sich nach ihnen umkehrte, waren sie schon in den Treppen versunken. Er atmete tief, als sammle er sich.

„Daß du, Cola, mir glaubst, weiß ich nun: du hast deine Wächter entlassen. Cola di Rienzo – o du, zu dem wir aufblickten einst wie zu dem Stern über Betlehems Grotte – ich kann dir nicht mehr glauben.

Laß mich beginnen mit deinem Allerletzten: es ist der Schlüssel zu deinem Geschick in der kommenden Frühe. – Von Monreale, dem Bandenkönig – dem du nicht darum den Kopf abschlugst, weil er ein Mörder war, sondern nur um sein Gold zu besitzen – hast du hundertundzehntausend Gulden gestohlen – du hast den Truppen, die endlich wieder vor Palestrina liegen, um die Ewige Stadt zu befreien von den Baronen, und die ihr Leben einsetzten für dich alle Tage und Nächte, dennoch nicht Löhnung gewährt – du hast deinen getreuen Feldhauptmann Riccardo Imprendente, als der die Löhnung für seine Leute dir abverlangte, mit Schimpf von dir gestoßen und Pächter an seine Stelle gesetzt, die den Krieg nie erlernten: durch all dies hast du den starken Albornoz, des Papstes Legaten, sicher gemacht in seiner Verachtung deiner Gewalt – die Fähnlein sind im Rückzug auf Monte Fiascone: der Kardinal überläßt dich der Stadt!"

Cola schob das Kinn vor und hackte mit den Kiefern die Luft – sein Mund klaffte, seine Zunge, als wolle sie Laute bilden, versuchte sich an Lippen und Gaumen. Der Bote winkte ab.

„Höre: ich war am Tage in den Regionen von Sant' Angelo, Ripa, Colonna und Trevi: dort steht man in dieser Stunde versammelt, um dein Kapitol zu erstürmen."

„Ich habe mehr als diese Regionen!" Cola fuhr auf. „Ich werde die Glocken läuten lassen sogleich!"

„Keiner wird kommen. Die Tausende, die ihr Blut hingegeben hätten für dich, haben es nicht ertragen, daß du den Herd, auf dem sie das Korn sich rösten, das Stroh, auf dem sie schlafen, ja letztlich den Abgang aus Mensch und Vieh, den sie zu Acker fahren, besteuert hast – Volk, Tribun, gibt Blut, so man es zeitig fordert, nicht aber das, was das Blut ernährt, allein!"

„Warum sagtest du mir das nicht früher, du Diener der Vorsehung?“ – Hohn und Zorn mischten sich in der gewürgten Stimme.

„Habe ich je dich beraten? Habe ich nicht ehedem geglaubt, du besäßest selbst die Weisheit der Vaterlandsliebe? – und tiefer als ich? Sie war dir verwehrt, und ich erkenne dein Leben – vernimm nun dein Leben aus meinem Mund: dein Leben, von dem du nichts ahnst, dein nutzloses Leben! Vernimm, wie der Geist, dessen Schützling du dich nanntest in deinen ärmsten Erlassen, wahrhaft dir bot, was einen Geringeren als dich aufgejagt hätte dazu, sein Volk zu wandeln!“

Cola di Rienzo hatte diese Worte wohl aufgenommen, aber sie nicht mehr in sich bewegt. Er sprang so gewaltsam empor, daß der Sessel scharrend bis an die Saalwand wich.

„Ich muß dennoch die Sturmglocken läuten – du sagst selbst, wie es steht um meine Sicherheit. – Ich will es versuchen“, setzte er wie fragend hinzu.

„Zuerst“, fuhr der Gesandte in so besinnlichem Tone fort, als sitze Cola noch immer, „zuerst sah ich dich im Exil der Heiligen Kirche in der franzischen Babel. Vor Clemens, dem Juwelundpurpurbeladenen, standest du mächtig und schlicht, nanntest dich den Anwalt der gattenlosen Hauptstadt der Welt, den Vertreter der Armen, Witwen und Waisen. Deine Rede war Gold und Morgenschimmer: Clemens' verwöhntes Ohr wurde trunken von deiner Rede – sagte er mir nicht: Demosthenes und Cicero seien auferstanden in dir? – Und auch ich faßte Hoffnung auf dich: du weißt es aus den Gesprächen, die ich oft mit dir führte, wenn wir des Nachts in den Ölgärten gingen an den Ufern der Rhône.“

„Du Gespräche mit mir, Luciolo?“

Die Lippen des andern zuckten von Wehmut.

„Warum willst du mir die Süßigkeit nehmen, mich und den Meister in mir nicht scheiden zu können? Hast du das Sendschreiben vergessen? Einmal in meinem Leben, heute, bin ich Francesco Petrarca.“

Cola verbeugte sich stumm – der Schauer eines Geheimnisses, das kein Tor für ihn hatte, beängstigte ihn. Er strauchelte und mußte den Tischrand fassen, um sich zu halten. Dann tastete er rückwärts nach dem Sessel und fiel schwer hinein.

Durch die offenen Arkaden des Saals ging ein frostiger Windstoß: die Flammen der Ampeln duckten sich – zugleich begann ein einziger Ton, eindringlich und scharf, trotz der Leisigkeit seiner Entfernung, aufzuhämmern und sich schnell und schneller zu wiederholen.

„Du weißt doch, was das bedeutet!“ sprach der Fremde in das Grauen des zerspannten Gesichtes unwillig hinein. „Unterbrich uns nicht! – Es ist die Glocke von Sant' Irene in Trevi: die Ersten rotten jetzt ihre Fähnlein. Sie haben nicht Zeit zu verlieren – Zeit! – die du immer vergeudet hast!“

Die Hand des Tribunen umschloß von neuem die Klingel – aber er hob sie nur äußerst behutsam und zwängte den Finger um den Klöppel.

„Wenn ich immer die Zeit vergeudet habe, so will ich sie wenigstens jetzt nicht vergeuden!“ – die Klingel in die Sternembleme des Brustschmucks drückend, reckte er die Rechte wie zum Schwur. „Wer auf Erden kann mir widerstehen?

Bin ich nicht durch die Verliese von Prag und Burg Raudnitz und Avignon gezogen, wie die drei Jünglinge durch den Feuerofen?"

„Das hast du vermocht, Rienzo – doch nur wie jene Beschützten. Wer führte, wer behütete, wer befreite dich? – wer anders als ich?"

Cola erblaßte und rang mühvoll nach Luft. Er setzte die Klingel auf die Tafel und drückte sich in die Lehne des Throns.

„Du bist mächtig, Meister, dir ist der Himmel hold. Wenn ich in den vierten Kerker gerate – abermals wirst du die Feinde zuschanden machen: ist es nicht so?"

Luciolo ließ die Lider halb über die Augen sinken.

„Soviel ist gewiß: daß ich bei dir bin, damit du nicht abermals Zeit vergeudest."

„Damit ich nicht abermals in den Kerker falle – anderes kannst du nicht meinen?" Er sah auf zu dem Boten mit starrem Blick.

„Das wäre noch nicht genug, Tribun!"

„Was denn soll ich? Rate mir, wenn du vermagst!" Er versuchte zu lächeln. „Ich tue, was du willst."

„Erzählen will ich dir von dir: so vielleicht dich beraten. Dann wirst du Eines nur tun: das, was du mußt. Dazu mag ich dir helfen. – Nicht wahr?" Luciolo warf die Rechte gegen Rienzo und hielt sie in der Höhe der Stirnen, als wolle er eine Brücke schlagen von Mann zu Mann. „Zwei Jahre waren verstrichen, seit du zum erstenmal in Avignon weiltest: zwei Jahre, in deren Hinlauf das Volk dir beizufallen begann: ein glutender Fruchtherbst wuchs dir Glücklichem zu. Aber du hattest noch viele Muße für dich. Grubest du nicht damals im Altertumsschutte der Stadt, Denkmale römischen Hochsinns zu finden? Mit eigenen Händen? – Gott segnete selbst deine Muße . . ."

Cola richtete sich auf: seine Augen blitzten wie von einem Triumph.

„Ja, Gott segnete sie! Auf der Kehrseite einer Grabesplatte im Lateran fand ich eingemeißelt das Julische Gesetz: es lehrte mich erfassen, daß das Volk von Rom jede Gewalt, auch die Herrschaft der Welt, frei überantworten kann, wem immer es will. – Damals, an jenem Nachmittage unter dem Kapitol, floß so mir das Wort vom Munde, daß alle vom Jubel erdröhnten, die wie eine Flut am Gestade einen Fuß nur unter mir wogten – ich sagte meinen größten Gedanken!"

„Weit war dein Gedanke!" – der Bote sprach lauter – „und wenn auch zu weit, doch größer noch, als du dir denkst. Ist je in deine Seele gekommen, daß nur einmal in deinem Leben dir dieses vergönnt war: nicht nur die Bedrückten: die Dreizehnmänner und Capitane und die Ritter des Volks – nein, auch die Bedrücker selbst: hohnvolle Barone wie die Orsini und die Colonna, deinem verwegenen Geiste dienstwillig zu sehen? – Aber welchen jener Barone hast du in der Stunde an dich gebunden durch Amt und Ehre zugleich? War das der zweite, der bessere Teil deiner Rede? – Oder womit ging sie zu Ende?"

Cola wühlte die Finger durch das stirneingewachsene Haar.

„Ich lud sie alle zum Nachtmahl, um dort weiterzukünden, wovon mir das Herz quoll."

„Quoll dir dein Herz noch so sehr in der Nacht? Du lasest bei jenem Mahle aus dem Plutarch — und als Stefano Colonna, der Greis, deine Textwahl klüglich begreifend, über den Rücken weg einen Ölzweig dir in die Locken drückte, da zogst du seine Hand über deine Schulter und preßtest sie an den Mund. So sahst du nicht, wie er lächelte — hörtest nicht, als die Becher tobten auf deine Gesundheit, daß aus dem Lächeln ein Lachen wurde — wußtest nicht, daß der dichtere Kranz, den er dir umwand, dir alle Sinne verstopfte. — Man ging betrunken nach Haus — und wünschte sich Glück zu deiner prächtigen Deklamation."

Cola di Rienzo durchflog Röte die Wangen — wieder verkrochen sich seine Lippen, doch wie von Verdruß.

„Die Himmelfahrt 1345 war nur das Wetterleuchten — brach nicht mein heiliger Sturm zwei Jahre später am Pfingstfest aus? Und hallte nicht der Erdkreis wieder von dem, was im folgenden Sommer an Siegen geschah? Sprich, Luciolo — könnte Scheelsucht ärger mäkeln als du?"

„Ich will dir gern von deinem göttlichsten Jahre sprechen, Tribun — doch du darfst mich nicht stören!" Der Bote reckte von neuem die gebogene Hand. „Es ist wahr: die Colonna wurden hauslos in Rom — ihr Übermut wider die Armen, die Neigung des Papstes, der ihre teure und halbe Gefolgschaft nicht minder fürchtete als der Untertan ihre Tyrannei, wurden dir tüchtige Helfer. Am meisten aber — das sei zugestanden — tat deine Klugheit: dann erst bewirktest du den so heilvollen Umsturz, als der stärkste von ihnen, wiederum jener Stefano, mit der gesamten Miliz auf der Kornfahrt sich umtrieb. Warst du hinabgestiegen durch solche Klugheit? Wir wußten es nicht. Was dir Gelingen verlieh, das war nicht mehr dein großer Gedanke, der einstmals Hoch und Niedrig umfaßte — sondern der Hunger des Volkes allein. Die Unmündigen nanntest du ein Parlament — o das war wirklich klug! — denn dieses Parlament machte dich zum Diktator. — Aber war dein Heer, das du aus dem Nichts hättest stampfen können, vom Sporn bis zum Helmbusch fertig, ehe die Adelsmiliz wieder einzog? Sprich: wie viele der Völkler hast du bewaffnet?"

Cola lächelte düster.

„Dreizehn Fähnlein zu hundert Mann und hundertundneunzig Reiter. Dazu hundert Mann Garde für meinen Leib."

„Wir ahnten das damals nicht, Cola — wir wünschten und glaubten: für jeden den du offen als Streiter führtest, diente dir heimlich ein volles Hundert. So fürchtete und glaubte nicht minder der Adel — wähnst du, er habe die Lasten Getreides dir hingestapelt aus Liebe, gar aus seinen Burgen sich ins Platte begeben, um nach deinem Befehl die Wege für den Handel zu sichern, wenn er gewußt hätte, wie arm du an Männern warst? — Und hattest du nicht auch bei Lebensstrafe ihnen verboten, Festungen überhaupt noch zu besitzen? War das nicht so? und war das nicht Weisheit? — Cola! Cola! Im Juni, als man die Ernten einholte, brach nicht einer aus jenen Felsennestern, nicht einmal aus den Horsten Marino und Palestrina, in die tätigen Werker — hatten sie den Hunger verloren? — Leer hingen die Nester am Berg, sie hingen leer: das erstemal seit sie gebaut sind, hingen sie leer — und du, was tatest du?"

„Zerbrich mich nicht!“ Cola, in die verkrampften Fäuste beißend, hatte das nur geröchelt.

„Sie waren leer, wie Fässer ohne Boden, Tribun – darum, weil man bebte vor deinen Zehntausendschaften, denn noch war die jammervolle Wahrheit nicht einem bekannt. – Aber auch mit deinen Wenigen hättest du damals all diese Burgen schleifen können bis auf den Grund: Halbwüchsige hättest du aussenden dürfen, das zu vollführen: keiner würde sie verstört haben in dem lustigen Spiel – und Rom, das dein war, wäre die einzige Festung gewesen auf hundert Meilen im Umkreis!“

Das Gesicht des Tribunen hatte sich purpurn gefleckt, aus seinem Haar stieß die Ader wie eine Schlange ihm bis in die Augenwinkel. Jetzt schlug er den Tisch mit den Fäusten, beugte sich weit vor, blinzte dem anderen zu und tat ein pfeifendes Lachen.

„Du, der du so still dort sitzest wie zum Gericht – was hast du denn getan? Du – oder auch dein Meister, den aus dir reden zu lassen dir wohlgefällt! Wann kam euch die Weisheit, die freilich unwidersprüchlich ist? Und wenn sie euch zeitig kam – was hattet ihr Besseres zu tun, als immer nur zu betrachten und Verse zu schreiben?“

Luciolo stand auf, schritt bis vor den Tischrand und legte Rienzo beschwichtigend die Hand zwischen die Blätter des silbernen Kranzes.

„Die großen Dichter sind das Gewissen der Welt“, bemerkte er leise, „sie würde weniger bluten, weit weniger sich verblenden, wenn sie die Dichter hören wollte. Ist Dichtung denn Spiel – ist sie nicht ernster als aller Ernst der Gejagten? Was glaubst du von Alighieri? – aber ihn hörte nicht einmal Florenz. – Doch wisse“, der Sprecher trat zurück bis an den Schemel, setzte dort einen Fuß auf und stützte den Kopf beobachtend in seine Rechte, „wisse, daß auch ich mich täuschte in dir: die ganze lange Frist, in der du die Ordnung im Volke herstelltest: Richterkollegien, Notare, Zünfte und eben jene Adelsgesellen dir gehorchten aufs Wort, als du Gerechtigkeit übtest unter den Schlechten mit nie erlahmendem Urteil, Fehden schlichtetest mit Kunst und Gewalt, Zölle aufhobst und Zölle schufst – ach, ein Werk vollbrachtest, das nicht mehr die Erde erleuchtet hat seit dem großen Gregorius!“

Der Tribun, nach dem Hingange seines Ausbruchs wie von Scham gelähmt, hatte wieder tiefer geatmet – jetzt höhte er den Kopf aus den Schultern und fiel dem Gesandten ins Wort.

„Daß du das endlichst sagst: mir zurückgibst, was keiner mir nehmen kann! Boten habe ich in jenem Sommer ausgeschickt bis nach Deutschland und England und Frankreich: fast überall wurden die silbernen Stäbe geehrt. Die Zwingherren vom Po selbst waren vertreten an meinem ersten August, nachdem ich den Stadtpräfekten Johannes von Vico, der auch dem Papst getrotzt hatte, am Tage von Vetralla mir unterwarf!“

„Wo warst du am Tag von Vetralla?“ – kaum geflüstert schwirrte die Frage. „Du schweigst? – Hinter deinen Söldnern lagst du in einer Kapelle weitab von

der Straße, zum Mönche warst du vermummt, weil du selber nicht glaubtest, daß der Kampf dir gelingen könnte. Und wenn du unterlegen wärest ..."

Cola di Rienzo schrie auf.

„Spione wart ihr — nichts weiter! Woher kam euch die Kundschaft?"

„Hast du auch das schon vergessen, daß ich, Luciolo, an diesem Tage neben dir stand, deine Andacht zu stören, daß ich immer dir zurief: ‚An die Spitze, Herr, an die Spitze!'? Zweifelst du, daß ich mit dir gegangen wäre? Hatte ich nicht bei mir einen Bogen für dich und einen zweiten für mich? Genug, Cola, ich will dich nicht nutzlos verwunden — obwohl ich dir wünschen möchte, du wüßtest tiefer um das Gesetz der Starken, auf ihr Leben zu lachen. Doch ich sagte, daß ich mich täuschte in dir in deiner großen Zeit — nur dieser gleiche Irrtum leitete den Vico in deine Hände: an deine Männer, an deine Zehntausendschaften hatten wir, Freunde und Feinde, geglaubt. Und so meinten wir deine Zukunft durch bessere Mächte geschützt als durch Gunststunden des Schicksals allein — in so heldischer Meinung schickte dir damals der Meister sein schönstes Gedicht nach Rom: die Festode auf die Freiheit der Urbs."

„Ich weinte, als ich sie las, Luciolo, und dankte dem Heiligen Geiste." Der Tribun lehnte sich wie beruhigt zurück und träumte verklärten Aufblicks in das Dämmergebälk der Decke. „Die Ode war es, die mich bestimmte, die Nationalversammlung Italiens nach Rom zu berufen — wer vor mir hat diesen Gedanken gefaßt!"

„Keiner, Tribun! Die Welt erzitterte von Frankfurt über London und Paris bis nach Avignon vor dem furchtbaren Eidbund der Apennina. Und es schien, daß Gott dich führen wollte — es schien? Nein, das war so! Clemens an den Ufern der Rhône, dem du zum Heile der Christengemeinde seine irdische Herrschaft zu nehmen begannst, war dir zu fern, dich zu zügeln — er tat dich nicht einmal in den Bann: wozu sich zum Spott machen? — Neapel, des Papstes einziges Treuland, kochte wilder im Aufruhr als der Feuerberg über dem Golf — der König Ludwig von Bayern, nach der Kaiserkrone gelüstig, war zu feige, sie sich aufs Haupt zu setzen — alle Städte mitternächtig von Rom, frei von Tyrannen und von Herzen dir zugetan, flehten um Vollmacht von dir — du allein ragtest über der Wüstenei des Abendlandes wie die eherne Schlange über den Kindern Israel — — so herrlich waren für deinen ersten August die Aspekte! Damals" — der Redende, der wiederum dem Tische sich nahte, fiel vom lauten in gedämpft behutsamen Ton — „da warst du noch nicht einmal Tribun — wir aber sahen schon über deinem Scheitel die italische Krone schweben, und kein Trugbild war das! Ja: weil so außer allem Begreifen war, was du plantest — denn auch Dante sprach solches nicht aus —, wich auch Petrarca zurück von dem Irrwahn, ein Deutscher müsse das Romreich beherrschen: von diesem Jahrtausendwahn!"

Cola warf die Hand um den Reichsapfel und stand.

„Ist der Gedanke, wennschon damals ich nachgeben mußte, blasser geworden in mir? Ist er nicht heute so gut wie einst? Kann er sich nicht morgen dennoch erfüllen? — Und war ich nicht der Erfüllung nahe wie die Hand an der Ähre?"

„In deinen Träumen, Rienzo! In deinen Träumen war er sogar erfüllt. Doch

wie wurde dein erster August? — Als Florenz erschreckend vor deiner Werbekraft, scheu zuvor anfragen ließ, was du gedächtest an deinem Festtag zu tun — hast du da erwidert: ‚Kommt zu mir und hört's euch an!'? — Nein, du paktiertest mit einer einzigen Stadt — und bald raunte man allenthalben: ‚Der Cola paktiert!' — Was tatest du dann an dem Tage, an dem dir bestimmt war, dein Reich zu begründen? Schneider und Juweliere und Priester und Gewürzkrämer haben dir geliefert, was dich ersättigte bis zum Hals: Gewänder und Banner und Zierate und Monstranzen für deinen Umzug, Rosenwasser für dein Bad in der Taufwanne Konstantins — und als du am Morgen dem Volke dich zeigtest von diesem Kapitol (du konntest kaum gehen in deinen Brokaten, denn du trugst die Dalmatika über dem Panzer), da ließest du vor dir ausrufen: ‚Ecce candidatus Spiritus Sancti!' — Nicht fern von dir harrte ich still, hörte hinüber zu dir und sagte mir hundertmal ein: auch solches ist vonnöten, dies ist nur ein Eingang — du aber hobst da dein Schwert, schlugst damit in die vier Winde: ach in die unverwundbare, allen erbötige Luft — und dröhntest wie ein Büßermönch: ‚Dies alles ist mein, denn es naht das Gottesreich, das ich euch geben will!'"

Schon lange wanderte der Tribun mit eiligen, unvernehmlichen Schritten die Pilasterreihen des Saales hinauf und hinunter: das Schleifen der Toga, die er, erregt vom Lauschen, nicht gehörig zusammenraffte, war der einzige Laut, der seinen Gang gespenstisch verriet. Bei den letzten Worten jedoch, die der Bote gesprochen hatte, war Cola emporgefahren und stehengeblieben: genau in der Mitte des offenen Bogens, der über einen Balkon weg den gleichfarbig düsteren Umriß der Stadt sonderbar nahe zeigte, als sei dies ein unkenntlich gewordenes Bild in einem erneuerten Rahmen. Hinausgekehrt ins unbewegt Graue, wandte er sich nicht, als er einfiel in das einsame Schweigen mit nur gehauchter Entgegnung, so daß Luciolo an ihn herantreten mußte, um ihn ganz zu verstehen.

„Das Reich Gottes ...", hörte er ihn klagen, „ja, das ist die Verheißung, die keiner mir gönnen will — o Petrarca, nicht weiser bist du als Raimund, der Papstvikar, der an jenem Tag wagte, die Hand auszustrecken, um mir im Angesichte des Volkes zu widersprechen."

Luciolo legte gramvoll die Linke auf sein Herz, die Rechte auf die Schulter des andern. Der schrak heftig auf und fuhr mit den Fingern in den Bausch seiner Toga, als suche er dort eine Waffe — dann versteckte er den Sinn dieser Geste in einem Ordnen der Falten.

„Was willst du von mir?"

„Dir nur sagen, Tribun, daß ich wohl noch weiß, wie du die Einwände Raimunds niedertrommeln ließest von deinen Trabanten — jetzt bist du allein und mußt mich hören. — Vielleicht bebte jener Papstvikar nur um des Heilandstatthalters weltliche Macht — das wahre Gift deines Frevels schmeckte er nicht. — Ich aber sage dir, Cola, der du ein Mensch bist: was ging dich die Welt an? Gottes ist die Welt — und er hat sie unter Völker und Könige geteilt. Dir war zugefallen die schöne Halbinsel von der Mauer der Alpen bis nach Syrakus: sie zu beseelen mit einem einzigen Willen — darauf schien ja dein Trachten zu zielen vor deinem ersten August — und gut war das! — Dann aber meintest du, an

Rom und dir solle die Welt genesen — o Wahn! o Wahn!" Der Bote ballte die Fäuste und preßte sie in seine Brust. „War es nicht genug an einem Turmbau zu Babel? Nannten nicht die Juden sich das auserwählte Volk Jehovas? — was ist von ihnen geblieben als Jammer und Zorn und Gespött! Hast du dich blenden lassen durch Julius Cäsar? — auch er mußte sterben, ehe er zu den Parthern ging, und dieser sein Vorsatz war nicht einmal eine Verwegenheit. — Du aber, während nah um dich Orsini und Colonna, diese Wölfe in deiner Herde, noch lebten und lechzten nach ihrem alten Raub und wühlten unter dem Kapitol, um es wieder in den Abgrund zu schüttern — du brachtest nicht sie, diese Nächsten um dich, zum Gehorsam — nein, deine Stabträger schicktest du abermals zu den Königen von Frankreich und England. Mißhöre mich nicht: als du sie erstmals ihnen unter die Augen sandtest, enthüllten sie nur deinen Willen, allein zu bauen an deinem italischen Haus — und das war dein Recht! — Dieses Mal brachten sie einen Befehl: Frieden untereinander zu schließen: weil du gekommen wärest, die Welt zu ordnen — ach, die Welt!

Die dich noch liebten, suchten dich mit glimpflicher Deutung zu schützen, das anhebende Gekicher der Höfe und Städte noch niederzudämpfen — aber kaum zwei Wochen nach deinem Vierwindehieb kröntest du dich mit den sieben Kronen Europas, nanntest dich Augustus — und sprachst endlich dein ungewichtigstes Wort, das gleichwohl viele erschauern machte: ‚Mit dreiunddreißig Jahren krönte Jesus sein Werk — ich habe die gleichen Jahre und kröne mich auch.'"

Rienzo rieb sich die Augen und drehte sich um: er war blaß geworden und spähte die Länge und Breite des Saales ab, als wenn er ihn messen wolle. Dann rückte er plötzlich den Kopf hochmütig über den Nacken.

„Auch der Petrarca nahm meine Reden so ernst? Sollte ein Dichter nicht wissen, wie man die Worte aufbläht, die Sachen verändert, um ein Volk zu berücken? Muß ich dir verraten, was Vortrag ist? Ist dem Staatsmann weniger erlaubt als dem Poeten?"

„Cola, das glaubst du selbst nicht, was du sagst — oder du sprichst wie ein Betrunkener, wie ein Barbar!" Luciolo hob die Arme in die bestirnte Nacht. „Der Dichter ist auch in seinem reichsten Worte noch arm — denn wen anders preist er in allem, was er lebendig und stark und schön um sich sieht, als Gott?" Luciolo ließ die Hände sinken und schloß die Augen. „Einmal warf ich Petrarca fast vor, daß er die Madonna Laura, gar das Weib eines andern, so überlaut singe, als sei sonst nichts auf der Welt — ‚ich liebe Gott', war die Antwort." Jetzt blickte er dem Tribunen, der lächeln wollte, streng ins Gesicht. „Wen aber umschwoll deine Rede? — Du schufst ein Gedicht um dich selbst: das ohne Salz war, weil an dir nichts sich regte!"

Luciolos Brauen entwölbten sich langsam, er schien die Nacht zu durchforschen.

„Cola", fragte er dann, „bemerkst du nicht den kleinen Schimmer im Geschatte der Stadt?"

„Nein — ja, jetzt erblicke ich's — was ist das?"

„Du wirst dein Rom doch kennen! Es ist der Dachfirst von Santa Maria Rotonda: Fackeln werden es sein, die man durch die Gassen trägt."

Die Augen Rienzos kniffen sich schmal: er suchte in den Mienen des andern und packte ihn bei den Schultern.

„Soll ich etwas beginnen? – Beim Bacchus! jetzt läute ich Sturm!"

„Ich sagte dir schon, daß du es nicht tun sollst – es gibt nur einen Weg."

„Welchen? Ich beschwöre dich bei der Allerseligsten Jungfrau – welchen? welchen?"

Luciolo hob die Hände Rienzos sacht von sich ab.

„Kehre an deinen Tisch zurück: so als kämen sie überhaupt nicht – laß dir weiter von mir dein Leben erzählen: dann rettest du dich vielleicht. – Lehrreich könnte dir werden, was du nun aus meinem Munde erfährst, denn ich muß dir sagen, was mich endlich fast abwendig machte von dir."

Der Tribun schritt hastig zu seinem Throne und setzte sich – Luciolo nahm gelassen den Schemel ein.

„Kaum ein Monat war hingeflossen, seit du dich mit dem Heiland verglichen hattest – da ludest du die Häupter des Adels: zwei Colonna waren es und fünf Orsini, zu einem Gastmahl."

„O ja!" Cola schmunzelte und leckte sich die Lippen: das Erinnern an jenen Abend schien ihn so tief zu erfreuen, daß er des eben empfundenen Bangens fast nicht mehr gedachte. „Die Narren kamen – eine Stunde später rieben sie Arme und Beine an den kürzesten Ketten, die je eingeschmiedet worden sind in die Verliese des Kapitols. – Tadelst du mich darum?"

„Wer, Cola, würde gewagt haben, dich zu tadeln – hättest du endlich nun eingeholt – und sei es durch Meuchelmord – was du verabsäumt hattest während mehr als vier Jahren? Petrarca wäre vielleicht zeitlebens verfinstert geblieben um solch ruhmloses Sterben seiner Colonna: der Fürsten, die ihm am holdesten taten, als er noch arm war – aber dir hätte er einen Hymnus gesungen um solchen Sieg! – Und du?"

„Wenn ich sie dennoch begnadigte – ich hatte sie meine Kraft fühlen lassen."

„Nicht deine Kraft, Cola – nur deine Schwäche! Wie ein Histrione hast du das Kapitol zur Bühne für dein schlechtestes Rührstück gemacht. Du verurteiltest sie zum Schwerte, du schicktest ihnen den Beichtiger, du ließest im Hofe lauten Hammerschlages das Schafott aufzimmern: wozu ganz Rom atemlos lauschte, du befahlst, sie in der Morgenfrühe mit freiem Halse herbeizuführen: den Greis Stefano an der Spitze des Zugs – und dann? – Dann, Tribun, hieltest du deine Predigt über den Vers: ‚Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus ...', nahmst ihnen selber die Fesseln ab, legtest Ehrenketten über diese stolzen Herzen, die du gedemütigt hattest durch die Verhängung der Todesangst, machtest zu deinen Beamten sie, die jetzt erst die Feinde Colas geworden waren, denn zuvor waren sie nur Feinde des Volks."

Der Tribun bewegte zweifelnd den Kopf.

„Wenn sie danach bald wieder abfielen, so geschah das, weil sie unbändig von Blute sind – in jener Stunde aber tropften aus ihren Augen die Freudentränen, ja sie haben mir die Füße geküßt. – Und wenn sie mir die Füße küßten", fügte er mit einem schlauen Aufblick hinzu, „so haben sie auch meine Kraft gefühlt."

„Sie hatten dich durchschaut, Tribun: die List deiner Einladung zahlten sie heim durch gefahrvollere List. Doch dir gehorchen? – Ein Hund gehorcht, wenn er die Peitsche fühlt – niemals ein Mann. Ich seh' jetzt durch dich wie durch Glas: du deuchtest dich damals wie Gott – gnädig und allmächtig wie er, ludest du Qual auf, heiltest du wieder die Qual – – aber wenn dies ein Mensch tut, ist es Beleidigung. Beim Himmel! während ihre Häupter vom Nacken sprangen, hätten sie in ihrem Haß dich geachtet – die Geretteten spien auf dich!"

Cola beugte die Stirn in die umschränkenden Hände.

„Wie kam ich nur dazu – wenn ich das wüßte!"

„Das fragst du, Tribun? Laß mich hart sein! – Hast du nicht immer im Dankesrausch fast getobt, wenn einer, der dein Leben gepackt hielt, sich auf Güte besann und dir es zurückgab? Du bist mit deinem Urteilen nur aus dir selbst geboren – und so groß waren doch deine Gedanken..."

„Aber auch ich bin ein Hund! denn das wolltest du sagen!" – die Frage wehte nur hin.

„Nein, Freund", entgegnete Luciolo mit Bestimmtheit, „so nenn' ich nur einen, dessen Geist zugleich grobwüchsig und mutlos ist. Diese Adligen waren Dummköpfe gegen dich: Tapferkeit und Dummheit wohnen oft beieinander. Tapferkeit und Einsicht in e i n e r Brust – nun denke an Julius Cäsar! – sind wie Haarsterne selten. Doch wird der Weise den Mut, den er nicht hat, durch des Mutes Eigenschaften ersetzen – was nützte ihm sonst seine Weisheit?" Er neigte die errötende Stirn. „Auch nur darum sprach ich von deinem Versäumnis, damit du solches nicht wiederholst."

„Wiederholst, sagtest du? So weißt du mir dennoch Befreiung? zweifelst nicht einmal daran?"

Der Bote blickte unmutig auf.

„Sei nie mehr zu schwach zu dem, was deine Hand auch nur anrührt – was hat damals deine Schwäche gezeugt? – Der Papst, der gar nicht mehr hoffte auf seine Herrschaft in Rom, in der Sabina, in Tuscien – damals sogleich schrieb er die siebenzig Briefe an die Edeln der Urbs und sandte seinen Legaten dir zu, vom Thron dich zu reden! Denn das fühlte Clemens, der fast mit dir wetteifern konnte im Reden: daß einer wie du wohl mit Redepfeilen zur Strecke zu bringen sei – jetzt wagte er auch den Bann!"

„Ich unterwarf mich auf jede Bedingung", warf Cola demütig ein. „War das falsch?"

„Es konnte das Beste sein – und so nahm es Petrarca. Doch dir war es ernst gewesen: die Barone hatten raschere Einsicht als wir. Ihre Felsennester erklommen sie von neuem: von Marino und Palestrina aus rodeten sie das Land, das dich nähren sollte und Rom, leer von allem Getreide – nur was hinter den Burgen lag, hegten sie wohl."

„Nicht auf lange – bist du nicht boshaft? Weißt du den Gang der Geschichte nicht?"

„Ich kenne ihn gut – und ich schäme mich: denn nicht du hast diese Geschichte gemacht – wann gelang dir das je? Wiederum fiel sie dir zu mit ihrer Huld:

Segensflut schoß aus Himmelsbläue — ich finde nicht einen Namen in meinem Gedächtnis, der so umgoldet wäre mit Schicksalsgunst wie der deine." Luciolo breitete wie staunend die Hände. „Verbirg dich nicht, Cola!" fuhr er bezwungenen Tones fort, „wie stand es um dich in jener Novembersturmnacht, als du dich aufmachen solltest an die Mauern der Stadt: als einer, der sich Lucius hieß und in meinem Auftrag dein Knecht war, dir keine Ruhe vergönnte und neben dir rasselte mit deinem Panzer? Du preßtest eine Reliquienkapsel an deinen offenen Mund und sagtest ihm, du hättest Gesichte von Gott: die dürfte keiner verstören. Ja von Wundmalen hast du geprahlt, die dir an Händen und Füßen immer deutlicher blühten."

„Petrarca und du" — der Tribun brüllte auf — „ihr seid nicht fromm! Ich hatte den Herrn um die Wundmale seit langem gebeten — und wisse: es röteten sich wirklich schon Hände und Füße und über meinem Herzen die Brust!"

„Mag sein" — Luciolo kräuselte verächtlich die Lippen. „Ich hatte eine Magd, die ist weiter damit geraten als du — aber weil sie die heiligen Väter gründlicher kannte als den Plutarch, erschien die Herzwunde auf ihrer rechten Brust: Longinus stach von rechts, wie man sagt, in den Leib des Erlösers. — Aber ein anderes Schriftwort trugest du tief im Gedächtnis — als du unter dem Nomantanator die erste wahrhaftige Pike vor deinen Augen erblicktest, heultest du heraus: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?' — das war Weissagung und Erfüllung zugleich."

Ein hartes trockenes Krachen, als spalte einer Holz, ließ auch Luciolo erschaudern: eilig betrat er den Balkon vor dem Säulenbogen und blieb dort eine Weile allein. Dann kehrte er gleichmütig zurück.

„Kaum zehn Männer versuchen sich an den Palisaden — wir haben noch Muße."

„Wir haben sie nicht!" Rienzo war aus seinem Sessel gefahren und fingerte die Klingel. „Ich will, daß wir enden mit dem Gespräch!"

„Wenn du das wirklich willst, Cola?" Luciolos Augen schlugen sich fragend auf. „Sollen wir mitsammen hinabgehen? ich gehe mit dir."

„Du verspottest mich! Hundert allein warten im Kapitol, die uns begleiten!"

„Die sich inzwischen verkrochen haben, Tribun! — Geh den wahrhaften Weg: der tut sich dir auf, wenn alle Regionen draußen vereinigt sind — so eng, daß kein Tropfen zwischen ihnen zur Erde könnte. Aber keine Sekunde zuvor!"

„Dann erst? Ein Wunder?"

„Daß der Herr dich erleuchte! Es gibt kein Wunder außer dem Dasein Gottes — das größte, das davon ausgeht, ist der Herzschlag in unserem Leib." Er strich sich die Stirn mit den Handballen glatt, als wolle er etwas zur Ruhe bringen. „Du wirst es ein Wunder nennen wollen, Cola, daß an jenem Morgen, als du, den Waffen entronnen, vor einem Wegkreuz schluchztest, achtzig Edle niedergemetzelt wurden von deinen Getreuen im engen Torloch — aber ein Wunder war das nicht, es war nur bequem. — Mir aber war es ein Zauber der Hölle, daß du nach jenem ganz unverdienten Glück nicht endlich die Burgen warfest, in denen nur Söldner saßen, die keinen Lohn mehr zu hoffen hatten: denn auch

die Colonna – außer dem dreiundneunzigjährigen Stefano, jenem der dir den Ölzweig umwand, und einem Kind von sechs Jahren – waren nicht mehr. – Doch was wirktest du in der Woche danach? Mich ermüdet es, immer das gleiche Spiel zu berichten: Gesandte deiner Herrlichkeit durchkreisten die Reiche, deinen Sieg auszuschreien. Einen von diesen Verbrämten traf Petrarca auf seiner Reise, denn eben an deinem Blutfest war er fortgezogen von Avignon. Ich ritt zu seiner Linken – noch sehe ich ihn: er hielt sich mit beiden Fäusten am Sattelknopf fest, denn seine Treuesten hattet ihr ihm gemordet. Als er dann wankte, wagte ich, ihn um die Schulter zu fassen – sogleich saß er strack und wehrte mit Zorn. ‚Wenn jenen die Engel immer höher zu Berge tragen – dürfen wir da trauern, mein Jünger? – Jetzt kommt seine Stunde – verlaß mich: fliege zu dem Tribunen und sage ihm' – und da begann er zu schluchzen – ‚daß ich glücklich bin.'

Als ich dann vor dich kam" – Luciolo schwankte die Stimme – „hattest du deinen Sohn bei dir. Irrsinnigen Blicks lalltest du mir entgegen: ‚Sieh meinen Auserwählten: ihn taufte ich nochmals aus der Pfütze, in die das Blut Giovanni Colonnas zusammengeronnen ist.' – Mich fror vor Entsetzen – ist Heliogabalus wiedergekehrt in diesem, der ein Cäsar zu werden begehrte? durchschrak es mich. – Und dann zwangst du mich zu deinen Gelagen – nicht mehr waren das solche, die du dem Volke gabst, sondern Mähler für dich und deine Schmeichler ..."

„Laß nach, Beichtpfaffe, laß nach! – oder töte mich anders als mit deinen Worten!" Cola hatte die Tafel stolpernd umhaftet, stürzte nieder vor Luciolo und hüllte die Toga über die Augen.

„Mähler waren es, Freund", fuhr der andere ungerührt fort, „bei denen du nicht weniger Gulden verpraßtest als Clemens in seiner Franzosenburg – und erst die Frauen, die als Musen auf purpurnen Klinen schwelgten und, falsch in die Saiten greifend, zuchtlose griechische Lieder dir grölten, die du zeilenweise mit Perlen belohntest – soll ich noch mehr dir malen von deiner Schande? Das wäre leicht!" Als springe Feuer aus Stahl, irrte ein Zornblick aus Luciolos Augen, die dann sogleich mit Tränen sich füllten. „Niemals" – er sprach in gebrochenen Lauten – „könnte ich dir mein Herz malen, wie es gefoltert lag um Petrarca, dem du nur für deine Wollust seine Freunde zum Orkus schicktest!"

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Kleine deutsche Chronik

Wenn von zehn Büchern erzählenden Inhalts sieben von historischen Gestalten und geschichtlichen Räumen handeln — ohne Gewaltsamkeit kann auch noch ein achtes Buch, ein Versuch über den derzeitigen Stand der Naturkenntnis, der immer Geschichtsschreibung geistiger Abenteuer und Eroberungen sein muß, dazugezählt werden — so entspricht dies genau dem Gesicht unseres gegenwärtigen Schrifttums, das stark unter dem Willen zur Geschichte und im Zeichen einer Hinwendung zum Historismus steht, von dem es sich nur noch durch seine unvermeidlichen Werturteile unterscheidet. Wie nach Zahl und Inhalt diese Bücher hier ein zwar kleines, aber getreues Spiegelbild des Ganzen sind — ein elftes Werk kommt aus dem Norwegischen und gehört also nicht zu den Zeugnissen unserer Gegenwart — so sind sie es auch ihrem Gehalt nach. Alles, was innerhalb der Zeichen Vollendung und Versuch sich einbegreifen läßt, Dichtung, Deutung und Bericht, Beschreibung und Aussage, trifft zusammen. Es sind Bilder aus neun Jahrhunderten unserer Wirklichkeit und zugleich — und dies ist doch das Unterscheidende — Variationen über das Thema vom großen Hunger, von jenem Hunger, für den Wilhelm Raabe zeugen mag: „Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe."

Eine neue, menschlich ergreifende, das von jenem überwältigenden Bildwerk geweitete Herz gläubig machende Deutung der Naumburger Stifterfiguren Ekkehard und Uta versucht Hanna Kiel in ihrer Erzählung „Uta von Naumburg" (Rembrandt-Verlag, Berlin 1936. 74 Seiten und ein Bild Utas). Vor dem geschichtlichen Hintergrunde des elften Jahrhunderts zeichnet die Erzählerin in schönen, sparsam gesetzten Worten Weg und Leben einer Frau nach, deren Schicksal, die kinderlose, harte Ehe mit einem ihrem Herzen immer fremdgebliebenen Manne, und deren Not, den ungestillten und unstillbaren Hunger nach Liebe, der ihr Herz wahrlich bluten machte, für alle Zeiten der Stein am Dom zu Naumburg, ein Mahnmal gleichsam an die ungeheure Liebes- und Leidensfähigkeit des Frauentums, umschließt und bewahrt.

Das in seinem tatsächlichen Ablauf trotz ausgebreiteter Spezialforschung noch nahezu völlig unbekannte Leben des Johannes Gensfleisch zum Gutenberge erzählt Günther Birkenfeld, der mit seinem Gutenberg-Roman „Die schwarze Kunst" (Paul Neff, Berlin 1936. 389 Seiten und Schriftproben aus der Gutenberg-Bibel zu 36 und der zu 42 Zeilen) die beschämende Geschichte der Erfindung des Druckes mit beweglichen gegossenen Lettern schreibt, die in der Naturgeschichte des Bürgers eines der vielen dunklen Kapitel füllt. Aus den wenigen Aktenstücken, die erhalten sind, aus den geringen Überlieferungen und aus Rückschlüssen gestaltet Birkenfeld das mit den schärferen, untrüglicheren Sinnen des Dichters gefaßte Bild des rätselhaften Mannes, der unter unsäglichen Opfern, unter Verzicht auf Nähe und Wärme des Lebens, in alle Würde des Menschlichen verhöhnenden Verhältnissen, ausgeplündert und betrogen von Kaufleuten, sein Werk, die folgenreichste aller menschlichen Erfindungen, gegen seine Zeit vollendete. Die Tragik des genialen Menschen, der seinem Gesetz nach immer gegen seine Zeit ist, und gegen den der Bürger mit gleicher Gesetzmäßigkeit stets Verteidigungsstellung bezieht, seine grenz- und schicksalmenschliche Herkunft ist in einem erzählenden Werke nicht oft so eindeutig, unangreifbar und als unabänderlich dargetan und erhellt worden, wie hier in diesem würdigen und schönen Buch des Dankes an den Ahnherrn unserer schwarzen Kunst.

Ein Buch des Dankes, des Dankes an eine Stadt und ihre Landschaft, ist auch der Band „Heidelberger Erzählungen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1936. 383 Seiten), die der Verlag, gleichsam als seinen Beitrag zur 550-Jahr-Feier der

Ruperto Carola, aus dem Werk des vor dreißig Jahren verstorbenen Erzählers Adolf Schmidthenner auswählte. Es sind fein erzählte, reizvolle Stücke um geschichtliche, halbgeschichtliche und zeitlos-menschliche Geschehnisse, die in und um Heidelberg ihre Schauplätze haben und die Schönheit der Stadt und des Badener Landes farbig erstehen lassen.

Nachdem vor einem Jahre Peter Stühlen zuerst den zweiten Band einer großgeplanten Roman-Trilogie erscheinen ließ, „Eltern und Kinder", der über den Zeitraum von 1850 bis 1914 die Schicksale der Kaufmannsfamilie Roederer erzählte, gibt der Dichter jetzt den ersten Band, „Aus den schwarzen Wäldern" (Wolfgang Krüger, Berlin 1936. 437 Seiten), der die Anfänge des Hauses „Roederer" und seine Geschichte von 1630 bis 1850 schildert, heraus. Groß, in eindrucksvoller epischer Breite und Gelassenheit, am Rande und inmitten dieser zweihundertzwanzig Jahre deutscher und europäischer Geschichte, wird über die Lebensläufe, Wandlungen und Begegnungen von Schwarzwälder Bauern berichtet, die „aus großem Hunger" zäh und wagemutig von Not und Verelendung zu Handelsherren von europäischem Ruf aufsteigen. Eine verwirrende Fülle an Geschehnissen und Schicksalen, die Gesamtheit zweier gewiß nicht geruhiger Jahrhunderte mit allen ihren Erfahrungen, Erduldungen und Erkenntnissen ist mit einer ungewöhnlichen, Bewunderung abnötigenden Kraft gebändigt und kunstvoll zu einem dichten, geschlossenen Werk von hohem volkskundlichem Wert verknüpft. Man soll nicht prophezeien wollen, doch scheint hier ein Werk im Entstehen, das bei gleicher, nicht nachlassender Sorgfalt dem Schwarzwald wohl geben mag, was Peter Dörfler mit seiner Allgäu-Trilogie dem Allgäu gab.

Die Sache des Ludwig Albrecht Berblinger gegen die großen Philister führt Otto Rombach mit seinem liebenswürdig und humorig erzählten Buch „Der Ikarus von Ulm" (Stalling, Oldenburg 1936. 164 Seiten mit 17 Federzeichnungen von Hermann Rombach). Diese Ehrenrettung des Zufrühgeborenen — die schon Max Eyth mit seinem bekannten Roman „Der Schneider von Ulm" unternahm — der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das Fliegen probierte, verhüllt versöhnlich das Tragische im Leben des „närrischen Schneiders".

Hellmuth Unger legt seinen Robert-Koch-Roman „Helfer der Menschheit" in einer überarbeiteten und erweiterten Ausgabe „Robert Koch, Roman eines großen Lebens" (Verlag der Deutschen Ärzteschaft, Berlin 1936. 277 Seiten, 14 Bilder und 2 Briefe Kochs in Faksimile) erneut vor. Das auch ohne jede romanhafte Zutat und Verknüpfung fesselnde, mitreißende, geradezu abenteuerliche Leben des Erforschers der Infektionskrankheiten wird von dem Verfasser, der selbst Arzt ist, beweglich und beschwingt, über das Fachliche, Medizinische ohne Lehrhaftigkeit ausgezeichnet unterrichtend, das Allerprivateste mit großem Takt behandelnd, nacherzählt.

Bruno Wolfgang, der Belagerung und Fall der Festung Przemysl und die nach der Übergabe folgende russische Gefangenschaft als Angehöriger des österreichischen Landsturms erlebt hat, veröffentlicht seine Aufzeichnungen über das erste halbe Jahr des Krieges an der galizischen Front (Przemysl 1914/15. Payer & Co., Wien. 186 Seiten und 1 Kartenskizze). Es handelt sich um ein Werk, das nicht aus der späten Erinnerung, sondern bereits während der Belagerung unter ihrem unmittelbaren Eindruck begonnen und in den ersten Monaten der Gefangenschaft beendet wurde. „Die erste Niederschrift umfaßte zwei starke Hefte, die schwerlich hätten in die Heimat zurückgebracht werden können. Deshalb wurde der Text vom Verfasser und einem jüngeren Kameraden stenographisch auf Dünnpapier übertragen. Die einzelnen, eng beschriebenen Blätter wurden zusammengelegt und in acht Schachteln einer Zündholzpackung von zehn Stück untergebracht. Die beiden nicht verwendeten Schachteln wurden obenauf gelegt und die Originalpackung wieder sorgfältig geschlossen. Dieses Zündholzpaket teilte alle Schicksale des Verfassers, die Fahrt nach Ostsibirien und zurück, alle Revisionen weißer und roter Behörden und schließlich die Flucht im Frühjahr 1918" (Wolfgang). Diese Entstehungsgeschichte gibt der Arbeit das ungewohnte Gesicht

eines ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung geführten Kriegstagebuches. Nüchtern und leidenschaftslos wie ein Rapport, sachlich und kühl wie ein Armeebefehl, von jener harten Kälte, die in ihrer geballten Kraft allen Willen in Zucht und Maß nimmt und die berauschender sein kann denn alle Rhetorik, berichtet Bruno Wolfgang minutiös und sparsam über den Kampf um Przemysl, das von den Österreichern mit dem lähmenden Gefühl ausgebaut, verteidigt und nach opfervollem Kampfe übergeben wurde, einen verlorenen Posten mit unzulänglichen Mitteln zu halten. Man tat seine Pflicht, tat sie fraglos und in äußerster Hingabe aller Kraft, mehr aber konnte man nicht tun, weil auch dem soldatischen Willen eine Grenze gesetzt ist, die er wohl zuzeiten ins Unfaßbare weiten, die er aber nicht auslöschen und überschreiten kann. Der harte, schonungslose, in seiner Haltung vorbildliche Rechenschaftsbericht Bruno Wolfgangs zählt zu den bedeutsamen Beiträgen zur Weltkriegsgeschichte.

Der außergewöhnlich schaffensfrohe Erzähler, Biographienschreiber und Herausgeber von Briefsammlungen Reinhold Conrad Muschler überrascht mit einem neuen Beweise seiner erstaunlichen Vielseitigkeit. Auf 333 Seiten bietet er eine spannende, ausgezeichnet unterrichtete und unterrichtende, zitatreiche Darstellung unserer gegenwärtigen Kenntnis der Naturgesetze: „Die Welt ist voller Wunder" (Zwinger-Verlag, Dresden 1936). Die neuesten Forschungsergebnisse der Astronomie, Physik, Chemie, Geologie, Botanik und Zoologie werden für den bildungsmäßig Beteiligten in leichtverständlicher Form anschaulich und fesselnd zusammengefaßt. Nebenher gibt das interessante Werk zugleich einen Abriß der wechselvollen, erregenden Geschichte der Naturentdeckungen.

Herbert Alexander Stützer stellt sich im Verlag der Buchgemeinde Bonn (1936, 263 Seiten) mit einem ersten Roman vor, „Mensch aus Schatten", darin gepflegt, stilisiert, mit ansprechendem handwerklichem Können von den Erlebnissen eines jungen Menschen gehandelt wird, der die Fülle der Welt durch Dichtung zu bewältigen sucht. Nachdenklich macht nur, zumal die hier gezeichneten Menschen nach Haltung und Wesen etwa um vierzig Jahre zu spät geboren sind, daß der Verfasser der zwar naheliegenden, aber sehr billigen Verführung nicht auswich, mit einem „Dichter-Roman" zu beginnen, also gleichsam Autopsie zu treiben.

In eine gewollte Idylle, in ein wärmeres Reich, als unsere rauhere europäische Wirklichkeit es bot, flüchtete der im Dezember 1935 knapp fünfundzwanzigjährig verstorbene Düsseldorfer Antonius Knaup, aus dessen Nachlaß der L.-Holzwarth-Verlag in Düsseldorf Erzählungen, Märchen und Verse herausgibt (Der Diamant der Göttin. Düsseldorf 1936. 227 Seiten). Es sind Versuche, Menschen, Landschaften und Geschehnisse aus ost- und südasiatischen Kulturkreisen zu verlebendigen. Dies geschieht so überzeugend und verführerisch, daß man in leiser Trauer des Dichters gedenkt, dem Reife und Erfüllung versagt blieben.

Ruhm, Glanz und Not der Sportgröße zeigt Mikkjel Fönhus am Leben eines Schiläufers (Der Schiläufer. C. H. Beck, München 1936. 179 Seiten. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann). Ein Holzfäller, Kleinbauernsohn aus den norwegischen Wäldern, wird von seinem Dorfverein zum Holmenkollenrennen geschickt. Er gewinnt den Fünfzig-Kilometer-Lauf, wird weltbekannt, gerät in den lärmenden Betrieb des Sports und seines Zwischenreiches und muß bald hart um die Erhaltung seines Ruhmes und um seine wirtschaftliche Stellung kämpfen. Über Nacht gleichsam aus seinen urweltlichen Wäldern in die „große Welt" versetzt, dorthin, wo sie am rasantesten ist, verliert er alle natürlichen Bindungen und gerät in die Zwitterstellung des Nichtmehrbauer und Nochnichtstädter. Die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklung beweist Fönhus in seinem Roman der Sportjugend unserer Zeit, der die Dinge beim rechten Namen nennt. Die starke, atemengende Schilderung des Holmenkollenrennen weitet sich zur Dichtung großen Stils.

E. K. Wiechmann.

Rundblicke

Der Hamburger Architekt Fritz Schumacher hat seinem vorzüglichen Erinnerungsbuche „Stufen des Lebens", das sei-

nerzeit auch an dieser Stelle gewürdigt wurde, jetzt noch eine kleinere, autobiographische Nachlese unter dem Titel „Rundblicke. Ein Buch von Reisen und Erfahrungen" folgen lassen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin. 252 Seiten). Es ist aber ein schlechter Gesichtspunkt für dieses neue Werk, wenn man es nur als Fortsetzung und Ergänzung der Lebenserinnerungen betrachten wollte. Schumacher ist in den „Rundblicken" kein Erzähler (wie in den „Stufen des Lebens"), sondern ein Betrachter. Er berichtet von fünfzehn Reisen in drei Abschnitten — Vorkriegszeit, Kriegszeit und Nachkriegszeit. Der Gesichtspunkt des Vergnügens, der Entspannung oder auch der bloßen Reiselust um der Eindrücke fremder Länder willen spielt bei diesen Reiseberichten gar keine Rolle. Es handelt sich vielmehr um Phasen der allgemeinen Weltverarbeitung eines kultivierten und zugleich berufsmäßig wie künstlerisch schöpferischen Mannes. Der Radius der jeweiligen Reiseziele wird daher zunehmend kleiner. Führt die erste Fahrt ins Nordland bis Spitzbergen, so bescheidet sich die letzte bei einer „Reise durch Hamburger Kunststätten", und das ganze Werk spiegelt ein wenig die große Spirale jedes von den Sinnen zum Geiste sich entwickelnden Menschenlebens, indem ihm allmählich der Raum sich immer mehr verinnerlicht und die engste Heimat schließlich zum Abbilde des ganzen Kosmos wird. Wir wollen es ungern verkennen: es ist ein typisch bürgerlicher Zug in der Lebenseinstellung, die einem solchen Reiseethos und Reisepathos zugrunde liegt. Zugleich aber und aus demselben Grunde ein Reisen, wie es mehr und mehr ausstirbt und in seinen literarischen Ergebnissen daher auch zunehmend an Seltenheitswert gewinnt. In diesen „Rundblicken" reist noch ein ganzer Mensch mit allen Sinnen und einem umfassenden Resonanzboden allgemeiner und spezieller Bildung. Um bei dem Äußerlichsten zu beginnen, erweist sich Schumacher, wenn auch scheinbar ganz nebenher, als ein vorzüglicher Natur- und Landschaftsschilderer. Es ist kein Zufall, daß diese Rahmenarbeit bei der ersten, frühesten Reise ins Nordland am sorgfältigsten und schönsten gepflegt wurde. Die Bilder norwegischer Fjorde, die Todesstarre des Nordkaps und als Gegensatz zu ihm die weiße, schon fast jenseitige Welt Spitzbergens sind auch von ausgesprochenen Wortkünstlern kaum jemals in wenigen Sätzen so lebendig und sinnfällig geschildert worden. Ähnliches gilt für die englischen Reisebilder, die Schlösser an der Loire, oder für die Landschaft des Weserberglandes, wenn auch in den späteren Reisen das optische Element mehr und mehr mit den unsichtbaren Reiseerlebnissen des Geistes und der Kultur durchsetzt wird. Dafür spielen jedoch andere Sinne hinein bis hin zu den Magenfreuden, zu denen Schumacher noch das kultivierte altbürgerliche Verhältnis hat. Am meisten kann aber wohl der Kunstfreund aus diesen Rundblicken profitieren, erinnern sie doch unverkennbar an Lichtwarks „Reisebriefe", deren Geist und Einflußnahme vielfach sogar unmittelbar aus Einzelheiten zu erkennen ist. Nirgends stark riechende Fachweisheiten, immer die ausgeglichene, aber von umfassender Empirie gesättigte Atmosphäre der großen Reiseliteratur des vorigen Jahrhunderts, die auf Bebilderung nicht nur verzichtete, sondern mit ihr überhaupt nichts hätte anfangen können. Wir nennen noch ein paar einzelne Themen, um auch denjenigen einen Wink zu geben, die für bestimmte Gebiete und Reiseplanungen literarisches Quellenmaterial suchen: „Studienreise in Holland" (Amsterdamer, Rotterdamer und Antwerpener Städtebau- und Hafenprobleme); „Eine Reise zum Heiligen Berg von Orta" (sie hat die an Schumachers Namen geknüpfte kunstgeschichtliche Wiederentdeckung der Franziskuskapellen gebracht); „Ein Besuch in Weimar" (anläßlich des Künstlerwettbewerbs für das Ehrenmal der deutschen Kultur); ferner eine Danziger Reise, Kriegsreisen in Belgien und Rumänien u. a. Auch dieses neue Buch Schumachers wird man ebenso wie die „Stufen des Lebens" immer wieder zur Hand nehmen, wenn einen eigene Erfahrungen und Erlebnisse mit seinen Themen in Berührung bringen.

Joachim Günther.

Der neue Echtermeyer

1836 erschien in dem gleichen Verlage, in dem jetzt nach 100 Jahren die Jubiläumsausgabe erschienen ist, in der Buchdruckerei des Waisenhauses (Halle) die Auswahl

deutscher Gedichte, die so vielen jungen deutschen Generationen die Fühlung mit der gesamtdeutschen Dichtung vermittelte, um ihr Begleiter im Leben zu werden. Die 48. Ausgabe ist es, umfassend das 352. bis 360. Tausend (823 Seiten, 32 Bilder. RM 5,80). Der Titel lautet „Echtermeyer. Auswahl deutscher Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart", neu gestaltet von Dr. Richard Wittsack. Es ist eine nachdenkliche Angelegenheit, den Echtermeyer von heute zu durchblättern, wenn man den Echtermeyer von früher noch treu im Gedächtnis hat. Aber vorweg sei gesagt, daß Wittsack von einer Einstellung heraus an die schwierige Aufgabe gegangen ist, die Anerkennung und Achtung verdient. Natürlich mußte vieles fallen, was nur noch einfach darum, weil es einmal seinen Platz gefunden hatte, aus den früheren Auflagen nicht herausgetan war. Und es mußte Platz geschafft werden für die Dichtung unserer Zeit, wenn wirklich die Jugend, für die ja in erster Linie dieses Volksbuch deutscher Dichtung gedacht ist, die Fühlung auch mit dem dichterischen Schaffen unserer Zeit gewinnen soll. Da läßt es sich natürlich nicht vermeiden, daß Gedichte aufgenommen werden, die der Prüfung der Zeit sich noch unterwerfen müssen. Im allgemeinen wird hier wie auch in der bildenden Kunst der Grundsatz gelten dürfen, daß ein Gedicht vom Volke als Besitz angenommen ist, wenn auch die dritte Generation findet, daß es ihrem Gefühl entspricht und es bestätigt. Die Anordnung, die Wittsack getroffen hat, ist eine chronologische und eine nach dem Gehalt. Die Abschnitte sind: 1. Edda und älteste deutsche Dichtung; 2. Mittelhochdeutsche Zeit; 3. Die Zeit der Reformation; 4. Volkslied, und zwar vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Dieser Abschnitt schließt mit den beiden Nationalhymnen; 5. Barockzeit; 6. Zeitalter der Klassik und Romantik, mit den Untergliederungen: Aufklärung und Empfindsamkeit; Sturm und Drang; Goethe – Schiller – Hölderlin; Romantiker; verwandte Dichter der Romantik; Dichter der Befreiungskriege; Der schwäbische Dichterkreis; Die Österreicher; 7. Die Zeit des Realismus; 8. Vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; 9. Grenz- und auslanddeutsche Dichtung der Gegenwart. In der Aufnahme dieser Abschnitte sehen wir einen ganz besonderen Vorzug des neuen Echtermeyer, da hier der große volksdeutsche Gesichtspunkt maßgebend ist. Aufgenommen sind Gedichte von Henry v. Heiseler, Adolf Meschendörfer, Arnold Bruckner, Heinrich Zillich, Arnold Roth, Maria Eugenie de le Grazie, Franz Höllen und Wilhelm Pleyer. Die Dichter Österreichs und Danzigs sind selbstverständlich nicht gesondert aufgeführt, sondern im Hauptteil gebührend berücksichtigt.
Eine Anordnung nach dem Gehalt der Dichtung, die in Form eines Inhaltsverzeichnisses gegeben ist, gliedert die einzelnen Schöpfungen nach den Abschnitten: Natur; Mensch; Volk; Das Göttliche.
Es folgt dann ein Abschnitt über die Dichter, der die notwendigen Lebensdaten enthält. In den dann folgenden Anmerkungen, die verständigerweise nur knapp gehalten sind, werden historische Daten, aber auch Erklärungen von Namen und ungebräuchlich gewordenen Wörtern angeführt. Alles in allem eine Arbeit, die sich sehen lassen kann und die man gern der jungen Generation in die Hand gibt, damit sie mit der Dichtung ihres Volkes, der alten wie der neuen, leben lernt.

Rudolf Pechel.

Dante Vivo

Das Buch des italienischen Dichters Giovanni Papini „Dante Vivo", welches unlängst in einer deutschen Übertragung von Andreas Gaspar unter dem farblosen Titel „Dante. Ein ewiges Leben" (Ralph A. Höger, Berlin, Wien, Leipzig) erschienen ist, hat von der zünftigen Dante-Forschung bereits seine Ablehnung erfahren. Eine Ablehnung, der man nur entgegnen kann, wenn man auf Grund geringerer Kenntnis der Materie und daher größerer Unbekümmertheit der Auffassungsweise sich nicht in den erlesenen Kreis der Dante-Kenner und Dante-Forscher einschmuggeln möchte. Zugegeben: das Buch ist ein enfant terrible in der bisherigen Dante-Literatur. Friedrich Schneider hat wahrscheinlich sogar auch damit recht, wenn er sein Urteil in die Bilanz zusammenfaßt, daß es mehr von Papini selber als von Dante aussage. Beiläufig

der schlimmste Tadel, welcher einem sachbezogenen und somit auch irgendwie unter den Kategorien der Wissenschaft stehenden Werke angehängt werden kann. Und doch, und doch, und doch — ein köstliches, ein unheimlich lebendiges, ein geniales und trotz aller möglichen Einwände ein keineswegs flaches, im tiefsten Grunde keineswegs fälschendes oder hoffnungslos verführendes Dante-Buch. „Es ist vor allen Dingen das Buch eines Künstlers über einen Künstler, eines Katholiken über einen Katholiken und eines Florentiners über einen Florentiner." Gewiß würde es eine Kleinigkeit sein, aus den 280 Seiten des Werkes eine Blütenlese von Urteilen und Formulierungen herauszufischen, welche die Würde des Gegenstandes blasphemieren und hierdurch gerade dem Dante-Mythos in seinem unabdingbarsten Bestandteile das Postament annagen. Wir können uns dies vielleicht in der Tat nicht leisten. Dem Menschenbilde und Menschenkosmos der ganzen neueren Zeit würde wahrscheinlich das Element der erhabensten, erbarmungslosesten Feierlichkeit genommen werden, wenn man das Erz Dantes, das härteste, das die letzten fünfzehnhundert Jahre Menschengeschichte geschmiedet haben, aufweichen wollte. Und doch scheint uns diese Abwehr in ihrer brutalen, vom Zweck geheiligten Form nicht die rechte Philologie des Papinischen Werkes zu sein. Man muß auch dieses Buch doch im ganzen auffassen und auf sich wirken lassen, sei es schon nur um Papinis willen. Man wird ihm dann aber nicht bloß quicklebendige Frische, Esprit, Charme und alle sonstigen Vorzüge französischer Literatur und Auffassungsweise, sondern auch durchaus italienische, toskanische, florentinische und damit dantische Werte zugestehen müssen, die dunkler und tiefer sind als alle westliche Nationalität. Zunächst einmal ist das Buch aus langer, gründlicher Beschäftigung mit seinem Gegenstande erwachsen, und es kennt die objektiven Probleme dieses Gegenstandes, selbst wo es die endlosen Tüfteleien der Dante-Exegese und mit ihnen ganze Wagen voll Literatur mit einem Federstrich beiseiteschiebt; eine Manier, welche sich ein irgendwie wissenschaftlicheres und ernsteres Dante-Buch gewiß um keinen Preis leisten dürfte. Der Künstler Papini jedoch wiegt dieses Negativum aus Eigenem auf. Wo er alte, leer gedachte Probleme Dantes beiseiteläßt oder nur nennt, stellt er zum Ersatz ein Bündel neuer, echter Fragen der Dante-Auslegung hin. Mag aber auch in diesem Punkte noch die Entscheidung und Siebung lediglich der zünftigen Dante-Forschung zukommen, so verrät doch die Stellungnahme unseres Interpreten zu den Kernproblemen genug darüber, daß er im vollen Schatten Dantes und nicht mit irgendeiner persönlichen Eitelkeit an dessen Randgebieten Platz bezogen hat. Hier läuft ihm selbst in der Dante-Kritik kein Fehlurteil unter, z. B. über den dichterischen Vorrang des Paradiso gegenüber dem Purgatorio und Inferno, über die Doppelstellung Beatrices im Neuen Leben und in der Komödie (wo Papini mit Recht Anlaß nimmt, auf die antikatholischen bis antichristlichen Züge Dantes, seine Selbstvergottung wie auch diejenige der Beatrice, welche das ganze Paradiso in Frage stellt, hinzudeuten). Ferner die Fragen der angeblichen Dunkelheit Dantes, des „Windhundes" und der „DXV", oder — um von dem Hauptwerk in das Leben hinüberzuwechseln — diejenigen über Dantes menschliche Person, seine Laster, Sünden, seinen Stolz und seine Eitelkeit, seine Irrtümer und seine Schlappen, über welche kein Einzelner von uns zu Gericht sitzen dürfte, wohl aber der Ausleger, der wie Papini für das Kollektivum der christlichen, speziell der katholischen Glaubensgemeinschaft spricht. Daher auch der Vorrang dieser Dante-Kritik gegenüber der von ihr abgelehnten säkularisierten Dante-Interpretation: „Croce, der bei allem natürlichen Unvermögen, Kunstwerke zu verstehen, eine Ästhetik verfaßte, war am wenigsten berufen, über Dantes Dichtung zu schreiben ... mit einer Methode gleich jener des Abtes Bettinelli, die Bruchstücke und Überreste lebendiger Poesie, die in der Dichtung noch da und dort zu finden sein sollen, zusammenzusuchen." Man sieht: unser Ausleger hat auch Knochen, vermag auch Zäune zu ziehen und zwar nicht an den schlechtesten Stellen, derentwegen gerade wir Heutigen ihm sonst wohl manche Laszivität nachsehen sollten.

Joachim Günther.

Von der Krypta des Reichs

Wer einen Dom erfassen will, darf sich mit dem Umriß und dem Raumbild nicht begnügen; er muß in die Krypta hinabsteigen, wo die Toten und Heiligen ruhn. Auch das alte Reich hat seine Krypta, die sich nahezu unter dessen ganzer Ausdehnung, vom Süden bis in den äußersten Norden, nach Schleswig und in die Ostseeprovinzen, erstreckt; und es kann nur von denen verstanden werden, die in diese Krypta hinabgestiegen sind und das von ihr behütete Vermächtnis an Heiligem kennen. Denn nicht zuletzt wurden Dom und Reich um dieses Heiligen willen und aus seinen Kräften erbaut. Den Schätzen dieser Krypta — Werten vollendeten, beispielhaften Lebens — gilt die Schriftenreihe, die von der Abtei Maria Laach unter dem Titel „Heiliges Reich" bei Ferdinand Schöningh (Kart. je RM 1,80) in Paderborn herausgegeben wird; ihre Aufgabe ist es, die einzelnen Stände der Kirche und des Reichs in vollendeten Vertretern darzustellen. Die ersten Verkünder des Glaubens, Iren und Angelsachsen, die frühen Bischöfe der Franken, Bayern und Friesen, Äbte und Äbtissinnen im Geheimnis der geistlichen Vater- und Mutterschaft, Mönche und Nonnen, Bischöfe und Kanzler, Fürsten und Fürstinnen, Ritter und Edelfrauen, alle, die den Gehalt des Reiches an Heiligem vermehrt haben, sollen in dieser Sammlung ihre Vertreter finden. Die bisher erschienenen sechs Bändchen lassen eine glückliche Synthese aus zeitgenössischen Schriften, Kirchengebeten und verbindenden Texten erkennen, so daß in ihnen die großen Gestalten in ihrem eigenen Werte und oft in der Unmittelbarkeit erhaltener Briefe, früher Lebensbeschreibungen, schöner Legenden und Hymnen in Erscheinung treten. Es ist gewiß nicht möglich, das Wirken so außerordentlicher Männer wie Meinwerks von Paderborn, des Erzbischofkanzlers Brun von Köln, des Bonifatius, des Willehad von Bremen oder des großen Pommernapostels Otto von Bamberg auf diese Weise zu würdigen; dafür gelingt aber die schlichte Vergegenwärtigung des unermeßlichen Gehaltes an Opfer, Glaube und Märtyrertum, der in den Grundfesten des Reiches eingeschlossen ist und den Namen des „Heiligen Reiches" gerechtfertigt hat.

Reinhold Schneider.

König Eduard VIII.

Über der Biographie von Basil Maine „Prinz von Wales. König Eduard VIII." (Berlin, Karl Sigismund. 232 S. Ein Stammbaum des Hauses Windsor und ein Ergänzungsbogen) schwebt ein tragisches Geschick. Basil Maine, der durch den Privatsekretär des früheren Königs Eduard, Sir Godfrey Thomas, enge Verbindung mit dem Helden seiner Biographie hielt, hat es in sehr geschickter Weise verstanden, die Legende vom König beweiskräftig darzustellen, die das englische Volk als lebendigen Besitz übernehmen sollte. Die Persönlichkeit des Prinzen von Wales, des späteren Königs von England, tritt in der sympathischen Form eines durchaus modernen Menschen von guten Geistesgaben und einem natürlichen, warmen Herzen dem Leser entgegen, mit allen Stadien dieses bewegten und tätigen Lebens von der Kindheit über das Kriegserlebnis und seine Reisen in die Dominien als bester außerordentlicher Gesandter Englands bis zur Thronbesteigung. Soweit war alles in Ordnung, und das Buch konnte seiner Wirkung sicher sein. Da griff die Geschichte ein, und König Eduard verzichtete auf den Thron. Somit war der eigentliche Zweck des Buches vereitelt. Nun fügte der Verfasser ein 17. Kapitel den anderen 16 an, das die Abdankung König Eduards behandelt, ein Kapitel, das man, wie die berühmte Abschiedsrede im Rundfunk, nicht ohne innere Bewegung lesen kann. Dadurch mündet nun die Arbeit doch wieder in ihren eigentlichen Zweck: denn alles, was vorher über den König gesagt war, wirkt nun als innere Begründung für seinen ungewöhnlichen Schritt. Dies Buch wird infolgedessen allen willkommen sein, die an dem historischen Geschehen in England, über dessen letzte Auswirkungen wohl die Zukunft erst entscheiden kann, Anteil nehmen. Denn es ist das getreue Bild eines Mannes mit seinem Spruch und seinem Widerspruch, mit seinem Glück und seinem Leid, das alles er mit einer Haltung auf sich nahm, die dem Gesetz seines Wesens entsprach.

Rudolf Pechel.

Religion und Recht

Man braucht nicht Jurist und ebensowenig Theologe zu sein, um aus einem kürzlich erschienenen Buche des ehemaligen Reichsgerichtspräsidenten Walter Simons über „Religion und Recht" (Hanns Bott Verlag, Berlin-Tempelhof, 220 S.) hohen menschlichen und sachlichen Gewinn zu ziehen. Simons behandelt in diesem Werke, das auf eine Vorlesungsreihe an der Universität Upsala zurückgeht, einen Fragenkomplex von universeller Weite und historischer Fülle einerseits, von brennender Gegenwartsbedeutung andererseits. Was dieses Buch jedoch so anziehend macht und aus dem beschränkten Kreise juristischer oder theologischer Fachliteratur heraushebt, ist der Bildungs-, Welt- und Weisheitsgehalt seines Verfassers, der sich in ungekünstelter Bescheidenheit für nicht viel mehr als einen guten juristischen Praktiker und einen gläubigen evangelischen Christen halten möchte. Ein „Sich-selbst-Erniedrigen", auf welches das biblische Wort (und nicht wie in den meisten derartigen Fällen die Nietzschesche Umkehrung dieses Wortes) einmal im vollen Sinne seine Anwendung finden kann. Simons behandelt das Verhältnis von Religion und Recht zunächst unter geschichtlichen und systematisch-begrifflichen Gesichtspunkten und geht dann zu den einzelnen Formen des Rechtes (Familienrecht, Vermögensrecht, Sozialrecht, Strafrecht, Staatsrecht, Völkerrecht und Kirchenrecht) in ihrem Verhältnis zur Religion im allgemeinen, zur christlichen Religion im besonderen über. Es sind Essais, nicht eigentliche mit Anmerkungen gepanzerte, wissenschaftliche Abhandlungen; Essais im anspruchsvollsten Sinne dieses Wortes. Ohne Abstriche an die Gelehrsamkeit und doch im Grunde auf Schritt und Tritt eine Persönlichkeit aussprechend und in die Waage der Entscheidungen werfend. Man kann den sachlichen Ausführungen, mehr aber noch dem Geist der Stellungnahme nur immer zustimmen, soweit sie die großen Fragen der rechtlichen und religiösen Gestaltung des Familienlebens, des Verhältnisses von Eltern zu Kindern, vom Einzelnen zum Staat, von Kirche und Staat zu Ehe, Scheidung, Vermögensrecht berühren. Mehr aber noch drängt sich die Anteilnahme in den Schlußkapiteln auf, in denen nicht nur ein weitblickender Richter, sondern ein aktiver evangelischer Kulturpolitiker zu den Kernfragen der Gegenwart nach einer religiös-politischen Frontenklärung sein gewichtiges Wort beiträgt. So schwierig das Zitieren und Referieren aus einem derartig universellen Buche auch ist, wir möchten doch ein paar Sätze aus diesen letztgenannten Zusammenhängen herausgreifen: „Zu den falschen Optimisten gehören meines Erachtens auch die Staatsmänner der Westmächte, die — immer noch geblendet von dem Glanze der deutschen Waffen im Weltkriege — in Deutschland den allgemeinen Feind sehen, während dies Land in Wahrheit ihr Bollwerk gegen den Bolschewismus ist ... der im Völkerbund führende Staat, Frankreich, einst der Sitz des allerchristlichsten Königtums, Jahrhunderte hindurch die Schutzmacht des Katholizismus in der ganzen Levante und jetzt Schauplatz einer kräftigen katholischen Renaissance, schließt aus Angst vor dem verständigungsbereiten Deutschland ein Bündnis mit dem unversöhnlichsten Feinde seiner eigenen Staats- und Gesellschaftsordnung. Es erkauft sich mit diesem Bündnis höchstens das beneficium Polyphemi, das Recht, von dem Ungeheuer an letzter Stelle verspeist zu werden." In einem ähnlich vermittelnden Sinne sucht Simons auch die deutsche Kirchenfrage europäisch zu sehen. Er ist Protestant und doch in erster Linie „nur Christ", verständigungs-, wenn auch nicht verwischungsbereit, wo es um die Stärkung einer gemeinsamen Front gegen Anarchie und Atheismus geht. Vielleicht wird manchen politischen oder religiösen Extremisten der Standpunkt dieses Buches zu „liberal" und überlegen sein; wir möchten jedoch in ihm und seiner Haltung den „Rat eines Alten" erblicken und verehren, an dessen Einsichten die religiöse und politische Entwicklung unserer Zeit nur zu ihrem Schaden vorübergehen könnte.

Joachim Günther.

Die Welt im Buch

Aus der Geschichte

Meilensteine und Hintergründe geschichtlichen Werdens und Geschehens zeigen zwei Bücher auf, die des Interessanten und

Nachdenklichen genug bringen: „Reden, die Geschichte wurden", herausgegeben und eingeleitet von Otto Flechsig (Berlin, Reimar Hobbing. RM 5,80), und „Verräter und Verschwörer" von Paul Wiegler (Berlin, Ullstein. RM 5,80). Flechsig hat 33 Reden, beginnend mit der 3. Olympischen Rede von Perikles und endend mit Bismarcks großer Reichstagsrede „Wir Deutsche fürchten Gott", zusammengestellt, aus denen wir wichtige und entscheidende Punkte und Wendungen der Weltgeschichte ablesen können, weil sie im richtigen Augenblick gehalten wurden und zum Teil unmittelbar Taten auslösten. An Perikles schließen sich an Demosthenes, Cicero, der Apostel Paulus, Kaiser Friedrich II., Luther, Cromwell, Maria Theresia mit ihrem berühmten Hilferuf an die Ungarn, Friedrich des Großen erschütternde Worte vor der Schlacht bei Leuthen, Washington und Mirabeau, Dantons flammender Ruf zur Levée en masse, Fichte, Napoleon, Bolivar, Lesseps, Cavour, Lincoln, Gambetta, Moltke, Wilhelm II., der erste Präsident Roosevelt und Wilson, Kamal Atatürk, Lloyd George, Briand und Stresemann, Pilsudski, MacDonald und Mussolini und einige andere wie Friedrich Lißt, Heinrich von Gagern und Carl Peters.

Die bedenkliche Rolle, die Verräter und Verschwörer in der Geschichte gespielt haben, zeigt in seiner Auswahl von großen und kleinen Dramen der Weltgeschichte Paul Wiegler aus gründlicher Kenntnis des Stoffes. Der Verfasser beschränkt sich auf die Daten und die Tatsachen ohne Stellungnahme für oder wider; er versucht auch keine andere psychologische Erklärung des Handelns dieser Menschen, als daß sie eben handelten. So ist hier eine Kette menschlicher Torheit, menschlicher Schwäche und menschlicher Gebrechlichkeit entstanden, die man auch in unseren Tagen nicht ohne Nutzen lesen wird.

Spanien

Zwei unpolitische Bücher, die aber aufschlußreich genug sind, weil sie uns das spanische Volk in Geschichte und Gegenwart verstehen lehren, liegen als willkommene Neuerscheinungen vor: „Altes Spanien" von Ulrich Christoffel (Berlin, Verlag Die Runde. 190 S., 40 Bilder) und Friedrich Christiansen „Das spanische Volk" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 5,80). Christoffel geht von der ungeheuren Bedeutung aus, die Spanien in der Geschichte Europas gehabt hat. Er hat sein Buch vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges abgeschlossen. In den Abschnitten: Spanisches Leben; Mittelalterliche Legende; Erinnerungen an Arabien; Die Kathedralen; Das Andachtsbild; Cervantes; Calderon; Soledates; Velasquez gibt er einen gründlichen und umfassenden Überblick über die großen Kulturepochen Spaniens. Sinnbild und Vorbild heißt der Untertitel, und man muß sagen, daß Christoffel seine Aufgabe vollendet gelöst hat: er gibt weit mehr als nur eine Übersicht über die spanische Kultur und Kunst, denn er zeigt uns den spanischen Menschen in seiner Haltung zum Leben durch die verschiedenen Jahrhunderte, so daß dieses Buch, richtig gelesen, einen Schlüssel zum Verständnis des heutigen schweren Geschehens gibt. Mit Trauer muß man feststellen, daß manche der hier beschriebenen Werke der Bau- und bildenden Kunst dem Wüten des Bürgerkrieges zum Opfer gefallen sind.

Eine Ergänzung hierzu bildet das Buch von Christiansen, der mit offenen Augen und einer einfühlenden Fähigkeit für das Wesen des Volkes in Spanien als Kaufmann gearbeitet hat und es versteht, in frischer und unprätentiöser Art aus seinen persönlichen Berührungen mit dem spanischen Volke allgemeingültige Wesenszüge abzulesen. Christiansen macht aus seiner Sympathie für das spanische Volk kein Hehl, sonst hätte er ja auch den Zugang zum spanischen Wesen nicht gefunden. 261 Bilder, in denen neben Bauwerken in erster Linie spanische Menschen festgehalten werden, erhöhen die Lebendigkeit des Buches.

Italien

Das Buch des Marschall Emilio de Bono „Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens", zu dem Mussolini ein Vorwort schrieb und das A. Dehio aus dem Italienischen übertrug (München, C. H. Beck. 230 S., 31 Abbildungen und 2 Karten. RM 6,–), ist ein einzigartiges

Dokument. Denn bisher ist es kaum geschehen, daß so bald nach dem Abschluß eines Krieges schon die Dokumente seiner Vorbereitung und der ersten Kriegshandlungen erschienen sind. Es ist eine Zeit der Vorbereitung und eines gewissen entsagungsvollen Ringens, das aber geleistet werden mußte, denn ohne diese Arbeit, die das Land durch Straßenbau und andere Arbeiten grundlegend änderte, wären die späteren militärischen Siege nicht möglich gewesen.

England

Karl Bartz spricht in seinem Buch „Englands Weg nach Indien" (Berlin, Ullstein. 24 Bilder. RM 6,80) von den Schicksalsstunden des Empire. Er will keine fortlaufende Geschichte geben, sondern an dramatisch herausgearbeiteten Höhepunkten zeigen, wie mit unbeirrbarer Energie ein zahlenmäßig kleines Volk, geführt oft von Abenteurern, die aber ganze Kerle waren, einen großen Teil der Welt sich dienstbar machte. Am Schluß behandelt Bartz auch die sehr schwierigen und in keiner Weise gelösten Fragen Indiens und des Fernen Ostens und zeigt, wie England ihrer nur Herr werden kann, wenn es mit Wachsamkeit, Klugheit und Mut seinen Weg weitergeht, weil ein Stehenbleiben oder eine Umkehr so oder so die Frage des Weiterbestehens des Weltreiches sofort zur Diskussion stellen müßte. Hat dieses Buch Anspruch auf ernsthafte Würdigung und Bedeutung, so ist Karle Čapeks Schrift „Seltsames England" in einer ganz anderen Sparte zu buchen: in der der Kuriositäten (Berlin, B. Cassirer). Man kennt Čapeks Art aus seinen früheren Büchern und ist nicht erstaunt, witzige Beobachtungen, Klugheiten und Unverschämtheiten, unterstützt von amüsanten Zeichnungen von ihm selber, hier in Reinkultur wiederzufinden. Čapek hat in England viel gesehen; er beobachtete scharf und gut, verhielt nicht seine Bewunderung über manche Dinge, aber die Möglichkeit eines guten Witzes über andere Dinge läßt ihn das Zufällige mancher Begegnungen und Erlebnisse ebenso ernst nehmen wie das andere.

Amerika

Der dritte Band des Reisewerks von A. E. Johann behandelt unter dem Titel „Pelzjäger, Prärien und Präsidenten" seine Fahrten und Erlebnisse zwischen New York und Alaska (Berlin, Ullstein. 32 Bilder. RM 6,–). Dieser Band schließt sich würdig an seine beiden Vorgänger an, da Johann es auch hier versteht, in seiner anschaulichen und lebendigen Art so von seinen Reiseerlebnissen zu erzählen, daß Erkenntnisse vermittelt werden. Johann ist quer durch die Staaten mit dem Auto gefahren und hat auch Kanada und Alaska aufgesucht. Er gibt eine Schilderung von USA die recht nachdenklich stimmt. Denn er zeigt an den Ruinen großer Städte im Nordwesten, wie frevelhafte menschliche Unbesonnenheit und Profitgier ganze Landstriche zur Verödung gebracht und sie zu einer kaum mehr zu bannenden Gefahr für jedes menschliche Leben durch die Verwüstung des eigentlichen Charakters der Landschaft gemacht haben. Auch von den Deutschen in Kanada und Kentucky weiß er zu berichten. Aber es ist ihm wohl so gegangen, wie es seinen Lesern geht: das spannendste Kapitel ist das über Alaska mit seinen noch unerschöpften und nahezu unbegrenzten Möglichkeiten als Siedlungsland für Menschen, die für ein Leben in neuer Freiheit Kräfte genug zum Einsatz haben, in hartem Daseinskampfe sich eine neue Heimat zu schaffen. Man kommt von diesem Kapitel schwer los, und es kann sein, daß sein Buch der Beginn einer neuen Besiedlung Alaskas wird.

Deutschland

„Das Reich als Schicksal und Tat" behandelt der katholische Historiker Friedrich Zoepfl (Freiburg, Herder. RM 6,80. Bilder von Ernst Dombrowski). Mit hohem Ernst und Ethos hat der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gelöst: dem deutschen Volke seine Geschichte zu erzählen. Der ursprüngliche Plan, hier einen Leitfaden des geschichtlichen Geschehens für Schulentlassene zu schreiben, ist dem Verfasser unter den Händen zu der viel größeren Aufgabe gewachsen, für das gesamte deutsche Volk als tragender Persönlichkeit der Geschichte sein eigenes Schicksal im Ablauf von den ältesten Zeiten bis zur nationalsozialistischen Revolution zu zeigen. Aus jeder Zeile spricht die tiefe Liebe des Verfassers zu seinem Volke

und die Fähigkeit, die rechte Sinndeutung des historischen Geschehens zu geben, in einprägsamer und allgemeinverständlicher Form, wie sie sich dem klugen Verfasser offenbart. Es ist ein Buch, das ohne konfessionelle Befangenheiten geschrieben ist. Seine eindringliche Lehre wird wesentlich unterstützt durch die kräftigen, holzschnittartigen Zeichnungen, in denen Dombrowski die Wendepunkte deutscher Geschichte mit symbolischer Kraft festgehalten hat.

Ein Buch, das sich gleichfalls an breite Kreise wendet, ist die Vorgeschichte und Geschichte des Weltkrieges von Bernhard Poll „Deutsches Schicksal 1914–1918" (Berlin, Weidmannsche Verlagsbuchhandlung. 495 S., 25 Karten und 22 faksimilierte Urkunden und Aktenstücke. RM 8,50). Bernhard Poll standen alle Quellen des Reichsarchivs zur Verfügung, und er hat alle Vorarbeiten genutzt, um ein abschließendes Bild des ungeheuren Geschehens in seiner Vorbereitung und seinem Ablauf zu geben. Nicht nur das militärische und politische, sondern auch das wirtschaftliche Geschehen ist berücksichtigt, ebenso wie die geistigen und seelischen Untergründe. Sehr wesentlich ist die Beigabe einer ausführlichen Chronologie der wichtigsten politischen und kriegerischen Ereignisse von 1871 bis 1936. Ein Anhang bringt den vollständigen Text der zum Teil im Faksimile wiedergegebenen Urkunden und Akten. Hier ist ein Buch entstanden, das zu einem Hausbuch des deutschen Volkes über den großen Krieg werden kann.

Ein Buch, das viel vom deutschen Wesen in seiner besten Erscheinungsform gibt, ist die von Wolfdietrich Rasch herausgegebene Sammlung „Große Deutsche in Briefen an ihre Freunde" (Jena, Eugen Diederichs. 252 S., 12 Bilder). Diese Sammlung umfaßt einen langen Zeitraum deutschen Lebens vom 11. Jahrhundert bis 1915. Den ersten aufgenommenen Brief schrieb Rupert von Deutz, ein Benediktinermönch und Mystiker, an seinen Freund Gregorius, den letzten Brief Bernhard von der Marwitz an Götz von Seckendorf, die beide im Weltkrieg vor dem Feinde geblieben sind. Die Auswahl der Briefschreiber ist aus intimer Kenntnis getroffen und vereinigt nicht nur einige Perlen deutscher Briefliteratur, sondern auch eine Reihe von Männern, die fähig waren der Freundschaft und würdig, anderer Männer Freunde zu sein. Es ist schön und oft erhebend, zu lesen, wie männliche Verhaltenheit um vertrautesten Ausdruck für eigene und fremde persönliche Dinge ringt, das Wesentliche zu sagen weiß, ohne die unverletzlichen Grenzen fremden und eigenen Bereiches zu überschreiten.

Von andern Deutschen wissen Hermann von Freeden und Georg Smolka zu berichten: „Auswanderer", ein Buch, in dem Bilder und Skizzen aus der Geschichte der deutschen Auswanderung vereinigt sind (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 5,80). Smolka schreibt über die deutsche Auswanderung im ganzen und über die deutsche Amerikawanderung im 18. Jahrhundert. Die Geschichte der deutschen Überseewanderung im 19. Jahrhundert, der „Auswanderungsspiegel" und die deutschen Kolonien sind unter eine Reihe nicht ganz gleichartiger Mitarbeiter aufgeteilt und behandelt worden.

Von den Deutschen in Siebenbürgen erzählt warmherzig Helene Voigt-Diederichs in ihrem Buch „Gast in Siebenbürgen" (Jena, Eugen Diederichs. 38 Kupfertiefdrucke. RM 3,60). Helene Voigt-Diederichs fuhr nach Siebenbürgen, um dort vor der deutschen Volksgruppe aus ihrem Schaffen zu lesen; sie hat die Deutschen dort unten scharfäugig und schnell kennen und lieben gelernt und weiß mit der Kraft ihrer Darstellung gerade diesen deutschen Stamm den reichsdeutschen Herzen nahezubringen.

Von der „Deutschen Ostmark" kündet das Sammelbuch, herausgegeben von Josef Friedrich Perkonig (Graz, Leykam-Verlag. RM 6,–. 108 S., 100 Bilder). Zehn Dichter, außer Perkonig: Paula Grogger, Hans von Hammerstein, Franz Nabl, K. H. Waggerl, A. Walheim, Josef Weinheber, Josef Wender, F. M. Willam und Guido Zernatto, haben sich hier zu einem Hymnus auf ihr Österreich vereinigt. Es ist durchaus kein Reisebuch, sondern ein Bekenntnis dichterischen Schwungs zu dem Boden der Heimat und seinen Kräften, die deutsch sind wie der Boden des Reiches.

Ein steirisches Bilderbuch ist der neue

Band von Hans Kloepfers Gesamtwerk „Sulmtal und Kleinachboden", in dem eine große Reihe von Aufsätzen und Bildern des unseren Lesern bekannten Dichters und Arztes in der Steiermark zusammengefaßt sind (Graz, Alpenland-Buchhandlung Südmark. RM 6,–). Der Buchschmuck stammt von Emmy Singer. Man kann sich keinen besseren Führer durch die grüne Steiermark denken als diesen äußerlich so schlichten und innerlich so reichen deutschen Dichter im Grenzland.

In der hier in ihrem Fortschreiten begleiteten Sammlung „Die deutsche Bergbücherei" liegen neue, ansprechende Bände vor: „Das österreichische Wanderbuch": „Wien und seine Welt" von Ernst Scheiblreiter; „Heimat Salzburg" von Georg Rendl und „Niederösterreich – das Land unter der Enns" von Marie Grengg (Graz, Verlag Styria. RM 1,–). Diese Reihe ist eine sehr erfreuliche Erweiterung der Bergbücherei, weil hier Dichter uns an der Hand nehmen zur Führung durch die schöne österreichische Heimat. – Eine bedeutsame Erweiterung hat die Bergbücherei auch durch den Band erfahren, den Josef Ponten schrieb, „Heilige Berge Griechenlands" (RM 2,85). Wirkliche Volkskunde vermittelt das Bändchen „Sinnsprüche aus den Alpen", geordnet von Hans Wlach, mit Zeichnungen von Ernst Dombrowski.

Einer großen Leistung gelten die Beiträge zur Geschichte der Aktien-Gesellschaft der Dillinger Hüttenwerke: „50 Jahre Dillinger Hütte", deren Werden unter besonderer Berücksichtigung der älteren Zeit in mustergültiger Arbeit Hermann van Ham geschildert hat, unterstützt von Bildern und Karten und faksimilierten Urkunden. Es ist ein stolzes Kapitel deutscher bergmännischer und kaufmännischer Leistung, die hier festgehalten wird, und zu gleicher Zeit ein Kapitel harten deutschen Grenzlandschicksals, denn auch dieses Werk stand oft unter nicht reichsdeutscher Oberhoheit, blieb aber doch schließlich dem Reiche erhalten. Rudolf Pechel.

Kaiser oder Kanzler?

Der frühere Diplomat und bekannte Erzähler Richard Sexau hat soeben ein 335 Seiten starkes Buch unter dem Titel „Kaiser oder Kanzler" (Hoffmann & Campe, Hamburg) veröffentlicht, welches in einer schriftstellerisch sehr reizvollen, auf der Mitte zwischen Geschichtsschreibung und Belletristik liegenden Form die große Frage nach dem „Kampf um das Schicksal des Bismarck-Reiches" behandelt. Ein Thema, über das unendlich viel geforscht und geschrieben wurde, ohne daß es vielleicht jemals erschöpft und geklärt werden könnte. Sexaus Werk empfiehlt sich durch eine Reihe von Vorzügen vor vielen anderen populären Darstellungen. Es ist aus rund siebzig Szenen aufgebaut, welche vom 9. August 1886, der Gasteiner Monarchenbegegnung, bis zum 29. März 1890, dem „Leichenbegängnis erster Klasse", reichen. Die dargestellten Szenen sind allemal wirkliche, entscheidende Schicksalsszenen, fast dramatisch zugespitzt und doch mit allem Rahmenwerk der jeweiligen Atmosphäre. In diese selber ist die diplomatische und höfische Aura so ausgezeichnet eingefangen, wie es die psychologische Einfühlung eines bloßen Schriftstellers schwerlich vermocht hätte ohne eigenes Zuhausesein in dieser Atmosphäre. Der Historiker wird darüber hinaus merken, daß nicht nur allgemein zugängliches Material verarbeitet wurde. Sexau hat zwar hier und da manches ausgedichtet, wovon niemand außer den Beteiligten etwas Genaues wissen kann. Seine Kenntnisse reichen jedoch offenbar tiefer auch in die Geheimkammern des geschichtlichen Prozesses als die bisherige historische Forschung sie eindeutig erschlossen hat. Wichtiger jedoch ist die Art der Darstellung und Interpretation. Das Buch ist mit echtem Sinn für Tragik und minutiöse Schuldverteilung geschrieben. Es setzt die Akzente richtig und trifft die Charaktere in der Totalität ihrer Vorzüge und Schwächen, ohne sie, selbst wo es aufgedrängt wird, zu „beurteilen". Neben den Hauptspielern kommen ebenso die zweiten und dritten Rollen und auch die Komparsen zu ihrem vollen Recht. Das Ganze ist ja ein Drama von Shakespeareschen Ausmaßen, fast fertig vorgehauener Stoff für den kommenden Nationaldichter der Deutschen. Darum empfiehlt sich die Lektüre des Sexauschen Buches nicht bloß aus historischem Interesse; es ließe sich

z. B. auch unschwer ein großer, nationalpolitischer Film aus ihm gestalten, wenn nicht die Zeit noch zu frühe wäre.
Sucht man nach einer Formel, in der sich die Tragik des Kaiser-Kanzler-Verhältnisses zusammenfassen ließe, so ist es der Gegensatz Seele und Geist, vereinfachender Lebenswille gegen komplexe Wirklichkeitsdurchdringung. „Caprivi hat schon, als ich ihn in die Secreta gestern einzuführen suchte, alles zu verwickelt gefunden ...“, sagt Herbert Bismarck zu seinem Vater (vielleicht apokryph, aber doch richtig erschlossen bei Sexau) und trifft damit den tragischen Kern des Gegensatzes, der weit über den Kaiser selber in die Hintergründe seiner und Bismarcks ganzer Umgebung reicht. Trotzdem spricht es einen sehr schönen Geist des Buches aus, daß auch Wilhelm II. mehr als eine kühle Gerechtigkeit erfährt, als der „am unlautersten behandelte Deutsche“, wie Hans Grimm einmal in einer älteren Rede von ihm gesprochen hat. In Sexaus Buch sind somit die Voraussetzungen für eine im besten Sinne erzieherische Geschichtsvermittlung gegeben. Eine ebenso spannende wie belehrende und — wo es nötig war — reinigende Lektüre.

Joachim Günther.

Vom Faszismus

Von der großen autorisierten deutschen Gesamtausgabe der „Schriften und Reden“ Benito Mussolinis (Zürich, Rascher & Cie.) liegen uns vor Band I und Band VIII. Band I enthält die Schriften und Reden vom 15. November 1914 bis zum 23. März 1919, Band VIII die aus den Jahren 1932 und 1933. Diese Gesamtausgabe soll bekanntlich die historischen Ereignisse der letzten 20 Jahre in Italien dokumentarisch festhalten. Sie wird somit in ihrer Gesamtheit die wichtigste Geschichtsquelle für die Jahre der Vorbereitung und des Sieges des faszistischen Regimes sein. Im gleichen Verlage ließ außerhalb dieser Reihe Mussolini seine menschlich sehr warme Gedächtnisschrift auf seinen verstorbenen Bruder erscheinen, „Das Buch von Arnaldo“; die deutsche Übersetzung, die von Wilhelm Reich eingeleitet wird, stammt von Alice Schneider-Didam und Mathilde Fondelli. Das schmerzbewegte und doch stolze Gedächtnismal, das der Mitstreiter und Bruder des Duce, Arnaldo, seinem früh dahingerafften Sohne schrieb, ist ebenda unter dem Titel „Das Buch von Sandro“ erschienen in der deutschen Übertragung von Wilhelm Reich. — Eine der großen Friedensleistungen des faszistischen Italiens wird von den beiden Holländern Carel und Margo Scharten-Antink in Form eines Romans verherrlicht, „Littoria“, aus dem Holländischen übertragen von Eva Schumann. Ein zweiter Roman des holländischen Paares gilt gleichfalls dem Preise des Faszismus, „Der Narr aus den Maremmen“.

Unterwegs

Zwei schmale Bücher vermitteln in reizvoller Form die Bekanntschaft einer frischen Persönlichkeit, deren seelischer Reichtum und Aufgeschlossenheit gegenüber dem wahrhaft Großen, dem Ewigen, auch in der etwas impressionistischen Wiedergabe stark fesseln. Beide Bücher „Weltstraßen und Waldpfade“ von Willi und Margrete Hammelrath und „Kleine Dinge am Weg“ von Willi Hammelrath (Brixlegg, Heimatverlag) sind nicht Reiseberichte in der üblichen Form. Sie sind vielmehr Erkenntnis und innere Erlebnisse eines Mannes, der sich zu dem großen Geheimnis des ewigen „Unterwegs“ bekennt. „Unterwegs“ gedacht als ein Sinnbild des ewigen menschlichen Wanderns nach der Unendlichkeit. Hammelrath hat sich ferne Länder: Spanien, Italien, Griechenland, Lappland und einen Teil der Wüste erwandert und gibt Rechenschaft von seinen Erkenntnissen und inneren Erlebnissen, die ihm durch die äußeren Erlebnisse des Wanderns und der Reise zuteil wurden. Es sind sehr persönliche Bücher von intimem Reiz, und man freut sich der Bekanntschaft dieses gesunden und innerlichen Menschen. — „Die kleinen Dinge am Weg“ schildern die Wanderung durch Österreich, die er gemeinsam mit seiner Frau unternahm mit einem kleinen Handwagen, auf den die notwendigen Ausrüstungsgegenstände und das zweijährige Töchterchen geladen wurden, während der Bub den Eltern beim Ziehen dieses Wagens durch das schöne Österreich hilfreiche Hand leistete.

Verschiedenes

Ein Jahrhundert in Deutschlands Kontoren und Fabriken läßt Theodor Bohner in seinem Buche „Der ehrbare Kaufmann" lebendig erstehen (Berlin, Ullstein. 500 S. 48 Kunstdrucktafeln und viele Textbilder. RM 8,75). Dieses Loblied auf den wirklichen — und das ist immer nur der ehrbare — Kaufmann ist schon deshalb willkommen, weil es etwas Gleichartiges, das auch der Jugend die Berufswahl erleichtern könnte, bisher nicht gibt. Ein weiterer Vorzug ist, daß Bohner nicht trockene Daten oder abgehackte Bilder gibt, sondern in packender Weise zu erzählen weiß. Er definiert das Wesen des Kaufmanns, schildert die materielle wie die sittliche Notwendigkeit in der Grundlage des Standes und führt, gegliedert nach einzelnen großen Erwerbszweigen wie dem Handel in Kohlen und Erzen, in Elektrizität, in Chemie, in Verkehr und Geld, die großen führenden Kaufleute aus Deutschlands letzten 100 Jahren an.

Einem der wahrhaft großen deutschen Menschen, Albertus Magnus, gilt das Buch von Ludwig A. Winterswyl „Albert der Deutsche" (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 119 S., 6 Tafeln. RM 3,50). Winterswyl beweist auch hier, daß er sein reiches Wissen und sein vorbildlich klares Denken in einer Form mitzuteilen versteht, die jeden überzeugt. In 8 Abschnitten, denen ein biographisches Nachwort folgt, ersteht das Bild dieses großen Lehrers und Predigers, dessen Kenntnis wesentlich mit dazu beitragen kann, die verlorengegangene Einheitlichkeit des Weltbildes als Möglichkeit und zum mindesten im Umriß wiederzugewinnen.

Sir Galahad schildert in seinem Buche „Byzanz" in der bekannten, wirklich einzigartigen Form, mit der dieser überlegene Geist die menschlichen Dinge angeht, das große historische Gebilde, das durch Jahrhunderte das Schicksal der Welt bestimmte (Wien, E. P. Tal & Co. 320 S.). Aus den psychologischen Grundlagen läßt Sir Galahad dies Reich entstehen, wachsen und blühen und endlich vergehen. Die am Schluß beigegebene Zeittafel ordnet die schillernde und blendende Darstellung in den strengeren Rahmen der Geschichte ein.

Meyers bunte Bändchen

In dieser Reihe liegen drei neue Bändchen vor „Deutsche Kaiserbildnisse", „Von Postreutern und Postillionen", „Vom Schembartlaufen" (Leipzig, Bibliographisches Institut A.-G. RM 0,90). Zu den „Deutschen Kaiserbildnissen des Mittelalters" lieferte Dr. Gerhard Kießling einen sehr gründlichen und sorgfältig gearbeiteten Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums, wie auch zur Entwicklung der Porträtskunst. — „Von Postreutern und Postillionen" berichtet A. Korzendorfer, „Vom Schembartlaufen", dem alten Faschingsbrauch, Fritz Brüggemann.

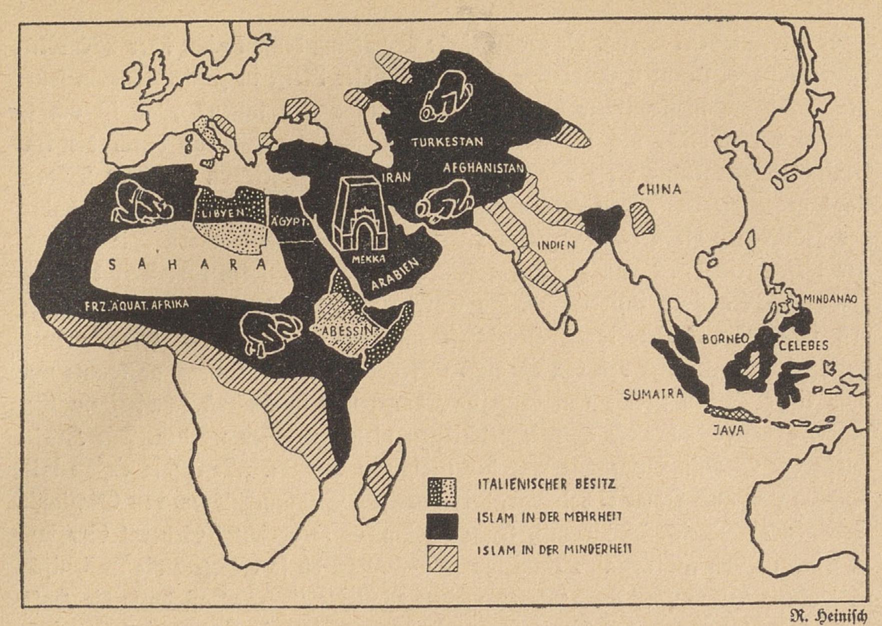
Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Peter Weber, Berlin — Dr. Friedrich Seebaß, Gries-Bolzano — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Helene D'Alton-Rauch geb. Reifenrath, Potsdam — Hermann Bousset, Berlin — Dr. Victor Meyer-Eckhardt, Düsseldorf — Edwin K. Wiechmann, Bernau b. Berlin — Joachim Günther, Hohenneuendorf b. Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. 1, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.



Die Ausbreitung des Islam

Etwa 250 Millionen Menschen bekennen sich zum Islam. Im italienischen Kolonialreich wohnen rund 5 Millionen Mohammedaner, das heißt 2 % der Gesamtzahl

WALTHER PAHL

Italien, der Islam und das Mittelmeer

Italien und der Islam

Die Reise, die Mussolini im März nach Libyen unternahm, galt nicht nur der feierlichen Eröffnung der neuen Autostraße, die sich in einer Länge von 1822 Kilometer an der Küste Libyens entlang zieht und alle Küstenorte jetzt auch vom Lande aus schnell erreichbar macht — eine Tatsache, die ihren strategisch-militärischen Wert natürlich außerordentlich erhöht. Diese moderne „Römerstraße" wurde zum Schauplatz von Demonstrationen, in denen Mussolini als „Schutzherr des Islam" gefeiert wurde. Den dramatischen Höhepunkt dieser Demonstrationen bildete die Überreichung des „Schwertes des Islam" an den Duce. In einer Dankansprache erklärte Mussolini: „Ihr habt mir das willkommenste Geschenk gemacht, dieses Schwert, Symbol der Kraft und Gerechtigkeit, das ich nach Rom bringen und als teuerstes Andenken meines Lebens aufbewahren werde." Der Kadi von Derna begrüßte Mussolini im Namen „von 400 Millionen Muselmanen".

400 Millionen? Selbst die großzügigste Schätzung kommt nicht über 250 Millionen hinaus. Nun: Superlative gab es auf dieser Reise in Fülle. Warum sollte nicht auch ein moslemischer Priester ihnen zum Opfer fallen? Das ist um so leichter verständlich, als die 600000 Mohammedaner Libyens durch die italienische Verwaltung viele Wohltaten erfahren haben, seitdem sie ihren Widerstand gegen die italienische Kolonialherrschaft aufgaben. Die Muselmanen haben den Italienern die Besitzergreifung Libyens gewiß nicht erleichtert. Die Bewohner dieses seit 1912 von Italien besetzten Gebietes leisteten zum Teil bis zum Jahre 1929 aktiven Widerstand. In Cyrenaika gelang es den Italienern sogar erst im Jahre 1932, ihren Herrschaftsanspruch gegenüber den Eingeborenen durchzusetzen. Die hier von den Senussi entfesselte Aufstandsbewegung konnte nur nach einer großen Reihe von Guerilla-Kampagnen in äußerst schwierigem Gelände, durch rücksichtslose Strafexpeditionen niedergeworfen werden. Die Kraftquelle der Senussi-Bewegung war der islamische Glaube. „Senussia delenda!" Endlich war auch Omar el Muktar, der fanatische Senussi-Führer, von Grazianis Truppen eingekreist. „Warum", frage ich ihn — so berichtet General Graziani in seinem Buch „Cirenaica pacificata" — „hast du so erbittert die italienische Regierung bekämpft?" — „Wegen meiner Religion." — „Hast du je die Hoffnung gehabt, uns von der Cyrenaika verjagen zu können in einem mit so wenigen Menschen und geringen Mitteln geführten Kampfe?" — „Nein, das war unmöglich." — „Was wolltest du dann erreichen?" — „Nichts, ich kämpfte, und das genügt; das übrige lag in der Hand des Schicksals." — „Und warum hast du dann gekämpft?" — „Für meine Religion."

Nachdem einmal der Sieg errungen war, entschloß sich der Faschismus, der Religion zu geben, was der Religion ist, will sagen, die religiösen Kraftquellen der Widerstandsbewegung für seine eigenen Zwecke zu nutzen. Italien hat in Libyen in den letzten Jahren den Bau von Moscheen in jeder Weise gefördert. Mohammedanische Schulen sind in allen Städten und größeren Dörfern gegründet worden, nicht nur an der Küste, sondern auch tief im Inneren der Wüste. Selbst in Gadames, in Gat und in Murzuk, die Hunderte von Kilometern von Tripolis entfernt sind, gibt es heute schöne arabische Schulen. Ja, man hat sogar eine Hochschule für islamische Kultur und islamisches Recht gegründet, auf der die neuen Kadis ausgebildet werden. Neuerdings haben die Italiener die nach Ägypten geflohenen Mohammedaner aufgefordert, wieder nach Libyen zurückzukehren. Man verspricht ihnen Land und Vieh — ein wahrhaft verlockendes Angebot!

„L'Italia musulmana" — schon im Jahre 1928 erklärte Mussolini, daß Italien „im Bewußtsein seiner Aufgaben als große muselmanische Macht ein Freund der islamischen Welt" sei.

„L'Italia musulmana" — diesen programmatischen Titel trug ein Buch, das Roberto Cantalupo, der heute Italien bei der spanischen Nationalregierung vertritt, im Jahre 1928 veröffentlichte. Die Wendung der italienischen Kolonialpolitik zum Islam ist also nicht neuesten Datums. Zeichen dafür, daß Italien

eine aktive Islam-Politik zu treiben entschlossen ist, gab es schon vor der Libyenreise. Unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges gegen Abessinien hat Italien begonnen, in der islamischen Welt wieder um Vertrauen zu werben und hier die Besorgnisse zu zerstreuen, die der Vorstoß in Ostafrika hervorgerufen hatte. Italien gibt sich die erdenklichste Mühe, seine Sympathien mit der arabischen Nationalbewegung zum Ausdruck zu bringen. Der Rundfunksender in Bari steht ganz im Dienste der italienischen Propaganda in der arabischen Welt. Die Levantemesse in Bari hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Wirtschaftsbeziehungen Italiens mit den arabischen Ländern zu vertiefen. Durch die Einverleibung Abessiniens in das italienische Kolonialreich ist die Zahl der islamischen Untertanen Italiens auf etwa 5 Millionen gestiegen. (Etwa 3 Millionen in Abessinien, 625000 in Libyen, 1019000 in Somaliland und 312000 in Eritrea.) 60000 Mohammedaner aus Somaliland und 12000 aus Libyen kämpften während des Abessinien-Krieges in den italienischen Reihen.

Die Tatsache, daß die mohammedanische Minderheit Abessiniens unter der Herrschaft des Negus unterdrückt wurde, gab Italien die willkommene Chance, sein Kolonialregiment durch Begünstigung der Mohammedaner zu festigen. In den Artikeln 31 und 32 des abessinischen Wiederaufbau-Gesetzes heißt es: „Den Mohammedanern wird völlige Freiheit zur Wiederherstellung und Errichtung ihrer Kultstätten, zur Ausübung ihrer Religion und Wiederaufnahme ihrer antiken frommen Institutionen und religiösen Schulen gegeben. Die Gegensätze und Auseinandersetzungen unter den Mohammedanern sind von den Kadis gemäß dem mohammedanischen Gesetze und den örtlichen Gepflogenheiten der Bevölkerung zu schlichten. In allen mohammedanischen Gebieten des Kaiserreiches ist die Lehre der arabischen Sprache Pflicht für die Untertanen." Die arabische Presse hat mit großem Interesse von dieser verständnisvollen Haltung des Faschismus gegenüber dem Mohammedanismus Kenntnis genommen. Als der Vizekönig Graziani die Huldigungen der muselmanischen Notabeln in Addis Abeba entgegennahm, pries er die arabische Rasse als ein Volk mit den größten Fähigkeiten im Handel, in den Künsten und im Handwerk. Großen Jubel löste die Mitteilung Grazianis aus, daß die ehemalige Residenzstadt Harrar zur heiligen Stadt der abessinischen Mohammedaner werden soll, zu einem Zentrum der mohammedanischen Zivilisation und Wissenschaft.

Die Kämpfe der Araber in Palästina, Syrien und anderswo gegen die Mandatsherrschaft Englands und Frankreichs sind in Italien mit größter Wachsamkeit beobachtet worden. Wenn man sich auch vor einer aktiven Einmischung hütete, so hat man doch z. B. den Kampf der Araber gegen die Juden in Palästina mit offenkundiger Sympathie verfolgt. Das Interesse Italiens für Palästina wird durch die Luftlinie unterstrichen, die jetzt von Rhodos aus nach Haifa vorgetrieben worden ist. Luftlinien sind politische Kraftlinien!

Auch in den anderen arabischen bzw. islamischen Ländern versucht Italien Fuß zu fassen. Die ersten Kanonenboote, die Iran sich vor einigen Jahren zulegte, um Großbritannien zu demonstrieren, daß es allein stark genug ist, um seine Küste am Iranischen Golf zu schützen, stammten aus italienischen Werften. Die für

die Besatzung der Schiffe notwendigen Mannschaften sind von italienischen Offizieren ausgebildet worden. Für die schwierigen Tunnelbauten, die im Zusammenhang mit dem Bau der transiranischen Eisenbahn notwendig sind, wurden über tausend italienische Spezialarbeiter eingestellt. Die afghanische Regierung hat italienische Ingenieure mit der Durchführung von Bewässerungsarbeiten, mit dem Bau von Straßen und Brücken und mit dem Instruktionsunterricht in der Artillerieschule betraut.

Auf der Mailänder Konferenz im Februar 1937 wurde der Weg für eine freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Italien und der Türkei geebnet. Die Türkei hat den Widerstand gegen die Befestigungen auf der Dodekanes-Insel Leros aufgegeben. Dafür tritt Italien dem Abkommen über die Wiederbefestigung der Dardanellen bei. Die Tatsache, daß die neue Türkei die politische Macht des Islam im Inneren gebrochen hat, ändert nichts daran, daß sie die treibende Kraft der Verhandlungen ist, die auf die Schaffung eines vorderasiatischen Staatenblockes zielen.

Besonderen Wert legt Italien darauf, sich der Freundschaft Arabiens zu versichern, das sich unter der Herrschaft Ibn Sauds immer mehr zu dem Kraftherzen der islamischen Welt entwickelt hat. Zur Genugtuung der Italiener hat Ibn Saud während des italienisch-abessinischen Krieges jede Einmischung vermieden. Arabien hielt sich vollkommen ruhig. Der Dank Mussolinis ist nicht ausgeblieben: er hat Ibn Saud eine Anzahl von Flugzeugen zum Geschenk gemacht, darunter auch eine dreimotorige Caproni-Maschine. Diese Flugzeuge werden von arabischen Piloten gesteuert, die ihre Ausbildung an der italienischen Luftfahrtakademie erhalten haben. Schon im Jahre 1926 wurde zwischen Italien und dem Jemen ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen, in dem sich Italien weitgehende wirtschaftliche Konzessionen zu sichern wußte. Dieser Vertrag ist im vergangenen Jahr zu den alten Bedingungen erneuert worden.

Das Echo der Botschaft im Nahen Osten

Man sieht: Italien versucht alles, um in der islamischen Welt und vor allem in den arabischen Ländern um Vertrauen zu werben. Die Zielsetzung der italienischen Islam-Politik beschränkt sich keineswegs auf das eigene Kolonialreich. Die Kommentare der italienischen Presse anläßlich der Libyen-Reise Mussolinis ließen keinen Zweifel darüber: Italien hat die Mohammedaner in ihrer Gesamtheit im Auge. So hieß es z. B. in der „Tribuna“: „Das Reich der Gerechtigkeit in Libyen findet Interesse auch jenseits der Grenzen, und die Anhänglichkeit eines Volkes, das Würde und Frieden im Gesetz Roms wiedergefunden hat, muß einen starken Eindruck machen auf diejenigen, die dieser Güter beraubt sind.“

„. . . die dieser Güter beraubt sind . . .“ Mit anderen Worten: Italien bemüht sich um die Bundesgenossenschaft mit dem arabischen Nationalismus. Palästina, Syrien, Ägypten — diese Randstaaten des östlichen Mittelmeerbeckens sind in den letzten Jahren der Schauplatz heftiger Unruhen gewesen, in denen sich der arabische Nationalismus gegen den Imperialismus Englands und Frankreichs durchzusetzen versuchte. Hofft man, daß die Kräfte einer Bewegung, die

anti-imperialistisch schlechthin ist, dem Imperium Romanum zuwachsen werden? Die arabische Nationalbewegung ist nicht anti-englisch oder anti-französisch, sie ist anti-imperialistisch. Deshalb sollte man sich über die politische Werbekraft der italienischen Propaganda in den arabischen Ländern keinen Täuschungen hingeben. Vorläufig jedenfalls dürfte es Italien nicht leicht fallen, die islamischen Länder von seiner Selbstlosigkeit zu überzeugen, wenn es für die Unabhängigkeit der arabisch-islamischen Länder des Nahen Ostens eintritt. Und die arabischen Länder haben weiß Gott keine Neigung, die britische oder französische Vormundschaft gegen eine italienische Vormundschaft auszuwechseln.

Das Echo, das die pro-islamischen Kundgebungen Mussolinis in der arabischen Welt gefunden haben, läßt denn auch erkennen, daß die Araber bei aller „orientalischen" Lebhaftigkeit viel zu sehr Vernunftpolitiker sind, um nun in Italien einen Bundesgenossen zu begrüßen. Die Araber verstehen sehr wohl, die Rivalität der europäischen Mächte für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Ja, die Kräftigung ihrer politischen Stellung beruht recht eigentlich auf dem Gegenspiel der europäischen Mächte im Nahen Osten. Sie nahmen auch die Sympathiekundgebungen Mussolinis dankbar entgegen, sind aber unsentimental genug, sie als einen antibritischen Schachzug zu werten, der ihnen die Chance gewährt, ihre eigene Bewegungsfreiheit zu erhöhen. Die Bereitschaft zur Entgegennahme von Sympathieerklärungen findet ihre Grenze in dem Willen, unter allen Umständen die Beseitigung der britischen Vorherrschaft nicht durch die Vorherrschaft einer anderen europäischen Macht zu erkaufen. Vorerst darf man auch wohl damit rechnen, daß die Araber dort, wo sie auf die Anlehnung an eine europäische Macht noch nicht verzichten können, die pax britannica immer noch vorziehen.

Die Kommentare der arabischen Presse in Kairo und Bagdad, in Damaskus und Beirut ließen keineswegs erkennen, daß die arabischen Mohammedaner in die Hand einzuschlagen gedenken, die ihnen Mussolini dargeboten hat. Die einflußreiche Zeitung „Al Ahali" in Bagdad wies auf die große Bedeutung hin, die der Besuch Emir Sauds, des Sohnes König Ibn Sauds, in Bagdad für die Schaffung einer gemeinsamen Front aller arabischen Länder im Kampf gegen den Imperialismus hat. In diesem Zusammenhang wertete die Zeitung auch das pro-islamische Bekenntnis Italiens als eine rein propagandistische Aktion. In Damaskus und Beirut verstieg sich die arabische Presse sogar dazu, Mussolinis Freundschaftsangebote als „heuchlerisch" und „lächerlich" zu bezeichnen. In Kairo zeigte man sich nicht minder reserviert, wenn man auch mit anerkennenden Worten für die tolerante Haltung der italienischen Kolonialverwaltung gegenüber dem Mohammedanismus nicht sparte. Ägypten weiß sich, zumal nach der Errichtung des italienischen Ostafrikareiches, in der Rolle „eines Kornes zwischen den Mühlsteinen". Im Nordwesten und Südosten stößt Ägypten heute auf das italienische Kolonialreich. Italien steht nicht nur an der Westgrenze Ägyptens, sondern auch an der Ostgrenze des britisch-ägyptischen Sudans. Überdies ist Italien in den Besitz des Tana-Sees gelangt, der dem Nil einen großen Teil seiner Fluten zuführt und der für die Regulierung des Nil-Wasserhaushaltes einmal eine beträchtliche Bedeutung erlangen könnte. Ägypten sieht sich auf den

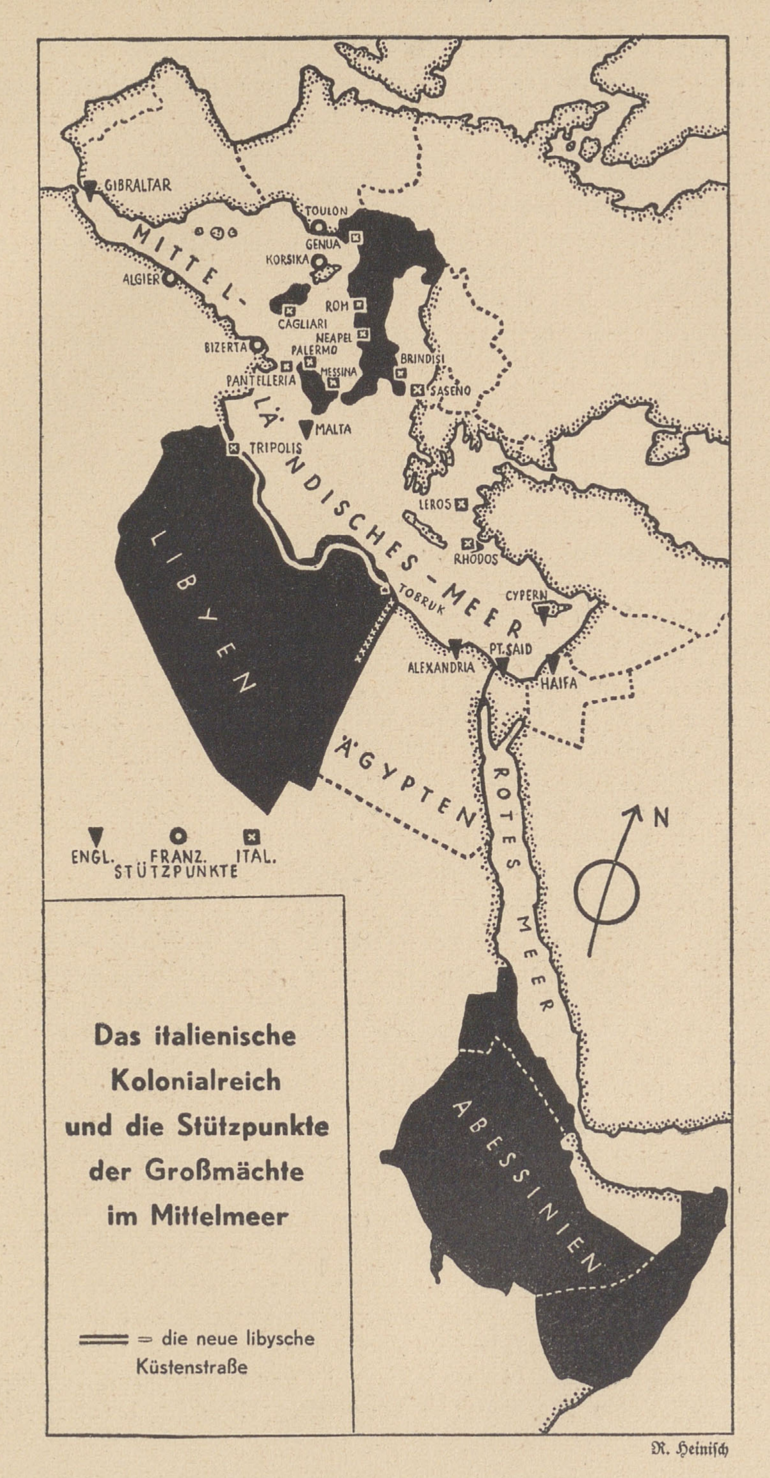
Ausgleich mit Italien verwiesen und wünscht nichts dringlicher, als eine Entspannung der britisch-italienischen Beziehungen. Das hat die ägyptische Presse allerdings nicht gehindert, sich mit der Stellungnahme des Scheichs Mustafa el Maraghi zu den Reden in Libyen zu identifizieren. Der Scheich erklärte, der Islam suche keine Schutzherrschaft und keine Anlehnung. Nie wieder könne ein Nicht-Mohammedaner Schutzherr des Islam sein. Nie wieder werde der Islam seine Macht, sein Schwert und seinen Glauben einer anderen Macht als wieder nur dem Islam leihen.

Scheich el Maraghi ist der Rektor der berühmten Al Azhar-Universität in Kairo. Seine Worte haben also Gewicht. Sie werden in der ganzen islamischen Welt gehört. Al Azhar ist das geistige Kraftzentrum des Islam. Von den 10000 Studenten dieser ältesten Universität der Welt kommen etwa die Hälfte aus dem islamischen Ausland. Selbst Chinesen und Japaner befinden sich unter den Schülern Al Azhars. Eine pro-italienische Orientierung wird man also wohl von der islamisch-arabischen Welt nicht erwarten dürfen. Andererseits wird Italien gut tun, seine Chancen in den islamischen Ländern außerhalb seines Imperiums nicht zu überschätzen.

Verlagerung der Kräfte im Mittelmeer

Die italienische Botschaft an den Islam ist im Grunde eine Warnung an Großbritannien, sich über den Anspruch des neuen Imperiums auf den Ausbau seiner heutigen Stellung im Mittelmeer keinen Täuschungen hinzugeben. Das um die Jahreswende 1936/37 abgeschlossene Gentlemen Agreement hat die Spannung zwischen Italien und England gemildert, aber nicht beseitigt. Sachlich bleibt noch manches auszutragen. Italien weiß um die lebenswichtigen Interessen, die England an den Nahen Osten binden, über den die Wege nach Indien und Singapore führen. Weniger denn je ist heute England bereit, aus dem Nahen Osten zu weichen. (Singapore ist bekanntlich zu einem gigantischen Seebollwerk ausgebaut worden, zu einem Sperrfort des Empire am Eingang zum Pazifischen Ozean, in dem heute wieder schwere politische Wetter heraufziehen, nachdem das Washingtoner Flottenabkommen von 1922 endgültig außer Kraft getreten ist.) Wenn andererseits Italien heute bewußt darangeht, die außerordentliche Steigerung seines eigenen Prestiges durch das neugewonnene Imperium in den Dienst einer ausgesprochen pro-arabischen Politik zu stellen, so bereitet es damit die Aufnahmestellung für eine Auseinandersetzung mit dem britischen Empire vor, die manche für unvermeidlich, viele für wahrscheinlich und nur wenige für unmöglich halten.

Die Lage im Mittelmeer hat sich beträchtlich verschoben, seitdem Italien demonstriert hat, daß es nicht mehr gewillt ist, im „Mare nostrum" zu ersticken, im Mittelmeer „wie in einem Sack zu stecken". (So formulierte es Mussolini.) Italien ist stark geworden, und England hat erleben müssen, daß die Drohung mit der Flotte im Mittelmeer Italien auch dann nicht einzuschüchtern vermochte, als sie verstärkt wurde. Am 1. November 1936 erklärte Mussolini in Mailand: „Italien ist eine Insel, die aus dem Mittelmeer aufsteigt, dieses Meer ist für


GIBRALTAR
TOULON
GENUA
KORSIKA
ALGIER
ROM
CAGLIARI
NEAPEL
PALERMO
BIZERTA
PANTELLERIA
MESSINA
BRINDISI
SASENO
MALTA
TRIPOLIS
MITTEL-LÄNDISCHES-MEER
LEROS
RHODOS
CYPERN
TOBRUK
ALEXANDRIA
PT. SAID
HAIFA
LIBYEN
ÄGYPTEN
ROTES MEER
N
ABESSINIEN
ENGL.
FRANZ.
ITAL.
STÜTZPUNKTE
Das italienische Kolonialreich und die Stützpunkte der Großmächte im Mittelmeer
= die neue libysche Küstenstraße
R. Heinisch

Großbritannien eine Route unter vielen Routen, ich möchte sagen, eine Abkürzung, durch welche es seine fernen Territorien schneller zu erreichen vermag. A b e r w e n n f ü r a n d e r e d a s M i t t e l m e e r e i n e R o u t e i s t – f ü r u n s i s t e s d a s L e b e n!"

Das faschistische Italien hat die Probe aufs Exempel gemacht. Es forderte Großbritannien heraus und ließ sich durch das Erscheinen der britischen Flotte im Mittelmeer nicht hindern, ein Truppenschiff nach dem anderen durch den Suezkanal zu schicken und den ostafrikanischen Feldzug zu einem siegreichen Ende zu führen. Eine kriegerische Auseinandersetzung, die im Herbst 1936 drohte, konnte glücklicherweise vermieden werden. England gab nach. Zum erstenmal in seiner Geschichte hatte es im Mittelmeer einen „Schwächeanfall" erlitten. Mussolini wagte, aber er wagte, weil er sich stark fühlte zu dem Wagnis, die Gültigkeit der traditionellen Mittelmeerstrategie in Zweifel zu ziehen. Nicht als ob Italien mit Sicherheit damit rechnen konnte, durch den Einsatz seiner Luftwaffe die britische Flotte zu schlagen. Andererseits waren es aber wohl doch die zum Sprunge auf die britischen Stützpunkte im Mittelmeer bereitstehenden Bombengeschwader, die damals das strategische Sicherheitsgefühl der Engländer ein wenig geschwächt hatten. Wie dem auch sei: jedenfalls erfuhr die britische Flotte im Herbst 1935, daß die Demonstration ihrer Stärke allein heute nicht mehr – wie im 19. Jahrhundert – genügt, um den Gegner zum Nachgeben zu zwingen.

Die Erfahrungen des Jahres 1935/36 haben in Großbritannien notwendig zu der Frage geführt, wie die britische Stellung im Mittelmeer wieder verstärkt werden kann. Dabei verstiegen sich einige Empire-Strategen sogar zu dem Vorschlag, für den Kriegsfall das Mittelmeer zu räumen und den Handelsverkehr nach Indien und dem Fernen Osten über das Kap der Guten Hoffnung umzuleiten. Dieser Vorschlag gründete sich auf die Überzeugung, daß das „Halbweghaus" Malta im Falle eines Krieges unhaltbar sei und deshalb aufgegeben werden müsse, um dafür alle Kräfte auf die Stützpunkte an den Ausgängen des Mittelmeers, auf Gibraltar und auf Alexandria – Aden zu konzentrieren. Durch die „Verkorkung" der Ausgänge – „Pfropfentaktik – soll der Gegner allmählich im „Sack" des Mittelmeers „erstickt" werden. Die Schiffe des Mittelmeerfeindes sollen weder die Möglichkeit haben, das Meer zu verlassen noch in das Meer einzulaufen. Durch diese „Gefangensetzung" glaubt man den Mittelmeerfeind dazu zwingen zu können, sich schließlich zu ergeben.

Fragt sich nur, ob der Gegner im Mittelmeer sich gefangensetzen läßt! Bleibt ihm in dem Mittelmeerraum, der ihm nun ganz überlassen ist, nicht noch Bewegungsfreiheit genug, um die Blockade gegenstandslos zu machen?

Vom britischen Standpunkt aus spricht für die hier vorgeschlagene Taktik jedenfalls die Tatsache, daß die britischen Stellungen an den Mittelmeerausgängen bisher keine Schwächung erfahren haben, während Malta überaus gefährdet erscheint, zumal nachdem die Italiener die in der Nähe gelegene Phönizierinsel Pantelleria, welche die Rinne zwischen der sizilianischen Südküste und dem afrikanischen Festland beherrscht, zu einer U-Boot-Basis ausgebaut haben. Das kürzlich von der italienischen Regierung für den Bereich dieser Insel ausgesprochene

Überfliegungsverbot zeigt, daß Italien offenbar daran denkt, dieses Felseneiland im Ernstfall als einen Sperriegel zu benutzen. Gibraltar dürfte außerhalb des Aktionsradius einer Luftflotte liegen, deren Operationsbasis sich auf dem Festland in der Mitte des Meeres befindet. Gibraltar gilt auch unter den veränderten Umständen als uneinnehmbar. Manche Zeichen sprechen indessen dafür, daß Italien auch hier danach strebt, das britische Sicherheitsgefühl ein wenig zu dämpfen.

Was den östlichen Eckpfeiler des britischen Stützpunktsystems am Suezkanal (Alexandria — Port Said) betrifft, so braucht Großbritannien hier gleichfalls eine feindliche Luftwaffe nicht zu fürchten. Die italienische Operationsbasis auf dem Dodekanes (Rhodos) dürfte zu schmal sein, um einen Angriff auf die britischen Stellungen in Ägypten in breiter Front vortragen zu können. Allerdings bietet hier Libyen, zumal nach der Fertigstellung der Küstenstraße, der italienischen Strategie eine Chance. England verfügt aber in Ägypten über einen breiten Abwehrraum, der einen Angriff außerordentlich erschwert. Der neue englisch-ägyptische Vertrag hat die Stellung Großbritanniens in der Kanalzone nicht geschwächt. Die Zugeständnisse, die Großbritannien an den Wafd-Nationalismus gemacht hat, gefährden die Bewegungsfreiheit der britischen Flotte an der Küste und die Bewegungsfreiheit der britischen Luftstreitkräfte im Luftraum Ägyptens in keiner Weise.

Großbritannien weicht nicht!

Der Vorschlag, die britische Mittelmeerstrategie auf die Stützpunkte an den Ausgängen zu konzentrieren, ist indessen von der britischen Admiralität nicht akzeptiert worden. Der Beschluß, die Befestigungswerke am Kap der Guten Hoffnung auszubauen, zeigt allerdings, daß man sich die Möglichkeit für die Anwendung dieser Strategie offenhalten will. Im übrigen hat aber die britische Admiralität mit großem Nachdruck die Auffassung zurückgewiesen, die diesen strategischen Vorschlägen zugrunde lag, die Auffassung nämlich, daß die Flotte der Luftgefahr nicht mehr Herr zu werden vermöge. Der britische Marineminister Sir Samuel Hoare hat auf seiner Mittelmeerreise im Sommer 1936 die neue Lage eingehend untersucht und Klarheit geschaffen: das Mittelmeer bleibt die Schlagader des Empire! Großbritannien ist entschlossen, seinen gegenwärtigen Machtbestand in diesem Meer unter allen Umständen zu behaupten. Auch Sir Samuel hat natürlich nicht übersehen können, daß der rapide Ausbau der italienischen Luftwaffe eine neue Lage geschaffen hat. Es war der Druck einer mächtigen Luftwaffe, der die Seenation zwang, die abessinische Pille zu schlucken. Durch die Einbeziehung des Luftraums in den Kriegs- und Verkehrsraum ist das kleine Mittelmeer noch stärker zusammengeschrumpft. Aber Hoare ließ sich nicht davon überzeugen, daß diese Wandlungen von England eine grundsätzliche Neuorientierung verlangen. Nach seiner Rückkehr stellte er in einem Rundfunkvortrag fest (18. November 1936): „Es gibt keinen Grund, unsere historische Haltung gegenüber der See zu ändern oder unser Vertrauen in die Flotte, von der wir hinsichtlich unserer Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung und hinsichtlich unserer imperialen Solidarität abhängen . . . Keine Luftstreitkraft kann die Flotte

ersetzen ... Es gibt keinen Gegensatz zwischen der Luftwaffe und der Flotte, denn die Flotte braucht die Luftwaffe, und die Luftwaffe braucht die Flotte ... Die Prinzipien der Seemacht sind unverändert." Aber, so fuhr Sir Samuel Hoare fort, das Problem sei komplizierter geworden, „das Flugzeug kann in den weiten Ozeanen nicht operieren, aber es kann mit großem Erfolg in engen Gewässern, in den Flottenstützpunkten und den Häfen operieren. Daher muß ein System engster Zusammenarbeit zwischen der Kriegsflotte und der Luftwaffe ausgearbeitet werden, um das größtmögliche Maß von Sicherheit zu erreichen. Aus diesem Grunde wird es für die Flotte notwendig sein, von mitgeführten Flugzeugen soweit wie irgend möglich Gebrauch zu machen, während die auf dem Boden stationierten Luftstreitkräfte stark genug sein müssen, um wirksamen Beistand zu leisten ... Notwendig sind starke Streitkräfte zur See und zur Luft, die bereit sind, zusammenzuarbeiten. Notwendig ist eine gemeinsame Strategie und eine gemeinsame Taktik. Diese Notwendigkeit ist mir bei meinem Besuche im Mittelmeer und bei meiner Besichtigung der Flottenstützpunkte an der englischen Küste immer wieder vor Augen geführt worden. Ich will Ihnen die Tatsache nicht verbergen, daß noch viel geschehen muß, bevor wir die notwendigen Ergebnisse erzielen können".

Mit anderen Worten: die Empire-Strategen haben sich für die These „Flotte und Luftwaffe" entschieden, in der durch genaue und eingehende Untersuchungen bekräftigten Überzeugung, daß die Flotte nicht vor der Luftwaffe zu kapitulieren braucht. England hat bereits zwei neue Großkampfschiffe von je 35000 Tonnen auf Stapel gelegt, drei weitere werden noch im Laufe dieses Jahres folgen — das ist die erste Folgerung aus den Erfahrungen der letzten beiden Jahre. Die zweite Folgerung besteht in dem Entschluß, die Stützpunkte im Mittelmeer als Flottenstützpunkte zu verstärken und als Luftstützpunkte auszubauen.

Auch die Befestigungen Maltas werden erweitert, in beschleunigtem Tempo und mit riesigem Kostenaufwand. Außerdem erhält Malta einen erstklassigen Luftstützpunkt. Trotz der Nachbarschaft Siziliens, trotz der Befestigung Pantellerias und trotz der volkspolitischen Schwierigkeiten, denen England hier gegenübersteht. Die Engländer haben sich durch die intensive italienische Kulturpropaganda nicht einschüchtern lassen und die italienische Sprache systematisch zurückgedrängt. Auch die im Jahre 1936 vollzogene Umwandlung Maltas in eine Kronkolonie ist ein Zeichen dafür, daß man dieses „Halbweghaus" unter keinen Umständen aus dem Griff lassen will.

Aber das Schwergewicht des britischen Mittelmeersystems wird in Zukunft nicht mehr in Malta, nicht mehr im Westen liegen, sondern im östlichen Becken. Gibraltar und Malta genügen nicht mehr. Das Verteidigungssystem im Osten wird in großzügigster Weise ausgebaut. Das gilt zunächst für die Stellungen in Ägypten und Palästina. So unmöglich es zu sein scheint, für die volkspolitischen Schwierigkeiten in Palästina eine befriedigende Lösung zu finden: England wird eine Entscheidung treffen, die seine strategisch-militärischen Interessen in Palästina sichert. Der Ausbau Haifas mit dem Karmelberge zu einer gewaltigen Seefestung ist schon 1933 begonnen worden. Durch die Pipeline (Ölleitung) Mossul —

Haifa hat Palästina für Großbritannien noch einen beträchtlichen strategischen Wertzuwachs erfahren.

Eines der wichtigsten Ergebnisse der Mittelmeerkrise des Jahres 1935/36 ist der Entschluß Großbritanniens, der Insel Zypern, die bisher ziemlich vernachlässigt wurde, eine aktive Funktion im Rahmen des britischen Stützpunktsystems zu geben. Bisher galt Zypern als klimatische Zwischenstation für die nach Indien bestimmten Truppeneinheiten. Als Luftkurort wird es auch von den auf Erholungsurlaub gehenden Kolonialbeamten geschätzt. Im übrigen konnten selbst die beträchtlichen Kunstschätze die Engländer nicht verlocken, sich um Zypern zu kümmern. Unter „Verteidigung" verzeichnet „The Statesman Year-Book" noch für das Jahr 1936: „Eine Kompanie britischer Infanterie in Stärke von 180 Mann." (!) Das wird sich gründlich ändern, nachdem Hoare auf seiner Inspektionsreise zu dem Ergebnis gekommen ist, daß die Insel sich als „Luftkurort für die englische Mittelmeerflotte" ausgezeichnet eignet. Anfang 1937 ist die Garnison in Zypern bereits auf 2000 Mann erhöht worden. Bei der Hauptstadt Nicosia wird ein Flughafen angelegt. Die Häfen werden wesentlich verbessert. Zypern wird zu einem allgemeinen Flottenstützpunkt und zu einem Stützpunkt der britischen Luftflotte im östlichen Mittelmeer ausgebaut, zu einem Vorwerk gegenüber dem Suezkanal. Die Insel ist im Jahre 1878 von Disraeli für England erworben worden. Wieder einmal erweist sich hier, welch einen genialen Weitblick dieser britische Staatsmann besaß. Zypern liegt von Rhodos, der Hauptinsel des italienischen Dodekanes, etwa 380 km entfernt. Fast genau die gleiche Streckenlänge haben die Flugzeuge zwischen Zypern und Port Said zurückzulegen. Die Küsten Kleinasiens und Syriens, die Zypern flankieren, sind mit dem Flugzeug in einer knappen halben Stunde erreichbar. Diese Lage macht Zypern zu einem idealen Luftstützpunkt.

Mit dem Entschluß, das Schwergewicht seiner Mittelmeerstellung in das östliche Becken zu verlegen, vollzieht Großbritannien die Anpassung an die neue Lage, die durch die Schaffung des italienischen Ostafrikareiches an dem Wege nach Indien charakterisiert ist.

Einem Zug des Empire folgt ein Zug des Imperiums. Die Werbung Italiens um die Freundschaft des Islam und der Araber zielt insofern gegen Großbritannien, als sie gegenüber einem britischen Anspruch auf eine Monopolstellung im Raume der Randstaaten des östlichen Mittelmeeres den Anspruch Italiens anmeldet, auch hier als Zentralmacht des Mittelmeeres beachtet zu werden. Die Durchsetzung der Anerkennung dieses Anspruchs ist überdies eine wichtige Voraussetzung für die Konsolidierung des neuen Imperiums, das heißt: für die Sicherung des Weges zwischen Italien und dem ostafrikanischen Kolonialreich.

WOLF GOETZE

Zum Problem der Weltgeschichtsschreibung

Wenn ein Mensch sechzig, siebzig Jahre alt ist, so wird er häufiger Rückschau auf sein Leben halten — aber nicht nur das, er wird auf das Leben und Geschehen seiner Zeit und auf die Art seines Verflochtenseins in dem ewigen Strome des Weltgeschehens sinnend zurückblicken. Vielleicht fragt er nach dem Werte und dem Sinne, vielleicht aber schaut er nur zurück, wie der Bergsteiger, der vom Gipfel über das zu seinen Füßen liegende Land und die sich in der Ferne aufbauenden Gebirgshöhen sieht — nur in dem Gefühle der tiefen, inneren Freude, diese Schau gewonnen zu haben und nun sehen und genießen zu dürfen. Wer jünger ist, der mag auch hin und wieder Rückschau in diesem Sinne halten, aber eben doch ohne diese „innere Überlegenheit", „diese Teilnahmslosigkeit", „diesem Über-den-Dingen-Stehen". Diese drei Worte treffen zwar nicht den eigentlichen Inhalt und Gehalt dieser Haltung, aber es läßt sich, so meine ich, überhaupt schwer in Worten sagen, was nur erlebt werden kann. Vielleicht ist es am richtigsten, wenn ich auf den Gesichtspunkt der Relativität, der uns noch beschäftigen wird, hinweise, denn es ist das innere Wissen um die Relativität alles menschlichen Geschehens, alles menschlichen Denkens und Tuns, was die Rückschau des Sechzigers vor der des Dreißigers oder Vierzigers auszeichnet. Der junge Mensch steht noch in dem Geschehen lernend oder lehrend in Taten und im Denken, er glaubt noch an die Unbedingtheit und Ewigkeit der Schöpfungen des menschlichen Geistes, an die Fortentwicklung zu einem bekannten oder unbekannten Ziele. Nur wer den Gipfel erreicht, von dem aus er das Wirken und Schaffen der Menschen seiner Zeit — ja der Zeiten überhaupt — überschaut, der gewinnt den inneren und äußeren Abstand, der es ihm ermöglicht, jenseits irgendwelcher Wertungen sich der gewonnenen Schau zu erfreuen.

Was ich von dem einzelnen Menschen sagte, das gilt ebenso von einem Volke und von Völkern, in denen sich eine ganz gewisse Einheit der Haltung zum Leben und im Leben, d. h. der Weltanschauung und des äußeren Lebensstiles, des Auftretens — einer gewissen Einheit des Geistes in Inhalt und Form — offenbart, d. h. also, die einer Kultur angehören. Auch ein Volk und auch Kulturen wie Einzelmenschen wachsen, blühen und sterben. Junge Völker und junge Kulturen werden nicht Rückschau in dem Sinne halten, wie ich es zu zeichnen versuchte. Sie stürmen vorwärts, übervoll von einem „neuen Verhältnis des Menschen zu Gott", von einem „neuen Wertgefühl", das sich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, sei es der Kunst oder der Wissenschaft oder der Politik, offenbart. Aber wenn sie sich dann dem Ende ihres Mannesalters nähern und es ihnen vergönnt ist, das Greisenalter ohne Vergewaltigung durch eine neue, junge Kultur zu leben, d. h. also, wenn sie nicht mehr schöpferisch schaffen, sondern nur aus dem Vergangenen nachahmend oder anlehnend, sich dessen bewußt oder nicht, dann

werden sie zurückblicken. Bei dieser Rückschau werden sie versuchen, die Erscheinungen und Ereignisse ihres Volkes und im weiteren ihres Kulturkreises in eine organische Verbindung zu bringen, und somit gleichsam in einem großen Gemälde die Gestaltung und Formvollendung ihres irdischen Wirkens zu zeichnen. Sind es Völker mit besonderer geschichtlicher Begabung, wie die der abendländischen Kultur, werden sie noch darüber hinausgehen und das gesamte Geschehen, Denken und Tun der Menschen, also das, was wir Weltgeschichte zu nennen pflegen, in einem einzigen ungeheuren Gemälde voller Wucht und Dramatik darzustellen bemüht sein – ja diese Darstellung als ihre letzte Lebensaufgabe betrachten.

Im Rahmen dieses Aufsatzes soll uns diese Frage lediglich in der abendländischen Geschichte beschäftigen, und nur in großen Zügen.

Der Versuch, in den vierziger und fünfziger Jahren Rückschau zu halten, ist in der abendländischen Geschichte, soviel ich sehe, zweimal gemacht worden, und er mußte zu dem einengenden Ergebnis führen, das ich andeutete. Zuerst wurde 1725 von dem Italiener Giovanni Battista Vico der Versuch gewagt, eine Geschichtsphilosophie in dieser Art zu formulieren. Jedoch er verbirgt eine über den Dingen stehende, teilnahmslose und überlegene Rückschau durch seine prinzipielle Scheidung der Geschichte in eine „profane" und in eine „heilige" und durch starke romantische Übertreibungen, wenn er auch zweifellos schon eine große Feinheit der Einzeldeutungen aufweist. Der andere ist von Johann Gottfried Herder 1784 f. in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" niedergelegt. Herder unterscheidet verschiedene Entwicklungsstufen, sieht darin aber zugleich eine gewisse Gesetzmäßigkeit im geschichtlichen Ablauf. Er verstellt sich den freien, unabhängigen Blick dann weiterhin dadurch, daß er die Geschichte der Menschheit einer Vollendung menschlicher Freiheit, der Verwirklichung der Humanität, entgegengehen sieht.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel ist der erste, der im beginnenden Greisenalter der abendländischen Welt den Versuch einer biologischen Auffassung des historischen Geschehens in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" (1820–1838) macht und damit Rückschau in jenem weiten, ungehinderten und überlegenen Sinne hält. Aber es bleibt noch beim Versuch, denn zwischen der Entwicklung der weltgeschichtlichen Gebilde und der organischen Entwicklung sind bei Hegel zwei wesentliche Unterschiede. Erstens vollzieht sich die Entwicklung in der Weltgeschichte nicht reibungslos wie im organischen Leben, sondern vielmehr schaltet sich zwischen dem objektiven Geiste und seiner Verwirklichung, d. h. seiner Offenbarung im irdischen Geschehen, das Bewußtsein und der Wille ein, die in ihrem natürlichen, unmittelbaren Leben erst vom Geiste beseelt werden. Und insofern setzt sich der Geist hier sich selbst entgegen, er hat sich als Hindernis seiner selbst zu überwinden. Zweitens aber – und das hängt damit zusammen – gibt es wohl im organischen Leben ein Verwelken und Vergehen, nicht aber für den Geist. Er kann wohl erstarren, aber im absoluten Sinne ist der Geist unsterblich, der scheinbare Untergang ist der Übergang zu einer höheren Stufe. Hegel steht eben noch unter dem Eindruck der Leistungen des menschlichen Bewußtseins, das im Kampfe zu höheren Stufen fortschreitet, Unbedingtes schaf-

fend. Hegel glaubte in der Geschichte „den Entwicklungsgang der sich verwirklichenden Ideen“ zu erkennen, und zwar „der Idee der Freiheit“. „Daß die Weltgeschichte dieser Entwicklungsgang und das wirkliche Werden des Geistes ist, unter dem wechselnden Schauspiel ihrer Geschichten — dies ist die wahrhafte Theodicee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte.“ Hegel unterwarf die Erscheinungen und Ereignisse der Weltgeschichte seiner erklärenden Denkweise — es hätte ihm wahrscheinlich Auflösung bedeutet, das Geschehen für sich reden zu lassen, nur die Formen als solche aufzuzeigen und ihre Bedeutung zu erkunden, indem ihre Physiognomik, d. h. ihr Porträt, geschildert wird. Weltgeschichte sinnfrei, zweck- und ursachlos zu sehen war Hegel noch unmöglich, gewiß, auch ihm ist sie ein Drama, aber weder um seiner selbst willen noch mit einem uns unbekannten Sinne. Allerdings finden wir in den Einzeldarstellungen der Kulturen bei Hegel eine Feinfühligkeit, die uns noch heute nicht nur stärkste Bewunderung, sondern auch reichste Anregung vermitteln muß, aber die Gesamtdarstellung gibt uns ein Bild, das wir heute bereits „überstiegen“ haben.

Männer wie Goethe und Nietzsche etwa, können im Rahmen dieses Aufsatzes nicht weiter berücksichtigt werden, obwohl sie es verdienten, aber sie geben uns lediglich Ausblicke — anregend und tief wahrlich, so daß es sich verlohnte, sie ebenfalls einmal unter dem oben aufgezeigten Aspekt zu betrachten, aber wir wollen heute nur jene betrachten, die uns einen Überblick geben.

Den endgültigen, weil uns allein noch möglichen Schritt zu der Frage der Weltgeschichtsbetrachtung tat Oswald Spengler. Er gewann die Höhe, von der aus die Rückschau mit innerer Überlegenheit und Teilnahmslosigkeit möglich ist. Er stand an der Schwelle zu den letzten Jahrhunderten der abendländischen Kultur und besaß nicht nur den Mut, sie zu überschreiten, sondern mit seherischer Sicherheit auch den richtigen Weg einzuschlagen, um die Grundvoraussetzungen zur Lösung der uns noch gestellten Aufgaben in Angriff zu nehmen und damit zugleich gewisse Einzelaufgaben zu formulieren. Daß das heute nur von wenigen erkannt wurde, war sein Schicksal, das er mit Großen der Geschichte teilt. In dreißig bis fünfzig Jahren wird man verstehen, was er sagte und wollte. Worin liegt aber nun die ungeheure Weite und Tiefe, die uns Spenglers Geschichtsschau gegeben hat, und die es uns ermöglicht, die gesamte Geschichte der Menschen in einer Art und Weise zu sehen, die wohl das Letzte ist, was uns sterblichen Menschen möglich ist?

Spengler sieht „die Geschichte des Menschen im ganzen“ als Tragödie, als ein Schicksalsdrama von so ungeheuren und furchtbaren Ausmaßen, daß alles, was Menschen je als Tragödie gedichtet haben, dagegen weit zurückbleibt. „Das ist der Gedanke“, wie Karl Heim sagt, „daß es neben dem kausalmechanischen, mathematisch-physikalischen Weltbilde noch einen anderen Weltaspekt gibt, der noch einen höheren Wahrheitsgehalt hat als der kausalmechanische, nämlich den schicksalhaften Ureindruck der Wirklichkeit, wie ihn das Kind, der Dichter und der Gläubige hat ...“ Wir können nicht wissen, welcher Sinn in dem Geschehen liegt, und wir ahnen es auch nicht, wenn es auch stets in der Jugend der Kulturen Menschen geben wird, die darüber sinnen und Deutungen aller Art versuchen. Aber

das ist an und für sich belanglos. Im Laufe der Erde, wie im Laufe der Geschichte der Menschen liegt, wie im Laufe aller Organismen, eine tiefe Bedeutung, nämlich die Bedeutung dessen, was „mit ihrer Zeugung gesetzt war". In Epochen schreitet das Leben dahin, nicht in einer stetigen Entwicklung. Den Begriff der Entwicklung lehnt Spengler schärfstens ab. Die Lebensläufe der einzelnen Kulturen zu vergleichen und „ihre zufälligen und regellosen Beziehungen auf ihren Sinn zu prüfen", ist die doppelte Aufgabe des historischen Denkens. Weltgeschichte läßt sich in keine menschlichen Theorien, welcher Art sie auch seien, bannen, wie die Weltverbesserer und „Schicksalsbeherrscher" aller Zeiten meinen. Das heißt Geschichte zu Phrasen verflachen.

Die Geschichte der Menschen an und für sich ist der gewaltige Kampf der Menschen gegen die Natur. Dieser Kampf nimmt in den sogenannten hohen Kulturen, wie wir sie seit dem Jahre 3000 v. Chr. entstehen und vergehen sehen, vernichtende Ausmaße an. Der Mensch will die Natur überwinden, sich zu ihrem Herrscher und damit Gott gleichmachen. Aber „die Schöpfung erhebt sich gegen den Schöpfer". Der Mensch wird zum Sklaven der Mittel, mit denen er die Natur zu vergewaltigen suchte, sie wenden sich gegen ihn. Es sei mir gestattet, hier die Frage aufzuwerfen, ob das nicht die „Sünde", die „Erbsünde" im christlichen Sinne ist. Spengler selbst wirft diese Frage nicht auf, denn „es gibt keine Brücke ... zwischen dem Gang der Geschichte und dem Bestehen einer göttlichen Weltordnung ... dieser Zwiespalt läßt sich nicht überwinden". Damit trennt Spengler scharf ab, bis wohin menschliche Einsicht gelangen kann, denn Religion ist „erlebte Metaphysik, das Undenkbare als Gewißheit, das Übernatürliche als Ereignis, das Leben in einer nicht wirklichen, aber wahren Welt". Menschliche Geschichtsbetrachtung hat sich hier zu bescheiden, sie darf nur bis an den Rand der Wirklichkeit gehen. Aber dem menschlichen Glauben, wie er sich in seiner höchsten Form im Christentum offenbart, ist es freilich gestattet, zur Deutung weiterzuschreiten, wohl wissend, daß er damit die historische Betrachtung verläßt, die es nur mit Tatsachen zu tun hat, und in das Reich der ewigen Wahrheiten eingeht. Es ist bisher wenig beachtet, daß Spengler — meiner Ansicht nach in dieser Richtung — sich dazu geäußert hat, wenn er sagt: „Nach meiner Überzeugung wird die Bibel im Laufe dieses Jahrhunderts für weite Kreise wieder das Buch werden, wie sie es vor dem 18. Jahrhundert gewesen ist, und zwar werden, wenn eine Vermutung erlaubt ist, die Propheten und Synoptiker, für die Deutschen wenigstens, im Mittelpunkte einer vertieften Lebensdeutung stehen, die man nach Erschöpfung der Philosophie in irrationalen religiösen Schriften suchen und finden wird." Es gibt kein Ausweichen irgendwelcher Art diesem unerbittlichen, dem Abgrunde entgegenrasenden Laufe der Weltgeschichte. „Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit. Auf verlorenem Posten ausharren ohne Hoffnung, ohne Rettung ist Pflicht. Das ist Größe, das heißt Rasse haben." Wenn Spengler dann einmal fordert, daß Religion unserer Jugend ehrlich, ernst und stark gelehrt werden müsse, und daß die Bildungsstätten von schlichter Frömmigkeit durchdrungen sein müßten, und wir nehmen diese Forderung mit dem über die Heilige Schrift Gesagten zusammen, dann darf

wohl gesagt werden, daß von diesem unausweichlichen Ende, das der Historiker zeichnen muß, sich der Blick zu dem Erlösungsgedanken, wie er sich im Christentum offenbart, wenden kann — ja wenden soll. Ich wage zu behaupten, daß der Protestant Spengler, was der Historiker nicht durfte, den Blick in diese Richtung weisen wollte.

Wir haben damit die Grundlagen und den Inhalt dieser Geschichtsbetrachtung kennengelernt. Wie ist diese Betrachtung nun aber möglich? Spengler verzichtet bewußt auf sogenannte Maßstäbe in der Geschichtswissenschaft, die eine solche Schau bisher unmöglich machten. Es wird von ihm verzichtet auf einen festen Standpunkt des Beobachters mit der alleinigen Einschränkung, daß die Betrachtung insofern subjektiv gefärbt ist, als sie von der historischen Zeitlage, in der sich der Beobachter befindet, abhängig ist. Was das heißt, haben wir bereits einleitend darzulegen versucht. Es wird von ihm ferner verzichtet auf jegliches Prinzip, das der Weltgeschichte gleichsam übergeworfen wird, etwa der Ursächlichkeit usf. Diesem allem setzt Spengler den Gesichtspunkt der Relativität entgegen: es gibt in der Menschengeschichte nichts Ewiges, nichts Unbedingtes, Wahres, Richtiges, wissenschaftliche Erkenntnisse sind ebenso wie die Kunst abhängig und nur bedingungsweise geltend. Mit nachtwandlerischer Sicherheit läßt er nur zwei Urmaßstäbe bestehen: den Begriff der Zeit, wobei die historische Zeit gemeint ist, die das Wesensmerkmal des Lebendigen und des Nichtumkehrbaren und damit des Schicksals trägt — auf dieser Zeitstrecke erscheinen die Kulturen, die Lebewesen, Organismen im höchsten Sinne des Wortes sind, und durchlaufen in bestimmten „tempi" und in bestimmten Rhythmen die Stadien der Kindheit, Jugend usw. Fest liegen ferner als Größenmaßstäbe die Stärke und Reichhaltigkeit der zu verwirklichenden Seelenmöglichkeiten, entsprechend der verschiedenen Intensität dieser Urphänomene. Es gibt einen höchst bedeutsamen, äußerst scharfsinnigen Aufsatz von Karl Heim, einer der besten Denker und protestantischen Theologen, die wir heute haben, der in Verfolg der Einsteinschen Relativitätstheorie auf die Möglichkeit auch der Aufgabe dieser beiden Maßstäbe hinweist, d. h., wie er sagt, den Schritt von Newton zu Einstein tun. Ich selbst habe vor einigen Jahren darzulegen versucht, wohin eine solche Aufgabe führt — nämlich zu völliger Auflösung der Geschichtswissenschaft in Mythengebilde.

Mit Hilfe dieser Urmaßstäbe, wie sie Spengler versteht, ist es nunmehr möglich, die Lebensläufe der einzelnen Kulturen auf ihre Gleichzeitigkeiten und Gleichwertigkeiten hin zu vergleichen, nach Art der „vergleichenden Morphologie der Pflanzen und Tiere", denn „Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen", schreibt Goethe aus Italien an Herder; Spengler zitiert diesen Brief, weil eben diese Methode ihm Goethe gab, wie er selbst bekennt. Aber es ist nicht nur möglich, die einzelnen Kulturen damit zu erforschen, sondern „die Geschichte des Menschen im ganzen", wie Spengler in seiner Schrift „Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens" zeigt. Diese scharf umkämpfte Schrift stellt meiner Ansicht nach den einzigartigen und großartigsten Versuch, die ganze Weltgeschichte von dem Auftreten des Menschen bis zur Gegenwart mit einem Blick zu überschauen, dar, der uns je geschenkt worden

ist. In diesem kleinen Werke offenbart sich die Größe Spenglers, die Vielheit und Reichhaltigkeit alles irdischen Geschehens als Einheit zu sehen, hervorgerufen und ausgedrückt in der ewigen Beharrlichkeit der Urphänomene. Damit dringt Spengler über den Skeptizismus und Relativismus hinaus zu der beharrenden, absoluten Größe in allem Wandel und allem Sterben zur Metaphysik empor. Spengler spricht nicht von Gott, sondern vom Schicksal, das „die eigentliche Daseinsart des Urphänomens" ist, aber mit diesem Schicksalsgedanken hat er uns in der Wissenschaft wieder zu den größten der deutschen Geistesgeschichte, zu Leibniz und Goethe, geführt, und wenn ich an das von mir zitierte Wort Spenglers über die Bibel erinnern darf, so möchte ich als dritten Martin Luther nennen. Spengler hat die Tiefe und Reinheit seines Schicksalsbegriffes nicht allein aus seinem neuen Zeitbegriff gewonnen, sondern eben zugleich aus dem lebendigen, seelischen Aspekte des Werdens.

Von diesem Gipfel ist es nunmehr möglich, das Gesamtgepräge des menschlichen Denkens, wie es sich verschiedenst ausdrückt, umfassend darzustellen und die Formvollendung – statt Entwicklung – der Erscheinungen und Ereignisse menschlichen Werdens zu sehen und wiederzugeben. Dieser Punkt mußte erreicht werden, um die Kultur und die Natur, die „eine Funktion der jeweiligen Kultur ist", zu einer wunderbaren Einheit zu verbinden.

Diese Stellung zu dem Problem der Weltgeschichtsschreibung ermöglicht es nunmehr, in einer ganz neuen Weise die Fragen: Rasse, Volk, Sprache, Kunst, Wissenschaft, Staat, Wirtschaft Geschichte der Landschaft zu sehen und erst wirklich in ihrer Tiefe auszuschöpfen. Freilich, wir sind noch um einiges davon entfernt. Spengler wußte das. Er sagt selbst darüber: „Das beinahe allgemeine Mißverständnis, dem meine Bücher ausgesetzt sind, ist zum Teil die notwendige Begleiterscheinung einer jeden Denkweise, die nicht nur mit ihren Ergebnissen, sondern schon mit ihrer Methode und vorher noch mit ihrem neuen Blick auf die Dinge, aus dem die Methode sich erst entwickelt, in die geistige Verfassung irgendeiner Gegenwart eingreift. Die Mißverständnisse werden sich häufen, wenn ein solches Buch durch die Verkettung von Zufälligkeiten Mode wird und infolgedessen Menschen, deren Denken erst nach Jahren und durch vermittelnde Literatur hinreichend darauf vorbereitet sein kann, sich plötzlich einer Lehre gegenübersehen, von der ihnen einstweilen nur die verneinende Seite zugänglich ist." Mir selbst schrieb Spengler einmal, „was ich geschrieben habe, muß seine Wirkung langsam tun. Es ist nur für Wenige geschrieben und wird nur bei Wenigen fruchtbar sein". Auf den albernen Vorwurf, Spengler sei Pessimist, darf ich mich in diesem Kreise wohl überheben, einzugehen.

In diesen Tagen jährt sich der Todestag Spenglers. Nur wenige ahnten, wer von uns ging, und nur ein kleiner Kreis war von dem Schmerze bewegt, der Menschen ergreift, wenn ein Großer, ein „Einziger" aus dieser Welt scheidet. Spengler hat uns in seinen Arbeiten ein Werk geschenkt, wie es nicht jedem Jahrhundert beschieden ist. Vielleicht war er der letzte Denker der abendländischen Kultur. Mögen ihn „die Vielen" ablehnen – die Geistigen in den abendländischen Völkern werden seiner in Dankbarkeit und Ehrfurcht gedenken!

ADOLF REICHWEIN

Umschwünge der Wirtschaft

Wenn wir das Gefüge der Wirtschaft, den Aufbau ihrer Schichten, deren Bezogenheit aufeinander zu einer Form, mit dem Gefüge der Schichten draußen in der Natur vergleichen, die die Form unserer Landschaft bilden, so können wir, um im Bilde zu bleiben, auch die inneren Veränderungen dieses wirtschaftlichen Gefüges, die Verschiebung seiner Inhalte und damit auch die Veränderung seiner Form, mit jenen Verwerfungen vergleichen, die zuzeiten die innere Struktur und äußere Form unserer Erde bedeutsam verändert haben.

Wir erleben heute — allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen! — eine ähnliche innere Auseinandersetzung wie vor 30 Jahren. Damals, zur Jahrhundertwende, wie heute handelte und handelt es sich um einen großen Umschlagprozeß und um die dazugehörige Fragestellung: Agrarstaat oder Industriestaat? Damals warnte Adolph Wagner die einseitigen Industrie- und Exportgläubigen. Aber was war eine Stimme gegen den großen Schwung einer scheinbar unaufhaltsamen Entwicklung*! Heute wissen wir aus Erfahrung, daß Wagner recht hatte. Nach 30 Jahren schon! Heute erleben wir den entgegengesetzten Umschlag von einer überschätzten industriell betonten Exportwirtschaft zur staatlich gedachten, stärker agrarisch betonten Naturalwirtschaft; selbst die Industrie — auf allen ihren Feldern durch die Rohstoffnot mit Ersatzstoffproblemen beschäftigt — wird in gewissem Sinne „agrarisch" ausgerichtet, indem sie aus engster Berührung mit den land- und forstwirtschaftlichen Rohstoffproblemen an einer künstlichen Verbreiterung unserer natürlichen Rohstoffbasis arbeitet (Kunstfaser, Aluminium u. a.).

Was hat sich denn Entscheidendes im Verhältnis Deutschlands zur übrigen Welt gewandelt, daß eine solche völlige Umkehr des inneren Wachstums, eine so radikale Verschiebung auf der Tafel der wirtschaftlichen Werte und Wertsetzungen offenbar zwingend wurde?

Als Caprivi jenes Wort äußerte, hatte das Schicksal eigentlich schon gesprochen: Deutschland hatte bereits seinen Weg in die Welt angetreten. Es war spät zum Zuge gekommen. Die Verspätung erzeugte eine fieberhafte Nervosität, um jeden Preis „aufzuholen". Die „industrielle Revolution" hatte 1830, rund ein halbes Jahrhundert später als in England, den inneren Umschwung der Technik vollzogen, die Einigung zum Reich schuf ihr 1870 erst den Boden, auf dem sie sich voll entfalten konnte. Der Trieb, jene 50 Jahre Verlust durch forciertes Tempo wieder aufzuholen, gab dem industriellen Vorrücken Deutschlands das Bild eines Eilmarsches. Man flog weit über die ersten Etappenziele hinaus. Es gab kaum

* Nachdem Bismarck noch einmal mit seiner Schutzzollpolitik sich dem Strom der Zeit entgegengeworfen hatte, sprach sein Nachfolger Caprivi das neue Stichwort des Kaiserreichs, mit dem sich zwei Kaiser und zwei Kanzler schieden: „Deutschland muß Industriestaat werden, denn die deutsche Scholle kann die wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren."

Überlegungen im Sinne einer Ordnung dieser inneren Expansionen. Bedenken wurden übertönt. Daß es auch in der Wirtschaft Wachstumsgesetze gibt, daß Wucherungen gefährlich sind, daß nicht Willkür, sondern planvolles Wollen auch in der Wirtschaft herrschen sollten – Gedanken dieser Art waren dem Bewußtsein jener Epoche fremd, die Wirkungen machten sich im Kriege verhängnisvoll geltend; der Industrieapparat war zu höchster Leistungsfähigkeit gesteigert, aber die Landwirtschaft war wirklich nicht mehr imstande, das Volk zu ernähren – Caprivi hatte also recht behalten – nicht weil es so sein mußte, sondern weil man es dahin hatte treiben lassen.

Äußerlich ergab sich 1913 ein imposantes Bild. Die Ausfuhr war seit 1890 von 3,3 auf 10 Milliarden gestiegen, aber die Einfuhr auch von 4,1 auf 10,8 Milliarden! Wir führten 1913 wertmäßig fast soviel an Lebensmitteln ein, wie unserer Gesamteinfuhr 1890 entsprach (3,1 Milliarden bzw. 4,1 Milliarden). Die deutsche Bevölkerung wuchs im gleichen Zeitraum von 50 auf 67 Millionen, die Pro-Kopf-Einfuhr von Lebensmitteln ist in dieser Zeit innerer Umschichtung trotz der Verbesserung der eigenen landwirtschaftlichen Durchschnittserträge gestiegen. Die Lebensmitteleinfuhr erreichte sogar erst nach dem Kriege mit 4 Milliarden im letzten Jahre der aufsteigenden Konjunktur, 1929, ihren Höhepunkt.

Aber diese mengenmäßig und potentiell zunehmende Abhängigkeit von fremden Ernährungszuschüssen ist noch nicht einmal das wichtigste Merkmal in der Entwicklung der letzten 40 Jahre. Wenn man Deutschlands Verflechtung in die Welt richtig sehen und beurteilen will, ist noch bedeutsamer die Feststellung, daß selbst in dem hochkapitalistischen Deutschland die Produktivgüter-Einfuhr unvergleichlich schneller stieg als die Einfuhr der Verbrauchsgüter. In der Epoche 1880–1913, während die Bevölkerung um 50 v. H. wuchs, nahm die Verbrauchsgüter-Einfuhr nur um 70 v. H. zu, d. h. der gesteigerte Eigenbedarf wurde im wesentlichen von der Binnenproduktion gedeckt, während die Produktivgüter-Einfuhr um 400 v. H. stieg; das bedeutet, daß trotz ausgesprochener Konzentration unserer Industrie auf die Herstellung von Produktivgütern sich ein starker und immer wachsender Einfuhrbedarf an zusätzlichen Produktivgütern geltend machte. Dahinter steckt das spezifische Bedürfnis, gerade der hochgezüchteten Produktivgüterindustrie nach einem ergänzenden Qualitätsaustausch. Es ist also grundfalsch, anzunehmen, daß eine Hochzüchtung der Industrie zugleich eine wachsende Unabhängigkeit von der Fertigeinfuhr bedeuten müsse; im Gegenteil die Abhängigkeit bleibt, nur die Abhängigkeiten im einzelnen verschieben sich strukturell. Selbst der gewagteste Salto mortale unserer Wunschgedanken kann uns über diese Gegebenheiten und die aus ihnen stammende Sorge nicht hinwegsetzen. Daß wir in jener Umbruchszeit 1880–1913 trotz gelegentlicher Warnungen so entschlossen auf die kapitalistisch entfaltete, expansionssüchtige Industrie umsattelten, machte uns nicht nur abhängig von den Weltmärkten, auf denen wir verkauften, und etwa von den Märkten, auf denen wir unsere zusätzliche Ernährung und unsere Rohstoffe kauften, sondern ebenso von jenen Märkten, die uns die zusätzliche Qualitätseinfuhr spezieller Fertigwaren für den Industrieapparat

lieferten. Gerade daß wir uns, zum klassischen Unterschied von England, stärker als allem andern dem Aufbau bestimmter Produktivgüterindustrien zuwandten, ist mit Schuld daran, daß wir bestimmter Produktivgüter, die im Zusammenhang mit bestimmten Verbrauchsgütern gezüchtet werden, bedürftig waren und sind; entscheidend ist ja nicht immer die Menge, sondern oft vielmehr die Dringlichkeit des Bedarfs.

Als der Krieg ausbrach, war das neue wirtschaftliche Bild Deutschlands fertig: der Landwirtschaft an sich ging es gut, weil sie über einen wachsenden Binnenmarkt verfügte. Aber an Bedeutung war die Landwirtschaft stark hinter der Industrie zurückgetreten, im ganzen hatte das Schiff eine schwere Schlagseite nach dem industriellen Steuerbord bekommen. Die öffentliche Meinung war industriell orientiert. Man sprach berauscht von der industriellen Expansion. Der Krieg nahm endgültig den Wind weg, vor dem das Schiff, scheinbar glückhaft, 20 Jahre mit geradem Kurs in die Welt gesegelt war. Der Krieg bedeutete wirtschaftlich jenen ruckhaften Einsatz zur Industrialisierung der bis dahin kolonialen oder halbkapitalistischen Länder, deren erste Auswirkungen wir jetzt zu spüren bekommen. Diese Industrialisierung folgte aber keineswegs der liberalen Standortstheorie von einer fortschreitenden Angleichung der Standorte an optimale Rentabilität, sondern führte oft gerade entgegengesetzt zu einer willkürlich formierten geistlosen Angleichung der Industriestruktur halbkapitalistischer und selbst neukapitalistischer Länder an die der hochkapitalistischen; zielte also nicht, wie es der liberalen Theorie entsprochen hätte, auf eine fortschreitende Differenzierung und Spezialisierung einer sich zur gegliederten Ganzheit entwickelnden Weltwirtschaft, sondern, zum Verhängnis der hochgezüchteten Industriestrukturen, der deutschen und englischen also, auf eine klare Dezentralisierung der Industriewirtschaft rund um den Planeten. Ein neuer Umriß wurde deutlich sichtbar: nach einem triebhaften Vorstoß auf die arbeitsgeteilte Weltwirtschaft, in der sich um wenige industrielle Kerne das Band der Rohstoffländer lagerte, zeichneten sich nun die Bilder von fünf Großräumen ab – Amerika, Ostasien, Britisches Reich, Rußland, Europa – die zwar einen minderen Grad von Integration, aber für unsere Epoche einen höheren Grad geistiger und wirtschaftlicher Tragfähigkeit enthalten. Mit der Einschränkung, daß solche Begriffe, die Idealtypen formulieren, nie runde Wirklichkeit werden, daß vielmehr in der Wirklichkeit alle diese Begriffe irgendwie noch enthalten sind, läßt sich sagen: der Weg ging von der Volkswirtschaft des Jahres 1880 über die „Weltwirtschaft" des Jahres 1913 zur Großraumwirtschaft, die sich vor unsern Augen bildet.

Nächst England war und ist Deutschland am empfindlichsten in das schmerzhaft sich umbildende Tauschsystem der Vorkriegsepoche verstrickt; ja die Verstrickung hat erst nach dem Kriege ihren höchst verhängnisvollen Grad erreicht. Denn n e u zu den a l t e n Tendenzen kam die Schuld von Versailles, der aufgezwungene Exportwahn für die hinter uns liegenden wirtschaftlichen Fieberjahre und die dadurch herbeigeführte weitere Ausdehnung unserer Industriestruktur.

Unsere Industriegüterausfuhr (Fertigwaren) betrug 1913 6,7 Milliarden, 1929 (letztes Jahr guter Konjunktur vor der großen Krise) etwa 9,8 Milliarden.

Selbst wenn man die Geldentwertung in dieser Spanne in Betracht zieht, bleibt trotz äußerst verschärfter Konkurrenz, trotz des Ausfalls gewisser Vorkriegsmärkte ein Wachstum des Ausfuhrstroms der Fertigwaren von 6,7 Milliarden im Jahre 1925 (vgl. 1913!) auf 9,8 Milliarden im Jahre 1929! Dementsprechend, wenn auch nicht in gleich starkem Grade, stieg natürlich auch der Bedarf an auswärtigen Rohstoffen, so daß unsere Einfuhr 1929 mit 13,4 Milliarden bezahlt werden mußte gegenüber 10,8 Milliarden im Jahre 1913. Immerhin darf angesichts dieser Zahlen nicht vergessen werden, daß der deutsche Anteil am gesamten Welthandel in der gleichen Zeit von einem reichlichen Achtel auf ein knappes Zehntel zurückging.

Hand in Hand mit diesem verspäteten, zweiten, fast verzweifelten Vorstoß auf den Weltmarkt — den man mit der trügerischen Hoffnung begründete, daß die Kriegsstörungen nur vorübergehender Natur seien — ging eine innere Rationalisierung unseres Produktionsapparats, die teuer bezahlt werden mußte, zu einem erheblichen Teil mit kostspieligem ausländischem Kapital finanziert wurde, gleichzeitig die Arbeitslosigkeit verschärfte und entsprechend die innere Kaufkraft lähmte. Diese Binnenlähmung zwang die Wirtschaft abermals hinaus auf die stürmische See der Außenmärkte. Es bildete sich also ein doppelter circulus vitiosus, der schließlich, als die sogenannte Weltkrise 1929 hinzukam, die bekannten verhängnisvollen Folgen zeitigte.

An sich hatte dieser technische Aufschwung der ersten Nachkriegsepoche, und sei es nur als geistige Leistung, seine Größe; aber wir schossen zum zweitenmal übers Ziel*. Und wir taten es in einem Augenblick, der — hätte es nicht den Versailler

* Daten:

Elektrizitätswirtschaft:

1913	1293 Mill. kW
1924	4503 Mill. kW
1926	5660 Mill. kW

Kohleveredelung: Verkokung, typische Ofengruppe:

	1914	1930
Zahl der Arbeiter . .	30—40	5
Produktion	700—800 t	1700—1800 t

(Anschluß: Chemische Industrie, Gasfernversorgung)

Maschinen im Kohlenbergbau des Ruhrgebietes:

	1913	1927
Abbauhämmer	17	638
Säulenschrämmaschinen . . .	294	773
Bohrhämmer	12307	39779
Drehbohrmaschinen	40	2173
Schüttelrutschenmotoren . . .	2200	8612

Kohlenproduktion mechanisiert 1913: 2 v. H.; 1927: 87 v. H.

Roheisenerzeugung:

Hochöfen (Durchschnittsbeschickung):		Thomasbirnen:	
1913	1242 t	1913	20—25 t
1928	3209 t	1930	40—45 t

Markusöfen:

1913	20—30 t
1930	100—120 t

Vertrag gegeben — unvergleichlich mehr zur Mäßigung mahnte als die Vorkriegsepoche, der im Gegenteil, mit all seinen Mahnzeichen des Umschwungs, zur bewußten Umschaltung auf die Binnenwirtschaft, zur Umleitung der Investitionen von der Produktiv- in die Verbrauchsgüterindustrien hätte zwingen sollen.

In Deutschland verlagerte sich in der Gesamtfertigwarenausfuhr das Schwergewicht von der Verbrauchs- auf die Produktivgüterseite kurz vor dem Kriege: 1912. In den Vereinigten Staaten, mit ihrem stärkeren Binnenmarkt für Verbrauchsgüter, war dieser Umschlag schon früh, 1896 erfolgt. Und in England schließlich verlief die Entwicklung gerade umgekehrt! Im Verhältnis sowohl wie in der absoluten Menge ist die englische Verbrauchsgüterausfuhr bis 1928 stärker gewachsen als die der Produktivgüter*. Die Folge dieser verschiedenartigen Umschichtungen war, daß England die Krise zunächst schärfer zu spüren bekam, während Deutschland etwas später zwar, aber auf seine Weise noch härter betroffen wurde; auch ohne den Boykott betroffen wäre.

Es gäbe jedoch ein falsches Bild, wenn man aus diesen Daten schlösse, daß die Gesamtbeteiligung am Außenhandel und damit die Abhängigkeit von ihm pro Kopf der Bevölkerung bei den hochkapitalistischen Ländern schlechthin größer sei als bei den „jungen" neukapitalistischen; für Deutschland also größer als etwa für die britischen Dominions oder Lateinamerika. 1928 betrug die Pro-Kopf-Quote am Außenhandel in Gesamteuropa 389 RM, in Kanada aber sogar 1098 RM. Gerade die vorwiegend noch rohstoffproduzierenden britischen Dominions werden empfindlicher als selbst die gemischten Agrar-Industrie-Gebilde, wie etwa Deutschland, von der Krise der neuen Raumgestaltung betroffen. Diese Tatsache ist mit Recht und Nachdruck während der letzten Monate von unserer Wirtschaftspropaganda herausgestellt und der Welt angesichts der antideutschen Boykottmaßnahmen als Warnung vorgehalten worden (australische Wolle, kanadischer Weizen!).

Seit 1933 erleben wir nun einen neuen Umschwung in eine steigende Kurve. Heute sind wir bedacht, sowohl die Abhängigkeit von der fremden Rohstoffzufuhr wie auch von den Märkten für unsere Ausfuhr bis zu dem Grade abzubauen, der die Scheidemarke ist zwischen einer emsig pulsierenden Wirtschaft und einer in ihren Lebensströmen gelähmten. Neue Motive sind hinzugekommen: wehrwirtschaftliche Überlegungen nehmen entscheidenden Anteil an dem binnenwirtschaftlichen Umbau, der sich gegenwärtig im Raum der großen Mächte vollzieht. Strategie der Rohstoffe, Strategie der Wirtschaft überhaupt, sind Begriffe, in denen sich etwas von dem planwirtschaftlichen Gedankengut unserer Zeit sammelt.

Dieser jüngste Umschwung ist noch in vollem Zuge. Er läßt sich darum noch nicht als Ganzheit skizzieren; ja es ist kaum möglich, mit einigem Anspruch auf Sicherheit auch nur seine etwaigen Entwicklungslinien mit Begriffen zu umreißen. Dafür sind die Dinge, soweit es sich um die Konkretisierungen im einzel-

* Dank dieser breiten Streuung seiner Industrieproduktion ist England in besonders hohem Maße an dem stark differenzierten europäischen Markt beteiligt; übrigens in den Hundertsätzen der Ein- und Ausfuhr (1929) ungefähr gleich der Beteiligung seines östlichen Gegenspielers und Parallelfalls Japan an dem kontinentalen chinesischen Markt (rund je 35 v. H.).

nen handelt, zu sehr im Fluß. Eines kann aber als ziemlich sicher gelten, daß es sich um Synthese der eingangs erwähnten Großraumwirtschaft und der in den letzten Jahren verschärft hinzugekommenen wehrwirtschaftlichen Bedürfnisse und Belange handeln wird. Die Ausschaltung des freien „weltwirtschaftlichen" Verkehrs ist zweifellos von länger anhaltender Dauer, ja dieser freie Verkehr spielt heute nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch aus machtpolitischen – vor allem wehrstrategischen – Gründen kaum noch eine gedankliche Rolle. Hingegen sind Bestrebungen im Gange, die erwähnten, auf den gewordenen wirtschaftlichen Strukturen begründeten Großräume aus jenen politischen Ursachen zu erweitern (Mitteleuropa – Donauraum!), zu ergänzen und sogar mit anderen Großräumen zu noch größeren wehrstrategisch geschlossenen und „unangreifbaren" Gebilden wirtschaftlich zu koppeln. Der während den letzten Jahren mit neuem Sinn geladene Begriff von der „Achse" (z. B. Achse Moskau – Paris) deutet in diese Richtung. Große Querverbindungen werden angestrebt, möglichst Flankenkombinationen gegen den angenommenen oder vermuteten politischen Gegner. Das machtpolitische Bedürfnis, der machtpolitische Zwang greift in rasch steigendem Maße als neues Integrationselement in die „natürlichen" wirtschaftlichen Großraumbildungen ein; ja dieses Bedürfnis ist, wie im europäischen Fall, auch imstande, eine „natürliche" Großraumbildung zu hemmen, vielleicht zu hindern. Die einzigen Großformen, die sich heute aus dem Gewoge tausendfältiger Umschichtungsprozesse, wie Kontinente aus einem Meer, bereits klar erheben, sind – wir unterstreichen noch einmal: nur im wirtschaftlichen Sinne gemeint – Amerika und Sowjetrußland; wobei Sowjetrußland, seit seinem Bestehen räumlich aus einem Guß, keiner besonderen politischen Integration bedurfte, während Amerika den ersten und klassischen Fall einer wirtschaftlichen Großraumbildung aus den verschiedensten historischen, rassischen, politischen Elementen darstellt. An dem amerikanischen Beispiel ist von besonderem Interesse, daß es sich tatsächlich vorwiegend in einer wirtschaftlichen Atmosphäre entwickelt; ja, daß dort gerade, zum erstenmal in der Geschichte moderner Wirtschaftsumschwünge, die machtpolitischen Züge – wenigstens nach innen! – hinter den neuen scharfen Zügen wirtschaftlicher Notwendigkeiten und Willensbildungen in den Hintergrund treten. Die jüngste Konferenz von Buenos Aires (Herbst 1936) ist zum Kristallisationspunkt dieser Entwicklung geworden. Vielleicht gehört es zu ihren interessantesten Ergebnissen, daß sie nicht nur die amerikanischen Staaten – durch den politischen Neutralitäts- und Friedenspakt und die wirtschaftlichen Übereinkünfte – enger zu einem klar umrissenen und abgegrenzten Großraum zusammenschloß, sondern daß sie andererseits, durch die Wortführung vor allem Argentiniens, Chiles, Perus und Uruguays, deutlich erkennen ließ, man wolle keine „amerikanische Autarkie", sondern wolle im Gegenteil vorhandene Fäden in der Hand behalten und neue zu anderen Großräumen hinüberspinnen. Die neuesten Kontakte zwischen Amerika und London – als ein Raumzentrum gedacht – die Weltzuckerkonferenz z. B., auf der anderen Seite aber auch die in den letzten Jahren verstärkte wirtschaftliche Beziehung zwischen Nordamerika und Rußland, sind als Anzeichen dafür zu werten, daß auch außer den wehrpolitisch bestimmten

Querverbindungen neuartige Verbindungsformen zwischen den Großräumen entstehen, die nicht ohne weiteres mit „weltwirtschaftlichen" verwechselt werden dürfen. Es ergäbe sich also, durch diese angelsächsische, in Washington und London konzentrierte Initiative unterstrichen, ein Zustand, den man im Querschnitt heute etwa so bezeichnen könnte: 1. Fortschreitende Großraumbildung nach dem seit dem Kriege sichtbaren Kanon: Europa, Amerika, Ostasien, Rußland — und als zwiespältiges Gebilde Britisches Reich. 2. Rückschläge bzw. Korrekturen gegenüber dieser Entwicklung aus machtpolitischen Gründen, die sich in wehrpolitischen Formen äußern (Konfliktsfelder: Ostasien, Europa). 3. Neue Großraum-Kontakte (Amerika — Britisches Reich; Amerika — Rußland), die auf ein neuartiges künftiges Zusammenspiel hindeuten, das man, mit der Einschränkung, daß es nicht „frei" oder „liberal" sein wird, wieder „weltwirtschaftlich" nennen könnte; unter der Voraussetzung straff geplanter Großraumwirtschaften und staatlich in irgendeiner Form kontrollierten Außenhandels. So etwa erscheint in skizzenhaftem Umriß das Gesamtbild, dem wir uns heute, mitten im jüngsten Umschwung, gegenüber befinden. Der geschichtlichen Stunde entsprechend tritt die zweite, die wehrpolitische Komponente, gegenüber der dritten, „weltwirtschaftlich" ordnenden — noch — stärker in den Vordergrund. Es ist gewiß kein Zufall, daß der wehrwirtschaftlich begründete Begriff „Strategie der Rohstoffe" gerade aus Amerika stammt — einem Raum also, der seiner an sich scheinbar heute am wenigsten bedürfte — oder doch jedenfalls durch das vom Bureau of International Research der Harvard-Universität geförderte Werk „The Strategy of Raw Materials" in eine breitere Öffentlichkeit gekommen ist.

Kungfutse

(um 551–479 v. Christi)

Der Meister sprach: „Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und erreicht das Gute.“

*

Als der Meister das königliche Heiligtum betrat, erkundigte er sich nach jeder einzelnen Verrichtung. Da sprach jemand: „Wer will behaupten, daß der Sohn des Mannes von Dsou die Religion kennt, da er sich beim Betreten des großen Tempels erst nach jeder einzelnen Verrichtung erkundigt?“ Der Meister hörte es und sprach: „Das eben ist Religion.“

*

Der Meister sprach: „Nicht das soll einen bekümmern, daß man kein Amt hat, sondern das muß einen bekümmern, daß man dafür tauglich werde. Nicht das soll einen bekümmern, daß man nicht bekannt ist, sondern danach muß man trachten, daß man würdig werde, bekannt zu werden.“

*

Es sprach jemand: „Yung ist sittlich, aber nicht redegewandt.“ Der Meister sprach: „Wozu braucht's Redegewandtheit? Wer den Leuten mit seiner Zungenfertigkeit entgegentritt, zieht sich stets nur Abneigung von den Menschen zu. Ob er sittlich ist, weiß ich nicht, aber wozu braucht's der Redegewandtheit?“

*

Der Meister sprach: „Vor dem spätergeborenen Geschlecht muß man heilige Scheu haben. Wenn einer aber vierzig, fünfzig Jahre alt geworden ist und man hat noch nichts von ihm gehört, dann freilich braucht man ihn nicht mehr mit Scheu zu betrachten.“

*

Der Meister sprach: „Worte ernsten Zuredens: wer wird denen nicht zustimmen? Aber worauf es ankommt, das ist Besserung des Lebens. Worte zarter Andeutung: wer wird die nicht freundlich anhören? Aber worauf es ankommt, das ist ihre Anwendung und Praxis. Freundliches Anhören ohne Anwendung, Zustimmung ohne Besserung: was kann ich damit anfangen?“

*

Dsï Gung fragte nach der rechten Art der Regierung. Der Meister sprach: „Für genügende Nahrung, für genügende Wehrmacht und für das Vertrauen des Volkes zu seinem Herrscher sorgen.“ Dsï Gung sprach: „Wenn man aber keine Wahl hätte, als etwas davon aufzugeben: auf welches von drei Dingen

könnte man am besten verzichten?" Der Meister sprach: „Auf die Wehrmacht." Dsï Gung sprach: „Wenn man aber keine Wahl hätte, als auch davon eines aufzugeben: auf welches der beiden Dinge könnte man am ehesten verzichten?" Der Meister sprach: „Auf die Nahrung. Von alters her müssen alle sterben, wenn aber das Volk keinen Glauben hat, so läßt sich keine Regierung aufrichten."

★

Fan Tschï bat um Belehrung über den Ackerbau. Der Meister sprach: „In diesem Stück bin ich nicht so bewandert wie ein alter Bauer." Darauf bat er um Belehrung über den Gartenbau. Der Meister sprach: „Darin bin ich nicht so bewandert wie ein alter Gärtner." Fan Tschï ging hinaus. Da sprach der Meister: „Ein beschränkter Mensch ist er doch, dieser Fan Tschï. Wenn die Oberen die Ordnung hochhalten, so wird das Volk nie wagen, unehrerbietig zu sein. Wenn die Oberen die Gerechtigkeit hochhalten, so wird das Volk nie wagen, widerspenstig zu sein. Wenn die Oberen die Wahrhaftigkeit hochhalten, so wird das Volk nie wagen, unaufrichtig zu sein. Wenn es aber so steht, so werden die Leute aus allen vier Himmelsrichtungen mit ihren Kindern auf dem Rücken herbeikommen. Was braucht man dazu die Lehre vom Ackerbau?"

★

Der Meister sprach: „Wer sich selbst regiert, was sollte der für Schwierigkeiten haben, bei der Regierung tätig zu sein? Wer sich selbst nicht regieren kann, was geht den das Regieren von andern an?"

★

Dsï Hia war Beamter von Gü Fu und fragte nach der rechten Art der Regierung. Der Meister sprach: „Man darf keine raschen Erfolge wünschen und darf nicht auf kleine Vorteile sehen. Wenn man rasche Erfolge wünscht, so erreicht man nichts Gründliches; wenn man auf kleine Vorteile aus ist, so bringt man kein großes Werk zustande."

★

Der Meister sprach: „Ein Volk ohne Erziehung in den Krieg führen, das heißt, es dem Untergang weihen."

★

Dsï Lu fragte, wie man dem Fürsten diene. Der Meister sprach: „Ihn nicht betrügen und ihm widerstehen."

★

Der Meister sprach: „Wer nicht das Amt dazu hat, der kümmere sich nicht um die Regierung."

★

Der Meister sprach: „Wenn die Oberen Kultur lieben, so ist das Volk leicht zu verwenden."

★

Dsï Dschang fragte nach den Bedingungen des Vorwärtskommens. Der Meister sprach: „Im Reden gewissenhaft und wahr sein, im Handeln zuverlässig und sorgfältig sein: ob man auch unter den Barbaren des Südens oder Nordens

weilt, damit wird man vorwärtskommen. Wenn man aber im Reden nicht gewissenhaft und wahr ist und im Handeln nicht zuverlässig und sorgfältig: ob man auch in der nächsten Nachbarschaft bleibt: kann man damit überhaupt vorwärtskommen? Wenn man steht, so sehe man diese Dinge wie das Zweigespann vor sich; wenn man im Wagen sitzt, so sehe man sie wie die Seitenwände neben sich. Auf diese Weise wird man vorwärtskommen." Dsï Dschang schrieb es sich auf seinen Gürtel.

*

Der Meister sprach: „Trifft man einen, mit dem zu reden es sich verlohnte, und redet nicht mit ihm, so hat man einen Menschen verloren. Trifft man einen, mit dem zu reden sich nicht verlohnt, und redet doch mit ihm, so hat man seine Worte verloren. Der Weise verliert weder einen Menschen noch seine Worte."

*

Der Meister sprach: „Herdenweise zusammensitzen den ganzen Tag, ohne daß die Rede die Pflicht berührt; es lieben, kleine Schlauheiten auszuführen: wahrlich, mit denen hat man es schwer."

*

Dsï Gung fragte und sprach: „Gibt es ein Wort, nach dem man das ganze Leben hindurch handeln kann?" Der Meister sprach: „Die Nächstenliebe. Was du selbst nicht wünschest, tu nicht an andern."

*

Der Meister sprach: „Wo alle hassen, da muß man prüfen; wo alle lieben, da muß man prüfen."

*

Der Meister sprach: „Die Menschen können die Wahrheit verherrlichen, nicht verherrlicht die Wahrheit die Menschen."

*

Der Meister sprach: „Einen Fehler machen und sich nicht bessern: das erst heißt fehlen."

*

Der Meister sprach: „Auf der Straße hören und auf dem Wege reden ist die Preisgabe des Geistes."

*

Der Meister sprach: „Was nützen alle Worte? Ich wollte, ich hätte es nicht nötig, soviel zu reden!" Der Jünger Dsï Gung äußerte besorgt: „Aber wenn der Meister nicht redet, wie können dann wir Schüler die Tradition fortführen?" Der Meister sprach: „Die Wahrheit zeigt sich wirksam durch feste und klare Lebensordnungen, die objektiv wirken, wie die ewigen Ordnungen des Himmels. Diese Ordnungen sind wirksam; die Jahreszeiten gehen ihren Gang, und alle Geschöpfe leben und gedeihen in diesen Ordnungen, ohne daß der Himmel zu reden brauchte. Ebenso muß das moralische Leben der Menschen durch solche automatisch wirkenden Ordnungen, wie sie die heiligen Herrscher des Altertums geschaffen, geregelt und erzeugt werden. Mit bloßen Worten ist da nichts getan."

*

Dsï Hia sprach: „Die Fehler der Gemeinen haben sicher eine Verzierung."

*

Dsï Dschang befragte den Meister Kung und sprach: „Wie muß man handeln, damit man imstande sei, gut zu regieren?" Der Meister sprach: „Achte die fünf schönen Eigenschaften hoch und beseitige die vier üblen, dann bist du imstande, gut zu regieren." Dsï Dschang fragte: „Welche Eigenschaften heißen die fünf schönen?" Der Meister sprach: „Der Herrscher ist gnädig, ohne Aufwand zu machen; er bemüht das Volk, ohne daß es murrt; er begehrt, ohne gierig zu sein; er ist erhaben, ohne hochmütig zu sein; er ist ehrfurchtgebietend, ohne heftig zu sein."

Dsï Dschang fragte: „Was heißt das, gnädig sein, ohne Aufwand zu machen?" Der Meister sprach: „Wenn man die natürlichen Quellen des Reichtums der Untertanen benützt, um sie zu bereichern: ist das denn nicht Gnade ohne Aufwand? Wenn man vorsichtig auswählt, womit man das Volk gerechterweise bemühen darf, und es dann entsprechend bemüht: wer wird da murren? Wenn man Sittlichkeit begehrt und Sittlichkeit erreicht, wie wäre das gierig? Wenn der Herrscher ohne Rücksicht, ob er es mit vielen oder wenigen, ohne Rücksicht, ob er es mit Großen oder Kleinen zu tun hat, nicht wagt, die Menschen geringschätzig zu behandeln: ist das denn nicht erhaben, ohne hochmütig zu sein? Wenn der Herrscher seine Kleidung und Kopfbedeckung ordnet, auf seine Mienen und Blicke achtet, daß er eine Hoheit zeigt, so daß die Menschen, die ihn sehen, sich scheuen: ist das denn nicht ehrfurchtgebietend, ohne heftig zu sein?" Dsï Dschang sprach: „Welche Eigenschaften heißen die vier üblen?" Der Meister sprach: „Ohne vorherige Belehrung zu töten: das heißt Grausamkeit; ohne vorherige Warnung die auferlegten Arbeiten fertig sehen zu wollen: das heißt Gewalttätigkeit; nachlässige Befehle erteilen und doch auf Einhaltung der Zeit bei der Ausführung dringen: das heißt Unrecht; und schließlich: wenn man Belohnungen an verdiente Leute gewährt, bei ihrer Verteilung zu geizen: das heißt Kleinlichkeit."

*

Der Meister sprach: „Einem Heer von drei Armeen kann man seinen Führer nehmen; dem geringsten Mann aus dem Volk kann man nicht seinen Willen nehmen."

Aus Kungfutse „Gespräche (Lunyü)". Jena, Eugen Diederichs.

Bruce Lockhart erzählt

R. H. Bruce Lockhart, der Verfasser der beiden in Deutschland schnell bekanntgewordenen Bücher „Als Diplomat, Bankmann und Journalist im Nachkriegseuropa" und „Vom Wirbel erfaßt", einer der helläugigsten und nahezu die ganze Welt kennenden britischen Diplomaten, ausgezeichnet durch einen echt schottischen Freimut, selbständiges Denken wie Zivilcourage, versteht in meisterhafter Form zu erzählen und dadurch die wichtigen politischen Erkenntnisse, die er zu vermitteln hat, durch eine Fülle von glänzend formulierten Anekdoten schmackhaft zu machen. Wir geben nachstehend einige Kostproben aus seinem neuen Buche „Wieder in Malaya", das wie die beiden früheren Bücher demnächst in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart erscheinen wird.

Eigentlich hätten meine alten Erinnerungen gleich in Genua ihren Anfang nehmen müssen, denn das war bei meiner Ausreise nach Osten vor siebenundzwanzig Jahren unser erster Anlegeplatz gewesen. Aber der blaue Himmel machte meine Erinnerungen zunichte. Ich war wie ein Schuljunge, der in Ferien nach Hause darf; in diesem Augenblick bedeutete mir die Sonne mehr als alle fromme Ergriffenheit. In Genua war Kolumbus geboren. Es gab sogar ein Kolumbushaus. Aber mich interessierte Kolumbus nicht: er war westwärts gesegelt!

Garibaldi war gleichfalls von Genua aufgebrochen, als er seine sizilianische Expedition antrat. Seine Rothemden erschienen vor meinem geistigen Auge, und mir fiel alsbald die Konferenz in Genua Anno 1922 ein. Hätte ich in Rußland meine Karten besser gespielt, so würde ich an dieser Konferenz in offizieller Eigenschaft teilgenommen haben. Ohne daß ich's wollte, trat mir immer wieder Tschitscherins lächerliche Gestalt vor Augen. Ach so: die Geschichte war ja auch in Genua passiert – wie Tschitscherin sich der Welt in seinem berühmten Cutaway präsentierte.

Die Geschichte dieses Cutaways war mir bekannt. Anno 1918 hatte ich Tschitscherin in Moskau monatelang tagtäglich gesehen. Er trug immer denselben abscheulichen gelbbraunen Tweedanzug, den er aus England mitgebracht hatte, er trug ihn so lang, daß selbst seine bolschewikischen Kollegen Anstoß daran nahmen. Als er nun das neue Rußland auf einer internationalen Konferenz im Auslande vertreten sollte, war offenbar der Augenblick zum Handeln gekommen.

Eines Nachts schlich sich Radek, der Erzspaßvogel von Moskau, heimlich in Tschitscherins Schlafzimmer, klaute den alten braunen Anzug und hinterließ statt seiner einen gutgeschnittenen Cutaway mit gestreiften Hosen, weißem Hemd und allem übrigen Zubehör männlicher Eitelkeit. Dann eilte er in den Kreml zurück, rief die Kommissare zusammen und meldete Tschitscherin telephonisch, Lenin wünsche ihn unverzüglich zu sprechen. Nach einer Viertelstunde erschien Tschitscherin, dieser pflichtgetreueste von Lenins Adjutanten, mit der Miene eines gescholtenen Schuljungen in seinem neuen Cutaway. Von Stund' an war dieses Kleidungsstück der Kernbestand seiner Garderobe.

*

Es ist ein höchst merkwürdiges geschichtliches Zusammentreffen, daß Napoleons zwei größte Marschälle, Ney und Murat, beide von ihren Landsleuten beziehungsweise früheren Untertanen erschossen wurden, daß in beiden Fällen die Engländer den früheren Gegner zu retten versprachen, und daß sie beide Male zu spät kamen. Wenn wir je einmal mit Frankreich Krieg bekommen, wird bestimmt ein französisches Propagandaministerium diese Geschichten aufwärmen, um zu beweisen, daß die beiden französischen Helden von einem Albion verraten wurden, das in seiner Perfidie und Verschlagenheit nicht dulden wollte, daß zwei so große Soldaten und mögliche Gegner am Leben blieben. Das Giftgas der Regierungen ist ein deutlicheres Zeichen für den Niedergang des weißen Mannes als das Chlorgas der Soldaten.

*

Es sind ja nicht die großen Szenen des Lebens, die sich uns am leichtesten einprägen. In meiner kuriosen Laufbahn habe ich allerlei sogenanntes großes geschichtliches Geschehen mitgemacht. Von den Gestalten der russischen Revolution zum Beispiel, mit denen ich zu tun gehabt habe, steht mir keine so scharf vor Augen wie Kerenski, aber nicht der Kerenski der russischen Tage. An einem Novembernachmittag vor zwei Jahren ging ich bei Dunkelwerden mit einem Freund über den Kensington Square. Wir wollten nach Kensington High Street hinüber, als eine hagere Gestalt auf dem Trottoir auf uns zu schritt. Der Kopf, mit einem weichen schwarzen Hut bedeckt, war tief vorgebeugt und berührte fast die Brust. Der Mantelkragen war hochgeschlagen, die Hände umklammerten eine Papiertüte. Als der Mann an uns vorbeikam, sah ich sein Gesicht. „Mein Gott!" sagte ich zu meinem Begleiter, „das ist Kerenski!" Ich kenne ihn nun seit bald zwanzig Jahren, aber ich habe ihn nicht angesprochen, sondern mich nur umgedreht und ihm nachgeschaut, bis er im halben Licht verschwand und das harte Klappern seiner Schuhe auf dem Pflaster sich in der frostigen Luft verlor. Ich war so überwältigt von dem Gegensatz zwischen dem Kerenski von 1917, dem allmächtigen Diktator von Rußland, dem die alliierten Regierungen alles geboten hätten, um Rußland im Krieg zu halten, und dem verschollenen und vergessenen Kerenski von heute, daß ich die Szene in jeder Einzelheit bis zu meinem Tode vor mir sehen werde.

*

Seit meinem Besuch in Sabang muß ich im Zusammenhang mit Irrenanstalten immer an eine Geschichte denken, die mir ein früheres Mitglied des betreffenden Kabinetts von einem bekannten holländischen Minister erzählt hat. Dieser Mann weigerte sich sein Leben lang beharrlich, zum Besten eines Instituts für Geisteskranke auch nur einen Pfennig zu zeichnen. Dabei war er reich, spendete eine Menge für andere Wohltätigkeitseinrichtungen und war ein hervorragender Vertreter jener Politik der sozialen Fürsorge, die aus Holland das einzige Land der Welt gemacht hat, in welchem es kein Wohnungselend gibt. Seine merkwürdige Idiosynkrasie war seinen Kollegen ein Rätsel, und eines Tages richtete einer, der von keiner übermäßigen Scheu gehemmt war, die Frage an ihn: „Exzellenz, wie kommt es eigentlich, daß Sie so freigebig für alle möglichen

wohltätigen Einrichtungen spenden, nur nicht für diese eine, die doch zweifellos einem der größten Übel der Menschheit zu Leibe geht?"

„Meine Herren", erwiderte der Minister ernst, „ich habe nicht das mindeste gegen die Irrenanstalten. Wenn ich aber persönlich etwas für sie spenden wollte, könnten meine politischen Gegner daraus den Schluß ziehen, ich hielte jeden Menschen, der nicht im Irrenhaus sitzt, für geistig gesund."

*

Als im Jahre 1935 die Dingdings, ein schmaler Gebietsstreifen an der Westküste der Halbinsel, der früher zu Straits Settlements gehört hatte, an Perak, einen der malaiischen Bundesstaaten, zurückgegeben wurde, stellte ein Mitglied des Abgeordnetenhauses die Anfrage, ob man sich mit dem Sultan von Irak in einer so wichtigen Angelegenheit ins Benehmen gesetzt habe. Obgleich bekanntlich das „k" in Perak nicht ausgesprochen wird und das „e" ein deutlicher e-Laut ist, hat vermutlich der Abgeordnete das Wort so ausgesprochen, wie es im Englischen umgelautet wird, und es mit Irak verwechselt. Es ist wohl kaum nötig zu erwähnen, daß der Irak einige tausend Meilen vom nächsten Punkt Britisch-Malayas entfernt liegt. Solche geographischen Irrtümer sind in der Geschichte der britischen Politik nichts Ungewöhnliches, und jeder Kanadier weiß, daß beim Abstecken der Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten die Unwissenheit der britischen Beamten die Dominions mehr als einen schönen Streifen Landes gekostet hat.

*

Im Jahre 1908, in einem der kritischsten Momente der Marokkokrise, wurde Cambon, der damalige französische Botschafter in Berlin, von seiner Regierung veranlaßt, dem Deutschen Reichskanzler, Fürsten Bülow, Vorstellungen über die aggressive Haltung Deutschlands zu machen. Bülow, ein großer Hofmann und noch größerer Zyniker, steuerte das Gespräch in ruhigeres Fahrwasser.

„Mein lieber Herr Botschafter", sagte er, „was soll all der Lärm um Marokko? Wollen wir doch ehrlich sein, Sie wissen doch sehr gut: wenn wir beide verurteilt wären, den Rest unseres Lebens in einer Kolonie zu verbringen, würden Sie nicht in eine deutsche Kolonie ziehen und ich sicher in keine französische. Wir würden uns beide eine englische aussuchen."

*

Auch die britische Diplomatie kennt eine Geschichte, die eindringlich lehrt, wie gefährlich es sein kann, Kunstgegenstände zu erwerben, die mit chinesischen Symbolen verziert sind, deren Bedeutung man nicht kennt. Wenn sie auch sicher mit der Zeit etwas ausgemalt wurde, ist die Geschichte doch wahr und hat sich in Peking zur Zeit des chinesischen Kaiserreichs zugetragen. Damals war der leuchtendste Stern am diplomatischen Firmament der chinesischen Hauptstadt die Gattin eines britischen Legationssekretärs. Sie stammte aus einer alten adligen Familie und war eine schöne und geistreiche Frau, deren freizügiges Wesen dem Botschafter, der zu seiner hohen Stellung aus dem Konsulardienst aufgestiegen war, etwas auf die Nerven ging. Sie war vor allen Dingen sehr ästhetisch veranlagt und interessierte sich für die Schätze chinesischer Kunst. Ihr Schön-

heitssinn wurde ihr zum Verhängnis. Eines Tages kam sie nach Hause, in heller Begeisterung über eine Neuerwerbung. Es war eine wunderschön lackierte Rikscha mit einem chinesischen Fahrer von der Wohlgestalt eines griechischen Athleten. Die Hauptzierde jedoch waren zwei Laternen, die von zwei malerisch kostümierten Trägern vorangetragen wurden und auf der einen Seite mit einer mondbeschienenen Pagode, einer Brücke, einem Fluß und einem Garten, auf der anderen Seite mit entzückend geschriebenen chinesischen Symbolen bemalt waren. Das Prachtstück war nicht für die Aufbewahrung im Museum bestimmt. Es sollte der Verherrlichung der britischen Diplomatie dienen und wurde, damit die Laternen und ihre Träger recht zur Geltung kamen, vorzugsweise bei Nacht gebraucht. Das Erscheinen der Besitzerin, die sich anmutig vom lackierten Hintergrund abhob, voran die zwei Laternenträger, bot wirklich ein prachtvolles Schauspiel, so recht ausgeklügelt, um die Glut des Neides in den Herzen aller übrigen Diplomatengattinnen in Peking zu entfachen.

Der letzte, der das Fahrzeug zu Gesicht bekam, war der Botschafter selbst, ein tüchtiger Kenner des Chinesischen, der es eines Abends beim Betreten der französischen Gesandtschaft erblickte. Am nächsten Morgen schickte er nach dem Sekretär für orientalische Sprachen, dem damaligen Herrn Barton – nachmals Sir Sydney Barton, dem britischen Botschafter in Abessinien während des italienisch-abessinischen Krieges. „Barton", sagte der Botschafter, „haben Sie die Rikscha der Lady X gesehen?" Der Gefragte nickte. Der Botschafter zögerte und erwog die Schwierigkeiten, die sich ergeben würden, wenn er versuchen wollte, selber einzuschreiten. „Dann", fuhr er fort, „werden Sie wohl gut tun, sie aufzusuchen und ins Bild zu setzen."

Nicht lange danach fand der Abgesandte die Gattin seines Kollegen wohlverschanzt hinter einem Teetisch.

„Entschuldigen Sie", sagte er, „Seine Exzellenz sind der Ansicht, daß Sie die Rikscha lieber nicht verwenden sollten."

Die Gattin des Legationssekretärs fuhr auf. Sie sah ein Rededuell kommen, und bei solchen Kraftproben pflegte sie keine schlechte Klinge zu führen.

„Ich sehe nicht ein, was meine Rikscha den Herrn Botschafter angeht. Ich kann doch wohl das Fahrzeug benutzen, das mir paßt?"

„Gewiß, gewiß", lenkte der Sekretär mit diplomatischer Sanftmut ein, „es handelt sich nicht um Rikscha oder Wagen, sondern um die besondere Art Rikscha. Die Ihre ist der Gattin eines Diplomaten nicht ganz angemessen."

„Das ist wieder ausschließlich meine Sache und nicht die des Botschafters. Solange ich mich korrekt benehme, sehe ich nicht, wo er das Recht hernehmen will, mir in einer so persönlichen Angelegenheit Vorschriften zu machen."

„Aber die Inschriften auf den Laternen! Wissen Sie, was sie besagen?"

„Nein, das ist mir auch gleich. Wenn Sie Lust haben, können Sie mir's ja erzählen."

„Ja also", sagte der Sekretär, „die Inschrift auf der einen Laterne lautet: ‚Ich gehöre zu der ersten Kategorie der Prostituierten', und die auf der anderen: ‚Mein Preis ist fünf Yen'."

Männer der Kunst

PAUL FECHTER

Werner Scholz

Im Verhältnis unserer Zeit zur Sichtbarkeit scheint sich eine Änderung zu vollziehen, die bisher weder an sich noch in ihren Auswirkungen beachtet worden ist. Es handelt sich um die durch die Photographie und ihre Projektion möglich gewordene Isolierung und Ausweitung von Teilen der Sichtbarkeit innerhalb eines in seinen Dimensionen unverändert bleibenden Raumkomplexes, um die Möglichkeit, Gestalten, Gesichter, Köpfe mit Hilfe von Vergrößerungen, sei es im Film, sei es auf einzelnen Kopien, ungeheuer gesteigert Zuschauern, Besuchern von Versammlungen, Ausstellungen, Betrieben vorzuführen. Wir werden zu bewegten wie zu unbewegten Ausschnitten aus der Sichtbarkeit in Bildern und in Filmen in eine Beziehung versetzt, die unser Verhältnis zur übrigen bildhaften Darstellung von Menschen und Dingen auf die Dauer nicht unbeeinflußt lassen wird.

Es hat wohl immer überlebensgroße Darstellungen vor allem von menschlichen Köpfen und Gestalten gegeben. Die römischen Kaiserbüsten, von denen man gesagt hat, daß sie das Haupt des betrachtenden Menschen zu diesen Riesenköpfen in ein Größenverhältnis bringen sollten, wie es dem des kindlichen Kopfes zu dem des Vaters entsprach – ein Verhältnis, von dem man sich zugleich eine politische Wirkung erhoffte; die Wandbilder der Renaissance mit ihren Riesenausmaßen der Gestalten, Architekturplastik und Brunnenfiguren des Barock: sie alle zeigen eine Übersteigerung und Vergrößerung der Körper- und Gesichtsverhältnisse, die weit über die Maße der Betrachtenden hinausführt. Der Mensch würde sich vor diesen Gebilden klein und unterlebensgroß vorkommen, wenn nicht der Raum, in dem diese Gebilde leben, sie aufnähme, so daß sich wieder eine dem Leben entsprechende oder gemäße Proportion zwischen Raum- und Körperdimensionen ergibt. Die Figuren des Begasbrunnens in Berlin, der Donnerschen Brunnen in Wien, die Gestalten Michelangelos in der Sixtina – sie alle werden vom Raum wieder vermenschlicht, harmonisiert, aufgesogen in die allgemeine menschliche Welt. Ihre Übersteigerung ist zuletzt keine Störung der Beziehung von dem, der die Sichtbarkeit aufnimmt, zur Sichtbarkeit: die alte Beziehung zwischen aktiv und passiv, Subjekt und Objekt bleibt bestehen.

Nun aber kommt der Film, kommt die Vergrößerung – und das Verhältnis verschiebt sich. Es entsteht das, wofür man das sehr bezeichnende Wort Groß-Aufnahme geschaffen hat – und die Großaufnahme rückt bis in die kleinsten Kinos vor. In den großen Premierentheatern wird sie vom Raum wenigstens halbwegs gebändigt: in den kleinen bricht ihre Macht ungehemmt aus. Auf den Zuschauer dringt ein Riesenantlitz ein: ein Auge, ein Mund nimmt Dimensionen an, gegen



„Tiroler Maria" *Photo: Käthe Augenstein*

die es keinen Widerstand gibt; menschliche Wesen gehen mit Zügen, die wie Gebirge und Klüfte wirken, auf den Betrachtenden los: die Garbo, die Annabella, Jannings, Krauß — sie werden Erscheinungen, deren Sichtbarkeit über alles andere siegt, jede andere Art Sichtbarkeit der Natur wie der Kunst in den Hintergrund drängt, machtlos macht und aus dem Wettbewerb hinausstellt. Wenn man die Namen Garbo, Krauß, Jannings denkt, denkt man unwillkürlich diese Riesenausweitungen; das „Bild", die Vorstellung der Menschen identifiziert sich unvermerkt mit diesen Übersteigerungen: wenn man zufällig einmal den Menschen Krauß, den Mann Jannings oder selbst die Garbo sieht — zuckt, wenn man achtgibt, etwas wie eine leise Enttäuschung, und zwar eine dimensionale Enttäuschung durch die Seele. Krauß, Jannings, die Garbo — das sind jene Riesengesichter mit den Augen, die größer sind, als hier in der Realität das ganze Gesicht. Eine Welt des Überdimensionalen hat sich zwischen die Betrachter und die Wirklichkeit geschoben: das Große an sich im rein quantitativen Sinn hat sich vor die natürliche Größe gestellt, hat ihre natürliche Wirkung gestört und das Verhältnis zwischen allen anderen Darstellungen des Sichtbaren vor mancherlei Probleme gestellt.



Der Landstreicher

Photo: Madeleine Thieben

Man erlebt diese Probleme zuerst im Theater, wenn die wirklichen Schauspieler auf der Szene, mit ihren kleinen, ein Fernglas fordernden Ausmaßen der Gesichter einherschreiten und man erstaunt und vergeblich die Wirkung suchen geht, die im Film von der Wucht ihrer Einzelzüge ausging. Man spürt die Verwöhnung, die wir erlitten haben, und trauert unvermerkt dem Riesenschauplatz der Gefühle nach, den der Film, ohne dem einzelnen Zug das Leben zu nehmen, für die darüber hinhuschenden Schicksale groß und feierlich vor uns ausbreitet. Man erlebt Ähnliches vor den Bildern der Maler: die jahrhundertelang geübte bloße Darstellung der kleinen menschlichen Realität reicht nicht mehr hin. Es ist als ob die menschlichen Erlebnisse und Empfindungen seit der Zeit, da sie in so überdimensional geweiteten Landschaften des menschlichen Gesichts an uns vorüberziehen, eine stärkere

Bewertung bekommen haben. Auch der Film, auch die Vergrößerung hat in der Richtung auf den Expressionismus hin gewirkt: das Gefühl ist mit seinem Ausdrucksorgan, dem menschlichen Antlitz, in seiner Wirkung und damit in der Darstellung, die die betrachtenden Menschen sich von ihnen machen, so gesteigert, daß, um hiermit wetteifern zu können, auch die andern Künste, das Theater, die Malerei, von neuem zu steigernden, d. h. expressionistischen Mitteln greifen müssen.

Im Theater haben wir diesen Vorgang in den letzten Jahren mehr als einmal erlebt. Der Wettbewerb mit dem Film und seinen Übersteigerungsmöglichkeiten ist überall sichtbar geworden: die Wendung zum Expressionistischen wurde Wendung zum großen Zauber des Raums, der das Abbild der menschlichen Schicksale aufnehmen und spiegelnd ins Überdimensionale vergrößern mußte. Sie wurde Wendung zur strengen Statik, zum Parallelismus der Gestalten, die sich summieren mußten, um die Wirkung des Einzelnen zu verstärken. Aus einer Entwicklungsgeschichte des modernen Theaters sind die Einwirkungen, die sich aus dem Wettbewerb mit den steigenden Wirkungsmöglichkeiten des Films ergaben, überhaupt nicht mehr wegzudenken.

Auch die Maler, die Bildhauer haben begonnen, die Gefahr zu spüren. Die Bildhauer, man denke etwa an Thorak, schaffen heute Gestalten von Ausmaßen, daß neben ihnen die früher beliebten lebensgroßen männlichen und weiblichen Köpfe und Akte winzig und wirkungslos ins Reich der allzu menschlichen Dimensionen entgleiten. Von den Malern haben einige auch bereits instinktiv oder bewußt an die Rettung ihrer Fassung des Optischen gedacht: viele Porträts (man betrachte einmal Leo von Königs Reinhold Schneider) stammen aus einer erheblich größeren Welt, in der dem Gefühl wesentlich mehr Spielraum gegeben wird, als selbst der erste Expressionismus es wagte, und ein Maler wie Werner Scholz scheint zuweilen seine ganze Welt wie aus innerem Widerstand gegen die Störungen aufzubauen, die aus diesen von der Photographie und ihren Hilfsmitteln geschaffenen Dimensionsverwirrungen in die Welt der Sichtbarkeit gekom-



Alte Bäuerin

Photo: Madeleine Thieben



Madonna. Mitte des Triptychons. 1936

Photo: Käthe Augenstein

men sind. Von zwei Seiten her kam dieser Maler, der als Maler wie als Mensch zu den stärksten Begabungen der Kriegsgeneration gehört, zu dem gespannten Ringen um eine Steigerung und Verstärkung der malerischen Ausdrucksmittel. Er kam als junger Mensch in das Grauen des Krieges und des Nachkriegs: er stand der Welt ohne einen andern Besitz als sich selbst gegenüber. Er stieß mit dem Leben zuerst in seiner furchtbarsten Form zusammen, erlebte die Sichtbarkeit im Grauen und Schrecken des Kampfes – und stand vor der Aufgabe, des Erlebten in seiner Vision und ihrer Gestaltung Herr zu werden, es zu fassen und in der Fassung zugleich zu unterjochen und zu beherrschen. Er mußte seinem Werk eine Kraft und Energie der Wirkung geben, die stark genug war, der Wucht seines Zusammenpralls mit den rasend gewordenen Dingen das Gleichgewicht zu halten. Der Mann, der all diese Köpfe und Gestalten, diese Südtiroler Bauern und Heiligenbilder schuf, hat im Krieg das Leben einmal ohne alle Hüllen, in seiner schauerlichen Nacktheit erlebt: er hat die Wirklichkeit der Zeit mit Augen gesehen, die von Entsetzen vor dem Leben und vor dem Tode geweitet waren. Die Welt geriet ihm ins Wanken, wurde in aller Realität Albtraum, dessen er wenigstens im Bilde Herr werden mußte. Was sich der Expressionismus vor einem Menschenalter in noch friedlicher Zeit als Aufgabe stellte, im Bilde jenseits des bloßen Eindrucks etwas vom wirklichen Wesen der Dinge einzufangen und ordnend zu überwältigen: das wurde für Werner Scholz in härterer Zeit Notwendigkeit, damit er weiterleben konnte. Er mußte seinen Eindruck von der Welt, den er in jungen Jahren bestimmend empfing, auf die knappste und stärkste Ausdrucksformel bringen, um im Kampf mit dem Grauen der Welt nicht zu unterliegen.



„Bittendes Kind“
Photo: Käthe Augenstein

Dazu kam nun ein Zweites. Als dieser Maler begann, seine Bilder in die Welt zu stellen, traf er nicht mehr auf die alte Welt der Sichtbarkeit, sondern bereits auf die der sich verwandelnden Dimensionen. Er versuchte, das Wesen der Menschen, wie er es schaudernd erlebt hatte, in seinen Köpfen und Gestalten einzufangen: da begannen die Schatten einer transparenten Riesenwelt über ihm aufzu-



Ausschnitt aus dem Gemälde „Trappisten". 1934
Photo: Käthe Augenstein

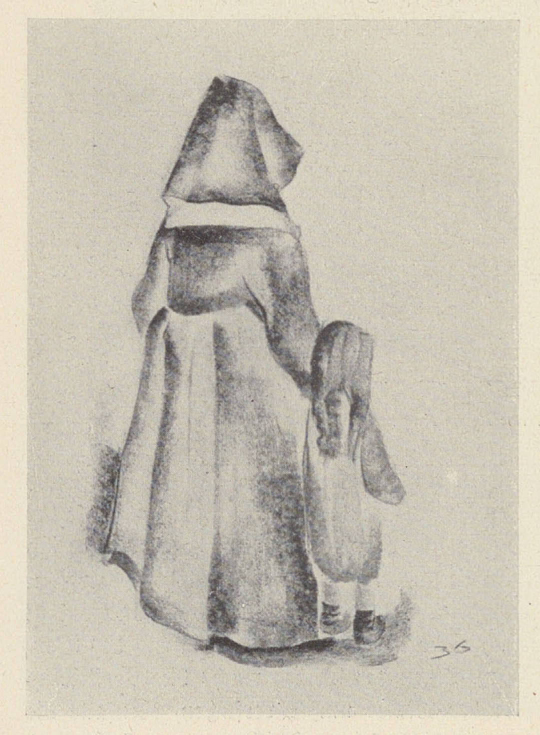
steigen, die Riesenhäupter des Films, über die Schmerz und Freude groß und gewaltig dahinwanderten wie Wolkenschatten über eine unendliche Landschaft der Seele. Er wollte den gespannten Willen zum Kampf gegen das Leben, wie er ihn hundertmal im Krieg erlebt hatte, in einem Männerantlitz einfangen: der Film schlug mit seiner vergrößernden Übersteigerung, die noch Schlüters Masken in den Hintergrund schob, jeden Versuch einer nur darstellenden Fassung des Vorgangs aus dem Felde. Mit den Dimensionen des Bildes wuchs die Vorstellung von den Dimensionen des Gefühls: der Maler mußte versuchen, ebenfalls die Vorstellung von den Dimensionen des Gefühls seinem Willen zu unterstellen und

dem Betrachter zu suggerieren. Mit den Ausmaßen des Films konnte er nicht wetteifern: er vermochte nur seine Ausdrucksverstärkungen notfalls in Parallelen zu den Eindrücken zu bringen, die der Film hinterließ, um so ähnliche Steigerungen zu geben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Werner Scholz sich dieser Dinge bewußt geworden ist. Bestehen bleibt, daß in seinen Bildern mit der Wucht der Konturen und der Entwicklung der Gegensätze



„Mädchenkopf"
Photo: Käthe Augenstein



Schwester mit Kind
Photo: Madeleine Thieben

aus einer großen, linear scharf abgesetzten Schwarz-Weiß-Welt Landschaften des Gefühls dastehen, vor denen selbst die Großaufnahmen der tragischen Garbo, eines verselbständigten weinenden Mundes verblaßt im Hintergrund entschwinden. Die innere Spannung, die dieser Maler aus dem Kriege mitbrachte, der ihn mit schwerer Verwundung entließ, hat in der aus Schatten und Licht gebauten Struktur seiner Bildwelt eine Intensität des Ausdrucks erreicht, die so stark ist, daß daneben die mechanische äußere Dimensionssteigerung wie eine ferne Erinnerung verweht. Gerade die leichte äußere Verwandt-



Erinnerung – und das ist ein ziemlich untrügliches Anzeichen – nehmen die Bilder von Werner Scholz erheblich größere Dimensionen an, als sie in der Wirklichkeit besitzen, während auch die schönsten Großaufnahmen sehr rasch in sich zusammensinken und beim Rückblick auf sie etwa die Dimensionen der römischen Kaiserbüsten erhalten. Scholz siegt kraft des Gefühls, das die gesteigerte Form von innen her schafft: der technische Apparat verliert, weil seine Vergrößerung mechanisch bleibt.

„Geneigter Kopf“
Photo: Käthe Augenstein

schaft, die sich aus der Neigung von Scholz ergibt, die Farbe erst über einem tragenden Gerüst in Schwarz und Weiß, beinahe in Schatten und Licht aufwachsen zu lassen, zeigt den Abstand – und die ungeheure Überlegenheit der malerischen Welt über die des bewegten Bildes. Indem beide Komponenten des neuen Expressionismus, die innere wie die äußere, zuletzt von seelischen Voraussetzungen bedingt werden, bleibt die Malerei auch im Kampf der Dimensionen Sieger. In der



Betende Schwester
Photo: Madeleine Thieben



„Bergsee". 1933 *Photo: Käthe Augenstein*

Die Schwierigkeiten, die das Werk von Werner Scholz vielen Betrachtern bereitet, ergeben sich von dieser inneren Bedingtheit her: das Wesen seiner Welt ist für Menschen ohne die Voraussetzung des gleichen Erlebnisses und der gleichen Spannung schwer zu fassen. Riesengroß leuchten die Gesichter und die schweren Gestalten seiner Bauern und Bäuerinnen aus dem Schwarz-Weiß, das die Welt dieses Malers schützend umfängt: aus dem Dunkel wachsen langsam mit immer mehr sich steigernder Kraft die sparsamen Farben, vital und geisterhaft, Leben und Vision des Jenseitigen zugleich. Die Sichtbarkeit wird Traum und letzte Wirklichkeit zugleich, gefaßt und gesteigert von einem Menschen, der, ohne daß er diese Bilder malt, kaum leben könnte. Eine Spukwelt und eine Welt realsten Lebens, eine Welt gesteigerten Ausdrucks, der den Wettkampf mit der neuen Ausdruckssteigerung über die Dimensionen siegreich auf sich nimmt, begegnen sich im Werk des Malers Werner Scholz; Menschliches von urtümlicher Ungeformtheit, wie es so nur noch Gotthelf hat, wird verfestigte Vision eines Mannes, dem diese unmittelbare Wirklichkeit sich ganz von selbst ins Überlebensgroße eines Traumes steigert. Die Welt gibt, um ihre Realität zu gewinnen, ihre Wirklichkeit auf und geht ein in eine neue Totalität, die vielleicht Voraussetzung für das eigentliche Schaffen dieses Malers werden kann. Wenn einmal die Spannung des Kampfes gegen die Zeit und die eigene Vergangenheit ausgeglichen und die eingeborene Sehnsucht nach der Schönheit Herrin des ganzen Werks geworden sein wird, beginnt vielleicht eine ganz neue Welt für Werner Scholz, für die dies alles erst Wegbereitung, Vorspiel, Verheißung gewesen ist.

MAX MILLENKOVICH-MOROLD

Zwischen Hans von Bülow und Richard Wagner

Mit kaum achtzehn Jahren kam Cosima von Paris nach Berlin. Sie kam jetzt in ein fremdes Haus, und Frau von Bülow, eine achtunggebietende Erscheinung, hatte im Anfang nicht die volle Unbefangenheit gegen die neue Hausgenossin, schon aus Abneigung gegen die Zukunftsmusik. Auch offenbarte sie so manchen Zug der baldigen — Schwiegermutter...

Cosima war bis jetzt Mitwisserin geistiger Kämpfe, aber nicht persönlich an ihnen beteiligt gewesen, durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen nur so weit erwärmt, daß der Anteil des Zuschauers und Betrachters dadurch reger wurde. Jetzt trat sie in den Bannkreis eines Mannes, von dem die Berliner Chronisten später sagten, er sei der geborene Kämpfer gewesen, er habe sich vom Beginn „als Mann der Zukunft mit heftiger Gebärde, mit scharfem Wort und kräftigem Ton bemerkbar gemacht". In seiner Welt war keine Ruhe. Denn er gab keine Ruhe. Er sagte: „Beethoven war kein königlich-preußischer Hofkapellmeister", und tat alles, um den Mitbürgern zu zeigen, was er damit meinte. Wie er Beethoven spielte und spielen ließ, das hatte nichts mit einer gedankenlosen Überlieferung zu tun. Wie er sonst die Kunst auffaßte und das Kunstleben zu gestalten suchte, das war ein fortwährender Widerspruch gegen amtliche Bevormundung, fachmännischen Dünkel und allgemeine geistige Trägheit. Bevor sich Cosima in Berlin eingewöhnt hatte, mußten ihr durch Bülow die Augen dafür geöffnet werden, daß die vielgerühmte Stadt der Intelligenz einen Mann von hohen geistigen Gaben gelegentlich zur Verzweiflung bringen konnte. Man durfte sagen: sie wird das entweder nicht aushalten oder selbst zur furchtlosen Kämpferin werden. Sie wird diesen Kunstjünger, der immerfort gereizt ist, der nie bloß verteidigt, sondern stets auch angreift, der die Kunst nicht als Befreiung, sondern als den schärfsten Zwang empfindet, der Welt gehörig zu Leibe zu gehen — sie wird diesen sonderbaren Menschen, der den Segen der Kunst gar nicht zu kennen scheint, wiewohl er einzig der Kunst lebt, entweder verabscheuen, oder sie wird ihn lieben müssen. Da fiel es wohl auch ins Gewicht, daß Bülow, der unbekümmerte Draufgänger, durch und durch Kavalier war. Während Theodor Fontane, der Lobredner Preußens aus hugenottischem Blute, das „Fehlen jeder Kavalierschaft" im märkischen Volksgut tadelte.

Man kann demnach nicht sagen, daß die Verhältnisse, in denen Cosima sich zurechtfinden sollte, leicht zu überschauen waren. Daß seit eineinhalb Jahrhunderten zahlreiche französische Familien in Berlin heimisch geworden, daß das deutsche Geistesleben von diesen eingebürgerten Franzosen durchsetzt und befruchtet war, sprach nicht so deutlich zum Bewußtsein, daß es eine Hilfe gewesen wäre.

Doch die Jugend hilft sich selbst. Von der unbezwinglichen munteren Laune Blandinens und Cosimas zeugt die Tatsache, daß sie auch für Frau von Bülow, schon in Weimar, einen drolligen Spitznamen erfanden – einen Namen, dessen Ursprung und Bedeutung uns nicht bekannt ist: Lady Perhaps. So heißt sie in den Briefen Blandinens aus Berlin, die uns ein recht freundliches Bild von dem neuen Leben entrollen, das die beiden umfing. Sie schickten sich so unbefangen in die geänderte Lebensweise und die ungewohnte Umgebung, die für sie auch den Reiz einer unterhaltsamen Neuheit hatten, sie setzten allem, was sie überraschte, störte, reizte, so selbstherrlich ihre Eigenart entgegen, die sich jetzt zum erstenmal frei entfalten konnte, namentlich Cosima gab dem Verkehr mit dem geistesverwandten und sie persönlich einnehmenden Hans, dem ersten jungen Manne, der täglich um sie war, einen so frischen und gemütlichen Zug, daß die wachsame Frau von Bülow alsbald die zu große Heiterkeit und Lebhaftigkeit der Kinder rügen mußte und sogar „Avancen" zu spüren meinte, derer sich ihr Sohn zu erwehren habe. Schutz suchend wandte sie sich an Liszt, der also wieder einmal Aufsicht zu üben hatte.

Der Gedanke einer ehelichen Verbindung zwischen Hans und Cosima, der offenbar zuerst in dem leider verlorengegangenen oder verborgen gehaltenen Briefe der Frau von Bülow ausgesprochen war, wurde von Liszt in seiner kühlen und gelassenen Art zurückgewiesen. Doch er konnte nichts daran ändern, daß seine Töchter sich bei Frau von Bülow bald wie zu Hause fühlten und daß sie mit der größten Wärme an den Berliner Ereignissen oder, was dasselbe war, an den Taten und Leiden des streitbaren Künstlers Hans von Bülow Anteil nahmen. Berlin war für sie das Berliner Musikleben, das einen gewissen Ruf genoß und das sie nun persönlich kennenlernten und eifrig mitmachten, mit einem so kundigen und maßgebenden Führer, wie es eben Hans war. Dieser war erst fünfundzwanzig Jahre, aber er galt etwas, nicht nur als Klavierprofessor an der Sternschen Musikschule und als gesuchter Lehrer, sondern er hatte die Berliner auch durch seine Konzerte erregt und schickte sich an, ihren Geschmack, ihre Geistesrichtung zu beeinflussen. Wagner beispielsweise war in Berlin weder genügend bekannt noch genügend beachtet, ja er wurde von manchen Seiten bekämpft. Das mußte anders werden! Und wie Bülow geartet war, so gab es alsbald Fehden, Zank und Zwist mit all den Professoren, Dirigenten und Kritikern, die noch nicht für Wagner eintraten ...

Liszt hatte ihn auch ersucht, zwei wackere Vorkämpferinnen der Zukunftsmusik heranzubilden. Doch dessen bedurfte es nicht mehr. Bülow hatte ihnen eine Lisztsche Tondichtung vorgespielt, und niemals wird er diesen köstlichen Abend vergessen: „Die beiden Engel waren fast kniend versunken in die Anbetung ihres Vaters ... Sie verstehen Deine Meisterwerke besser als irgend jemand, und Du hast in ihnen wahrhaftig Zuhörerinnen, die Dir die Natur selbst geschenkt hat." Von dem Spiele Cosimas war Bülow bewegt und ergriffen; er erkannte darin Liszt selbst. Er fand auch, daß sie ihm in ihrem Äußeren gleiche oder vielmehr dem Bilde, das Ary Scheffer von ihm gemalt hatte, während Blandine mehr an die Büste Bartolinis erinnere. Also verhaltene Leidenschaft bei Cosima, strahlende Lebhaftigkeit bei Blandine. Bülow gebrauchte diese Worte nicht, aber der Hin-

weis auf die beiden Kunstwerke sagt dem Eingeweihten genug. Und Bülow setzte ausdrücklich hinzu: „Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten treten auch in ihren Charakteren und Individualitäten entsprechend hervor." Cosima hegte damals keinen sehnlicheren Wunsch, als eine große Künstlerin zu werden.

Wir sehen, wie das herbe Wesen Bülows in eine eigentümliche Spannung geriet. Tag für Tag genoß er vertraulichen weiblichen Umgang vornehmster Art, und die Töchter des verehrten Meisters offenbarten ihm geistige und seelische Werte, die er im sonstigen Verkehr empfindlich vermißte. Das Wichtigste blieb ihnen aber die gemeinsame Arbeit und der unaufhörliche Gedankenaustausch. Zartere Empfindungen wurden dabei selten berührt. Als die Mädchen traurig waren, weil die Briefe ihres Vaters ausblieben, und Hans sie fragte, warum sie sich nicht darüber beklagten, sagte Cosima, daß sie sich nie über das beklage, worunter sie am meisten leide. An den Geisteskämpfen beteiligte sie sich um so lebhafter. Was sie und Hans besonders eng verband, das war die Begeisterung für Wagner ... In Berlin sollte endlich der „Tannhäuser" aufgeführt werden. Bülow versäumte nicht, den Boden dafür vorzubereiten. Das nächste Konzert des Sternschen Orchester-Vereines sollte in der Tannhäuser-Ouvertüre gipfeln.



Cosima v. Bülow

Man kann sich heute schwer vergegenwärtigen, wie aufwühlend dieses Tonstück damals gewirkt hat. Noch wurde es nicht bei allen Promenadenkonzerten bis zum Überdruß gespielt, so daß selbst „Wagnerianer" es für mehr oder weniger überwundene Sache halten konnten. Im März 1852, als Wagner das Stück in Zürich aufführte, waren zuerst die Musiker bei den Proben, dann die Besucher des Konzertes überwältigt von der neuen Sprache, die der frommen Abkehr vom Leben und dem üppigsten Sinnengenuß gleich mächtigen Ausdruck verlieh. „Namentlich die Frauen", so berichtete Wagner dem Dresdner Freunde Uhlig, „sind um und um gewendet worden, die Ergriffenheit war bei ihnen so groß, daß Schluchzen und Weinen ihnen helfen mußte." Und e i n e Frau, die schon den Proben beiwohnte, und die dadurch mit dem Schicksal Wagners verknüpft wurde,

Mathilde Wesendonck, hatte noch vierundvierzig Jahre später den ungeheuren ersten Eindruck in stärkster Erinnerung: „Es war ein Taumel des Glücks, eine Offenbarung; Zuhörer und Musiker waren elektrisiert."

Dieses Tonstück war von Bülow gewählt, um die Berliner einmal ordentlich aus dem Häuschen zu bringen. In der Lisztschen Übertragung hatte er es schon öffentlich gespielt, nun sollte der Zauberklang des Orchesters die Schläfrigsten wecken und die Hoffärtigsten aufpeitschen. Cosima kannte nur den Klavierauszug und hatte das Stück in Paris vierhändig gespielt. Aber auch sie ahnte etwas von dem ganz Persönlichen, das in diesem Werke lebt, dessen unwiderstehliche Beredsamkeit den Eindruck des außerordentlichen Mannes in ihr wachrief, der ihr vor zwei Jahren in Paris zum erstenmal entgegengetreten war. In fieberhafter Aufregung erwartete sie den 19. Oktober 1855, an dem nun Bülow am Schlusse einer recht zahmen Vortragsordnung die große Bußpredigt erklingen ließ, mit dem ganzen Aufgebot seiner Kenner- und Könnerschaft, mit überlegener Sicherheit, doch in fieberhafter Hitze, die Nerven zum Zerreißen gespannt. Liszt war von Weimar gekommen und wohnte dem Konzert bei. Da geschah das Unerwartete, nicht für möglich Gehaltene: das Werk wurde ausgepfiffen. Bülow war nie im Zweifel darüber, daß seine Konzerte jedesmal einen Angriff auf die Ruhe des Spießbürgers und auf den Hochmut der Zunft bedeuteten. Er nannte sie „Attentatskonzerte". Gegenangriffe ließ er sich in der Regel nicht gefallen. Mehr als drei Jahre später rief er nach einer Aufführung der „Ideale" von Liszt in den Saal: „Hier ist es nicht üblich, zu zischen. Ich bitte die Zischer den Saal zu verlassen!" Diesmal war es anders. Die Tannhäuser-Ouvertüre wurde zur ausgesprochenen Niederlage. Die Mißfallsbezeigungen waren so arg, daß kein Widerspruch, keine Abwehr sich dagegen behaupten konnte. Auch die inneren Kräfte verließen den streitbaren Helden, eine tiefe Ohnmacht befiel ihn.

Nach der Erholung im Künstlerzimmer fand er doch die Fassung, den Abend noch weiterhin mit Liszt und anderen Künstlern zu verbringen. Liszt begleitete ihn dann bis zur Wohnung und versprach, am nächsten Vormittag seinen Besuch zu machen. Oben sahen sie noch Licht. Frau von Bülow war mit den Mädchen vom Konzert nach Hause gefahren und hatte sich bald zu Bett begeben. Auch Blandinen war es nicht notwendig erschienen, den vielleicht erst spät Heimkommenden zu erwarten. Cosima jedoch hielt es für ganz unmöglich, ihn in dieser Nacht nicht mehr zu sehen, ihm kein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu sagen. Auch ihr waren die Töne Wagners bis ins Innerste gedrungen, sie hatte diese tief menschliche, aus den Abgründen des Gemütes aufsteigende Kunst in ihrem Wesen erfaßt, sie begriff, was für eine Enttäuschung Bülow heute erlitten haben mußte. Sie wartete auf ihn, unbekümmert um die eigene Müdigkeit, unbekümmert um alle Bedenklichkeiten bevormundeter Sitte. Als Bülow endlich, gegen zwei Uhr morgens eintraf, empfand er ihre bloße Anwesenheit als Trost, Freude und Genugtuung. Er dankte ihr mit den wärmsten Worten und sagte, er zittere vor dem Augenblick, wo sie das Haus verlassen würde. Darauf erwiderte sie, das sei ja einfach, dann bleibe sie. Damit waren sie verlobt. „Es geschah unter guten

Sternen", meinte Cosima dreiundsiebzig Jahre später, als sie ihrer Tochter Daniela davon erzählte. Wir aber gedenken der Worte Othellos: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie um ihres Mitleids willen."

*

Im Spätherbst des Jahres 1863 kam Wagner zu Bülows, da er in Löwenberg ein Konzert zu geben hatte und den kleinen Umweg über Berlin machte, wo er mit Bülow nur auf dem Bahnhofe zusammentreffen wollte. Hans beredete ihn aber, einen Tag zu bleiben und einer von ihm geleiteten Musikaufführung beizuwohnen. Während Bülow mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt war, unternahm Wagner mit Cosima eine Spazierfahrt. In welcher Stimmung sie waren, was sie im tiefsten bewegte, darüber lassen wir Wagner selbst sprechen: „Diesmal ging uns Schweigenden der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen, und ein heftiges Verlangen nach eingestandenster Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte bedürfenden Bekenntnis eines grenzenlosen Unglücks, das uns belastete." Damit war ihnen Erleichterung geworden. In Ruhe und Heiterkeit verbrachten sie noch das Konzert und das anschließende Mahl bei einem Berliner Freunde, und nach der in der Bülowschen Wohnung verbrachten Nacht trat Wagner die Weiterreise an. Beim Abschied wurde er an jene wunderbar ergreifende Trennung von Cosima in Zürich gemahnt; die dazwischenliegenden Jahre verschwanden ihm „als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung. Nötigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben." Dies war am 18. November 1863.

Von den mannigfachen und doch stets in der gleichen Richtung verlaufenden Ereignissen der nächsten Zeit hebt sich eines heraus: im Februar 1864 wurde Hans Ehrendoktor der Universität in Jena. Das freute ihn und Cosima: gern ließ sie sich Frau Doktor nennen. Bald danach ging Bülow nach Rußland und hatte dort solche Erfolge und so angenehme Eindrücke, daß er den Vorschlag der Musikgewaltigen in Petersburg und in Moskau, Anton und Nikolaus Rubinstein, er möge doch nach Rußland übersiedeln, immerhin in Betracht zog. Aber die Rücksicht auf das Klima, nämlich auf „dessen Schwerverträglichkeit für Frau und Kinder", stand dem entgegen; andererseits auch die „Illusion . . . als ob ich mit dem Opfer von neunjährigen Lebenskraftanstrengungen mir nicht doch vielleicht eine angemessenere Zukunftswirksamkeit in Berlin einstmals zu erwerben zu denken – gedacht werden könnte".

Zur selben Zeit, an dem Tage, an dem Bülow diese Worte an Raff schrieb, vollzog sich die beispiellose Wendung im Leben Richard Wagners. Die Hoffnung auf den Wiener „Tristan" war begraben, auch sonst zeigten sich keine Wirkungsmöglichkeiten, keine Aussicht auf Erfolg; die Konzertreisen hatten zu neuen Verlegenheiten geführt, die Schuldenlast Wagners bedrohte ihn mit Gericht und Gefängnis. Fluchtartig hatte er Wien, seinen letzten, einigermaßen ruhigen Aufenthalt, verlassen und sich nach Stuttgart gewendet, wo er mit Weißheimer zusammentraf. An einem abgelegenen Ort in der Rauhen Alb hoffte er vor der

Welt verschwinden zu können. Da ereilte ihn ein Abgesandter des Königs von Bayern, der ihn schon in Wien gesucht hatte. Gleich nach seiner Thronbesteigung ließ Ludwig II. den Künstler zu sich berufen, um „die Last des gemeinen Lebensdruckes" von ihm zu nehmen und ihm die Ausführung und Aufführung seiner Werke zu ermöglichen. Am 4. Mai 1864 stand Wagner in München vor seinem erhabenen Gönner und vernahm aus dessen Munde den gebieterischen Wunsch, er solle immer bei ihm bleiben, die Nibelungen vollenden und sie dann so aufführen, wie er wolle, als unumschränkter Herr, nicht als Kapellmeister, sondern als Freund des Königs. Dieser räumte ihm auch sofort einen Sommersitz am Starnberger See ein.

Am 12. Mai schrieb Wagner an Hans: „Ein unerhörtes Wunder ist in mein Leben getreten! das Unglaubliche ist Wahrheit. Ein junger König ist mein treuester Jünger: er übernimmt die Sendung, all meine Werke der Welt in der von mir gewollten Weise vorzuführen, und mich selbst gegen jede Sorge zu schützen." Und am 9. Juni schrieb er: „Mein lieber Hans! Was ich Dir jetzt sage, und was ich Dich jetzt bitten werde, nimm das nicht als einen schnellen Einfall augenblicklicher Laune, sondern – wie einen wichtigen Paragraph des letzten Willens eines Sterbenden auf. – Ich lade Dich ein, mit Weib, Kind und Magd für diesen Sommer bis so lange wie möglich Dein Quartier bei mir zu nehmen. – Dies das Resultat langer Beratung mit mir. – Hans, Ihr trefft mich im Wohlstand: mein Leben ist vollkommen umgestaltet! ich bin getragen von der gediegensten Liebe, dem reinsten Willen. – Aber – mein Haus ist öde! – Und nun erst empfinde ich dies viel schmerzlicher als je. – Über diese erste Zeit helft, Ihr Guten, mir nun hinweg! – Bevölkert mein Haus, wenigstens für einige Zeit! ... Bedenkt, es ist das Bedeutungsvollste meines Lebens, was mir zuteil geworden: eine große Epoche, ein wichtigster Abschnitt! ... Sehen wir gemeinschaftlich, welche Bedeutung dies alles hat, und – welche es noch für uns haben kann!" Dann stellte er ihm eindringlich dar, wie schön und bequem sie es bei ihm haben würden, beruhigte ihn wegen allfälliger Geldeinbußen und fuhr fort: „Wir werden uns auch nicht im mindesten belästigen. Alles ist für sich. Wenn wir das Bedürfnis der Einsamkeit haben, brauchen wir uns den ganzen Tag nicht zu sehen. Nur können wir uns haben! – Ach! ich bedarf einmal den Genuß eines solchen edlen, lieben Zusammenhanges mit teuren Menschen! – Und wie freue ich mich auf Eure Kinder! ... Wahrlich, Ihr Guten! Nur Ihr fehlt noch zu meinem Glück! ... Kein Nein! Ich könnte es jetzt nicht ertragen ... Auf! Kommt zu Eurem R. W."

Und sie sind gekommen. Cosima ist geblieben.

Aus der Biographie Cosima Wagners von Max Millenkovich-Morold, die zur Hundertjahrfeier ihrer Geburt demnächst im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, erscheint.

VICTOR MEYER-ECKHARDT

Die letzte Nacht des Tribunen

Novelle

(Schluß)

Luciolo schüttelte sich, als habe ihn das Fieber – er packte den Überwurf, der die Stirn des Knienden deckte, und stieß ihn über den Scheitel unwirsch zum Nacken. Der Silberkranz hatte sich aus dem Haarwulst gelöst: er rollte über den Rücken Colas und fiel auf die Fliesen mit dünnem Klang.

Der Tribun tat einen halben Griff unter sich, als wolle er ihn vom Boden raffen, dann hob er die Hände wie mitleidheischend gegen Luciolos Mund.

„Laß mich jetzt sprechen!" flüsterte er eindringlich, „damit du dem Meister bekennen mußt: Cola wußte selbst seine Schuld. Was damals ein Dämon mir abverlangte, damit meine fürderen Umzüge: die Gewähr meiner Macht, doch auch die Feste mit meinen Dirnen, ihren Glanz nicht verlören – das war Geld, immer wieder Geld: ich ließ die neuen Steuern ausrufen über die Wehrlosesten Roms." Er beugte den Kopf und sprach wie in die Erde hinein. „Die Vergeltung, die mir gebührte, ließ nicht auf sich warten: Clemens tat schließlich den klügsten Schachzug. Schon am dritten Tag des Dezember brachte sein Bertrand de Deus die Bulle, die das Jubeljahr dem schmachtenden Volke verhieß. Das Jubeljahr – das war immer die Zeit, in der zu Rom kein Mensch bedürftig ging: wer Reliquien küßt und Zeichen bestaunt, muß dort auch wohnen und essen, wo Gott sich sonderlich offenbar macht – ein Strohsack im Söller kostet einen Gulden in solcher Stadt und ein Brot deren zwei. Dawider – so grinste Clemens sich zu – hat der Cola den Armen nichts zu bieten, die er mit jeder Woche ärger bedrückt – – und auf daß er erlange, wonach ihn gelüstete: sein altes Land, forderte er vom Volke – o wie hasse ich dieses schwere pulslose Fleisch, das sich Volk nennt! – forderte er von ihm, daß es mir nicht mehr diene, der ich ein Heide und Ketzer sei – andernfalls er das Jubeljahr ihm nicht schenken dürfe. – O Gott, o Himmel, o Jungfrau! dieser Schacher hat mich vernichtet!"

„Was du sagst, ist fast wahr", antwortete Luciolo mit sanfterer Stimme, „aber der Papst hatte vor dir voraus, daß er zu sättigen versprach, wo du nur Hunger verhängtest. Doch wie leicht hättest du diesen Streich auffangen können! Du mußtest dem Volke sagen, daß den Pontifex sein Wohltun nichts koste – dann mußtest du selbst dem Stabe deiner Trabanten: jenen Getreidehändlern und Syndici und Übermeerfahrern, ihre Sondereinkünfte, viele Tausende nutzloser Goldflorenen für jeden, entziehen und ihren Wuchergewinst durch Auflagen gerechtester Art zurückleiten ins Volk, aus dem er genommen war! Und hast du nicht eben solches in deinem glorreichen Anfang viele Male geleistet? – Aber es war wohl zu spät für dich Armen, denn du wähltest deine Freunde neuerlich unter den Nabobs – wozu? Zum Heile des Vaterlandes? Gewiß nicht! Sie jubelten

Beifall, wenn es hieß, die Elenden fräßen noch immer zuviel: galt es doch eigne Bereicherung — aber der Beifall, den das Volk nicht mehr zollte, tat dir not, wie andern die Luft für die Lungen. So hätte der Aufruhr, den der Kardinallegat mühsam wider dich zu schüren versuchte, weit besser doch glücken sollen — aber kaum unter den Fremdlingen fand er sich kärglichen Anhang. Einen deutschen Hauptmann — weil du keinem römischen Herzen mehr trautest — schicktest du gegen die Wenigen aus — und als der Tapfere vor San Salvatore in einem erbärmlichen Straßenkampfe fiel, da gabst du alles verloren — wo doch gar nichts verloren war! Zepter und Kranz legtest du nieder auf dem Altar der Maria von Araceli — während die Quartiere, des Jubeljahrs gar nicht mehr eingedenk, nur hell danach gierten, die Ausländerhunde zum Teufel zu schicken! Deine Braven umdrängten das Kapitol — nicht so, wie du sie abermals schauen wirst in der Frühe — sondern nur durstig nach deinem Befehl, ohne den sie nichts wagten. Du aber sprachst deine Predigt über das Wort: ‚Selig die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen' — sahst betroffen, wie alle, die dich hörten, zu weinen und zu beten anhuben — und sahst nicht in die Seelen hinein, die für dich — trotz allem noch! denn auch zäh in der Liebe ist das Volk, das du hassest — sich aushauchen wollten! — Danach zogst du klingenden Spiels und mit wehenden Fahnen in das Kastell des Engels, übergabst dich für das letzte Gold, das du hellerweis von Kärrnern und Winzern zu deinem Reichtum dir schenken ließest, dem Schutz deines feilsten Feindes: irgendeinem Orsini!"

Luciolo blickte voll Erbarmen auf das Haupt des Mannes, das unter ihm tiefgebeugt sich leise bewegte — und als er angestrengt lauschte, hörte er ihn schluchzen. Er hob eine Hand wie zum Segen und kehrte sich ab von ihm, auf daß der Verstörte sich wiederfinde — ruhig betrat er den Balkon und lugte aus nach dem Holzverhau, das den Vorplatz von den Gassen notdürftig abschloß. Zahlreiche Stimmen klangen herauf, aber nicht eine von ihnen übertönte die andern, nie auch verstummten alle außer nur einer. „Diese wenigstens sind ganz ohne Führer", raunte er. „Es ist noch ein Weg."

Als er eben zurückschreiten wollte, schwirrte die Luft unter seinem rechten Ohr, als habe sie eine vorbeischießende Taube gepflügt, dann splitterte es an der Gesteinswand. „Ob ich ihm erzähle von diesem Pfeil?" fragte er sich. Er schüttelte den Kopf. „Dieser eine Pfeil ist noch nichts — aber stark genug wäre er wohl, den Schwachen vorweg zu treffen in seinem Kleinmut."

Ein zweiter Pfeil klirrte wider die Mauer — dieses Mal faltete er die Stirn. „Die Zeit verrinnt, der Sturm muß bald dasein. Mut gilt es jetzt ihm zu geben — bei Gott, es lohnt sich um ihn."

Mit einem offenen Lachen auf den Lippen und behenden Schrittes eilte er durch den Saal. Er umfaßte Cola bei den Schultern und zog ihn mit einer Kraft zu sich empor, die den Tribunen überraschte.

„Man fühlt es am Griff: du bist jünger als ich."

„Gar nicht so sehr, Herr — doch nun erheitere dich, denn heiter soll sein, wer zu siegen bereit ist. — Ich sagte dir vieles, aber nicht alles."

„Was ließest du aus?"

Luciolo betrachtete erstaunt das Gesicht Rienzos, das blaß und rissig wie vernutzte Leinwand geworden war. Ließ diesen der Frohmut des Gastes wähnen, der habe sich vom Balkon aus mit den Aufwieglern verständigt? – Er blickte ihn an in freundlichem Vorwurf.

„Was das ist, was ich ausließ? muß ich's dir sagen? – Daß ich dich liebe, Cola – daß Petrarca vielleicht noch immer dich liebt. Denn auch wenn du untergehst – nur durch deinen Anbeginn bist du der Größte deines Jahrhunderts."

Der Tribun durchkrallte die Toga – die Lider wurden ihm schwer, als kündige sich eine Ohnmacht an. Rasch bückte sich Luciolo nach dem Silberkranze und fügte ihn drückend um die Schläfen Rienzos.

„Zu spät!" – die zwei Worte wankten aus Colas Brust – Luciolo strahlte auf wie von Hoffnung.

„Was bin ich, der nur der Mund unseres Meisters ist, Cola, vor dir? Herrscher des Volkes, höre mich gnädig an! Vernimm die zweite Hälfte deines Lebens: nie ward so offenkundig der Wille des Schicksals, das Werkzeuge, die es sich selber formt, hegt in eherner Faust. – Sieben Jahre, sieben lange Jahre deines Fliehens und Wanderns – Italien hat es nichts eingebracht, daß du fern warst. Du aber, der du einst eilig warst in Aufstieg und Sturz – auch der Adler kann stürzen – du bist in diesen Folgejahren, unmerklich fast, wieder aufwärtsgetragen worden: so wie eine Wolke, die wir in der Frühe am Horizont schauen als unbewegt, im behutsam gewissen Antrieb des Windes bis zum Mittag den Zenit dennoch erreicht."

Colas Kopf begann wie der eines Kranken über dem Nacken zu schaukeln – Luciolo sah ihn an in verhaltener Bestürzung.

„Hab acht auf dich, Freund – gedenke dessen, wodurch du ehrwürdig bist! Was schwächte dich so?"

„Bis du mir heute erscheinst, o du Richter, glaubte ich mich gewaltig, weil ich die Kerker von Prag und Raudnitz und Avignon unverwundet durchschritt – du aber hast vorlängst mir verraten, zu all dem habe ich nichts getan! Was denn habe ich getan? – Aufwärts sei ich wieder gefahren, schmeichelst du mir – lügst auch du? Wenn ich selber oft log – ich suche nach einem, der niemals lügt."

„Laß mich kurz sein!" rief Luciolo in Erschütterung. „Denn deine Stunde, deine größte vielleicht, ist im Kommen. Gar nicht mehr von deinem Entrinnen will ich dir reden, das Gott so gewollt hat – nein, ich will dir erzählen von Rom, als es ohne dich war. – Sprach da nicht wirklich Gott, als keiner das Land nur wußte, das dein Fuß trat? Alles entfesselte sich in der Stadt sogleich zum Grauen des Weltgerichts – war's m i t dir arg, so war's o h n e dich unvergleichlich viel ärger. Der Papst rüstete mächtig sein Jubeljahr – aber der Schwarze Tod häufte die Massen der Leichen von Porta Salaria bis Porta San Sebastiano – und über ganz Latium peitschte Werner von Ueslingen, der auf dem Schild die Devise ‚Feind Gottes' trug, seine zermalmende Kompanie. Was frommte es Clemens, daß er Anibaldo di Ceccano, den grausamsten, klügsten, tapfersten seiner Kardinäle, zum Feste schickte in die verwitwete Urbs? – daß er den Francier Gerald de Ventodur trotzig zu seinem Senator machte: einen Titel ihm gab, der

nicht mehr genannt werden durfte, seit du ihn tilgtest? Anibaldo floh mitten im Feiergeschrei, während die Kapläne das Gold an den Sieben Kirchen mit Schaufeln in die Schatzkammern scharrten – was trieb das Volk, das jetzt mehr als nur Notdurft, das Überfluß hatte, zu seiner Wut als die Sehnsucht nach dir? Und der Senator? wohin ist er verschollen? weißt du es selber? – Clemens erschrak zutiefst und schuf den Giovanni Cerroni zu einem neuen Tribunen: leutseliger und milder war der als du zu den Armen – aber sie malten ans Kapitol ein törichtes Mägdlein, das aus Blättern und Halmen ein Schiffchen baute: sie hatten erkannt, daß man den Gesandten des Himmels nicht nachahmt. Dann war auch der Cerroni verschwunden: der dritte, der nie einem wieder sein Antlitz zeigte – schien nicht die Hölle beauftragt, all jene, die ausersehn waren, dich ins Vergessen, in das tiefste Gefängnis zu stoßen, über Nacht zu verschlingen? Und siehe, Gott verblendete Clemens, der sonst ein verständiger Mann war, vor seinem Ende: die Königin Johanna, die den gestrengen Gatten den Dolchen ihrer Lieblinge frohmütig preisgab, sprach er los von weltkundigster Schuld durch die Versammlung seiner Kardinäle, weil sie ihm kurz vor der Sentenz zum Eigentum anbot ihr Avignon, in dem er bis dahin nur als Mietling saß! Und als der Himmel noch heiter blieb über ihm (als wolle er gar ihm die Sünde segnen!) – da gedachte er wieder dessen, den er einstmals in Unkenntnis der Geistesgewalt begünstigt hatte: deiner, Tribun! – und betrieb stärker denn je deine Auslieferung an die erbötige Inquisition. Welche Irrlehre sprachst du je aus? Es war dein Wort von ‚des Herren Armut', das ihn nicht schlafen ließ."

Cola di Rienzo nickte gedankenvoll, dann blickte er auf mit bescheidenem Lächeln.

„Du hast mir häufige Feigheit vorgeworfen – aber da du alles weißt von meinem Leben, so mußt du nicht minder wissen, daß ich angstlos und stolz aus den sanften Händen des böhmischen Königs in die glühenden des Legaten mich gab – daß ich ungerührter Miene zwischen zwei Henkern in Avignon Einzug hielt – und daß ich bereit war, zu sterben."

Luciolo legte ihm die Hand auf den Arm.

„Zum wenigsten zeigtest du Mut. Wir hatten einen Zerknickten erwartet – der dann erschien, war ein König an Würde. Uns warf das in tausend Rätsel – war es nicht so, daß du die Jahre zuvor mit Siedlern haustest in den Abruzzen? – daß du jenen Mönch Angelo, der nicht einmal zu lesen vermochte, der vor jedem frischen Kömmling sich rühmte, außer dem Guß bei der Taufe sei nie Wasser an seinen Leib geraten und nichts als Bohnen und Eicheln in sein Gedärm – daß du diesen Verächter der Menschheit in weitumgehenden Briefen deinen heiligsten Führer nanntest? Wie sollte der Meister das wägen – der an Gott glaubt, wo er ihn strahlen sieht: vorzüglich in Männern unbeugsamen Willens sein Ebenbild wittert? Durfte er damals noch Zuversicht hegen, du fändest dich in deinen Ausgang zurück? – Nun aber bemerkten wir dich als den Alten – mächtig und schlicht, wie bei deinem ersten Amte in Avignon, war wiederum deine Rede – und als die Kongregation, die Häresie dir anzuklügeln verstanden hatte, nach dem Gebrauch ein letztes Wort vor dem Spruch dir noch freigab – da sagtest du leise:

‚Verdammt mich so, wie ihr sonst Gattenmörderinnen verdammt, Heilige Väter. Ein zweites Avignon freilich hab' ich nicht zu schenken – nur meinem Volke sein Glück!' Deine Antwort sprang nach draußen: tausendköpfig tobten sie vor den Türen des Domes, dir die Ketten zu sprengen – die Versammlung vertagte sich sprachlos. Clemens, als er deine Entgegnung erfuhr, empfing sie in sich wie ein Gift: er fühlte sich übel – und starb in der Woche danach. Wir aber, und alle, die auf uns hörten, jubelten um deinen Mut, denn dein Wort war so, als hättest du den Blitz angerufen, in die Scheiterhölzer zu fahren, die unter deinen Sohlen nur der Anzündung harrten. Damals war es, daß der Meister, selig der Ermannung deines Gemütes, nach Rom mich beeilte, zu dem Volke zu sprechen – lodernd von Treue, verlangten sie dich, ihren Bürger, in ihre Stadt zurück, setzten alle Papstdiener als Geiseln gefangen. Innocenz, der aus dem Konklave hervorging, durchschaute, was not tat: dem Kirchenstaat war nur aufzuhelfen, indem er dich den Römern zurückgab."

Cola, dessen Augen bis dahin oftmals wie verzückt am Munde Luciolos hingen, senkte plötzlich die Stirn, als fürchte er den Fortgang der Rede.

„Soll ich nun das Übrige hören? Doch du hast es schon ausgesagt. Ihr mußtet euch ärgern an mir: meinen Gedanken, die Apennina unter einem Helden zu einen, erdrosselte ich wohl, als ich mich anbot, den Papst zum Herrscher des neuen Eidbundes zu machen."

Luciolo wehrte ab.

„Der Petrarca beriet sich mit mir: wir erwogen, daß du vorderhand nichts andres vermöchtest. Innocenz stellte dich dem Kardinal Albornoz zur Seite: einem Mann, der nichts ahnte von den Bildern deiner Brust und wie das Volk anbetend davorlag, aber ein Feldherr war, dem es gelingen mußte. Fünfzehn siegreiche Schlachten hatte der hinter sich und Brust und Antlitz voll Narben – und viermal hatte der Mond nicht gewechselt: da war dem Papste zurückerfochten sein reiches Dominium: die Sabina, Tuscien, und Umbrien dazu! Auch den ungebärdigsten Kirchenfeind: jenen Johannes von Vico, schlug der Priester zusammen mitten in seiner Burg! – ‚Cola ist kein Soldat: sein Hirn ist zu fein', sagte der Meister, ‚aber warum soll er den Albornoz nicht schaffen lassen für sich? Ist das Reich erst bereitet, so beugt es sich lieber den Fasces als der Tiara.'"

„Du hältst solches für möglich?" Der Tribun durchkrampfte die Hände des andern mit den seinen.

„Ich halte es für möglich, Cola – aber es ist nicht genug, dich wie einst auf den Thron zu setzen. Du mußt annehmen, was du nicht hast, Freund", rief er aus, „sieh doch, wie selbst ein geistlicher Hirt, der unsichtbare Gnaden zwischen Himmel und Erde vermittelt, dann, wenn er ein Ziel sich gesteckt hat, nur auf die Gewalt der Erde vertraut: auf gepanzerte Männer! So lenkte auch Moses die Schlachten mit betendem Arm – aber die Leute unter dem Berge hatte er trefflich gerüstet vom Haupt bis zu den Zehen!"

Luciolo unterbrach sich zusammenfahrend: die Deckengebälke, deren Höhe der Schein der Ampeln nicht mehr erleuchtete, überliefen sich in rastlosem Wechsel

mit hellen und trüberen Flecken. Ein Hallen, wie von aufgeschmetterten Schwertern, durchklirrte die Luft — Rufe, Schreie und Pfiffe gellten mit ein.

„Gedenke des Sieges, Tribun!“ Gebieterisch hob der Bote die Rechte gegen Rienzo, der mit auslangenden Händen um sich griff, als hasche er nach einer Stütze. Aber der Blick Luciolos traf ihn so ernst und getrost, daß er Furcht zu zeigen sich scheuen mußte. So schritt er denn nur, um zu rasten, zu seinem Sessel — während Luciolo durch die Säulengitter zu seiten des Bogens sorglich nach draußen spähte.

Die Frühe war schon so weit fortgeschritten, daß der Palast einen Schatten warf: in diesem Schatten lohten die Fackeln der vielen Empörer noch wirksam. Die Wein- und Gemüsegärten dagegen, die hinter den Menschenhaufen ins Öde sich streckten, flimmerten weißlichgrau, als habe die leise kommende Sonne dicke Nebel niederzulegen.

Luciolo stand wieder vor der Tafel.

„Noch ist es nicht Zeit — es fehlt noch mehr als die Hälfte.“

„Ich begreife dich nicht, wenn du mir freund bist“, fuhr Cola mit jagender Stimme aus, „warum soll erst Zeit sein, wenn der Angreifer mehr als doppelt so viele geworden sind?“

Luciolo sprach nun lauter, um den Trubel des Platzes zu übertönen.

„Willst du das ganze Volk dir unterwerfen — oder ein Dritteil nur?“

„Du redest, als hättest du Heerscharen zu Gebote, die Rebellen niederzusäbeln — wie sonst: unterwerfen?“

Auch dieses Wort schien der Bote nicht vernehmen zu wollen: er lehnte sich an den Tisch und nickte Cola vertraulich zu.

„Sagt man nicht, daß sich am wohligsten plaudert, wenn draußen der Sturmwind braust? Es ist Oktober, da dürfen wir uns nicht wundern. — Was ich dir jetzt noch zu künden habe, zielt mehr als alles Gesprochene auf deine Zukunft, wenngleich das Gewesene der Stoff ist.“

Der Tribun lächelte fremd — ein Finger lief dem Gewebe des Tafeltuchs nach.

„Daß du mir lauschest: ich beschwöre dich, Herr! Wende deine Augen jetzt nicht ab von mir!“ Luciolos Mienen entbrannten: er schaute zu Cola nieder, als wolle er ihn durch einen Zauber bannen. „So ist es gut! — Rienzo, von Heerscharen redetest du — die wirst du einst haben a u s dem Volke, nicht g e g e n das Volk! Bedarf es dessen? Ich fürchte: du weißt noch gar nichts vom Volk — obwohl du von ihm erfahren hast, was dich widerlegen müßte! Wie willst du begreifen, daß sie den Aftertribunen, der doch so milde war, verhöhnten — wie das Wunderbarere, daß die Popolanen, von Albornoz mit Ordnung gesegnet, dennoch dich heischten von ihm zum Senator? Daß sie lieber den verhaßten Titel dir liehen, als dir völlig entsagen wollten? Daß sie vergessen zu haben schienen, nein wirklich vergessen hatten, daß du schwer ihnen auflagst in den letzten Jahren deiner Macht mit drückenden Steuern und gar solchen, die du zum erstenmal aussannst? Daß sie so grimmig dem Albornoz zusetzten, daß er nicht länger zu zögern wagte — nein, dir entbieten ließ nach Perugia: wenn du kommen wolltest, so habe er nichts dagegen? Nie hat er zwar ernstlich erwogen, daß du nach Rom,

in dem die Barone schon wieder Milizen auftrieben, dich je aufmachen würdest — aber er hatte nicht dessen gedacht, was dir immer emporhalf, wenn Not dir den Weg vertrat: an deine verführende Rede! Sie war es, die alle drei Monreali, von denen zwei in deinen Verliesen noch schmachten, überzwang, dir Gold und Truppen zu leihen — mit ihren fünftausend gewaffneten Söldnern zogst du von neuem in deine Stadt. Aber mehr als zwanzigtausend empfingen dich am Monte Mario mit Palmen und den letzten Rosen und den ersten Trauben: dich sehen und in die Knie stürzen war eins — und wiederum war es ein erster August. Zehn Wochen ist das erst her: jetzt endlich, dachte ich, wird er diese zur Wehr berufen, die geübteren Kompanien der Monreali zum Vorstoß befehlen — dann, Albornoz, lebe wohl — willkommen, Italia! — In Scharlach hülltest du dich als du rittest über die Engelsbrücke: wie eine Drohung aus Blut und Feuer ließ sich das an — laut grüßte ich dich mit Zuversicht. An den Stufen des Kapitols ergriffst du den alten Regentenstab — wie sie dich glücklich umjauchzten! Waren sie minder dein eigen als Pfingsten neun Jahre zuvor? Wahrlich: der Garten der Herzen war dir von neuem so eigen geworden, daß du hättest schneiden und ernten und pflanzen können darin, wie keiner ehedem außer dir! Höre mich, Cola: nie tu das wieder: ein Volk, das sich dir voll Liebe anheimgibt, nach Hause schicken, ohne sein Blut zu begehren — ein Volk, das sich hinwirft an seinen vergötterten Helden, ist wie ein Weib, das sich auszieht vor dem Geliebten: nicht Annehmen ist Verschmähen, ist Demütigung!"

„Es ist schon so, Luciolo" — Cola stammelte in großer Verwirrung — „ich hätte sie gern zu den Waffen geboten — aber..."

„Ich kann das ergänzen — trotz ihres Jubelsturms trautest du ihnen nicht! Das Tyrannenfieber: der Argwohn, war dir längst bis zu den Nieren gekrochen! Aber wärest du wenigstens versichert geblieben der Söldner der Monreali! Die hättest du kämpfen lassen können für dich: der älteste von ihnen, der Johanniterprior, war, wenn man ihm Gold gab, ein unüberwindlicher Kämpe! Doch du schontest dein Gold. Freigebig warst du nie: mit Bangen hat das der Meister schon an deinem frühsten Gehabe ersehn — aber, daß du den Ritter: den gleichen, der dir zur Rückkehr mit seinen Banden verhalf, durch trügliche Prozedur zum Tode verdammen und öffentlich unter dem Murren des Volkes, das ihm deinethalben zu Füßen lag, hinrichten ließest — das war Habsucht, denn du erbtest seinen Schatz. — Habsucht, Cola! — reiß aus deinem Wesen das verdächtigste Laster: wenn der Geist zu faulen beginnt, blüht aus dem Eiter die Habsucht! Deutlicher als graues Haar und zahnlose Kiefer, verrät Habsucht, daß einer alt ward — sei wieder jung!" Er hob den Kopf zu dem offenen Bogen: er kehrte den Tribunen an der Schulter ebendorthin. „Der Augenblick ist gekommen, wo ich dir sagen muß, warum dein Volk drunten dir zürnt. Stefano Colonna, der Hundertjährige, ist in der Stadt — unterbrich mich nicht um der Liebe Gottes willen! — er hat den Popolanen verbürgt, daß du der letztlich verhängten Steuern gar nicht bedarfst — ärger als das: daß du vermöchtest, nur mit der Hälfte deines Vermögens alle Armut zu tilgen! Und er hat dem Volke versprochen, nach deiner Meuchelung ihm auszuliefern, was immer man findet in deinen Gewölben, deine Güter draußen

unter die Lanze zu stellen zunutzen der Bürgerschaft — und dich am Ende der Rede einen geizigen Affen geschimpft! — Cola! das Volk ist zumeist selbst ganz räudig von Geiz — aber es duldet den Aussatz nie an seinem Helden! Siehst du nun, daß gar nichts verloren ist? Deine halbe Habe dem Volke und dein Gehalt, das es dir gönnt, noch dazu — das wiegt ein Versprechen des greisen gehaßten Wolfes wohl auf. — Besinne dich nicht: den ersten Rat, den ich dir gebe, nimm an!"

Ein Trommelwirbel, Luciolo lange vernehmlich, wurde jetzt klarer: die Takte lösten sich voneinander, und wie ein Hagel tönte der Schall vieler laufender Füße. Doch nichts von dieser äußersten Drohung schien in das Ohr des Tribunen zu kommen — wie ein Besessener, die Lippen verbeißend, blinzte er auf seinen Zeigefinger, der mit Zahlenzeichen die Luft durchfuhr — aber er schwieg.

„Was ist das an ihm?" murmelte Luciolo, „ist er nicht in dieser Minute zum erstenmal in der Nacht ganz bei sich selbst? Fand ich ihn nicht mit Rechnungslisten? Liegen sie nicht da auf dem Tuche?"

Mit einem Aufschrei hatte er die Pergamente errafft — und ehe Cola, in Stößen röchelnd vor Wut, ihm in den Arm fallen konnte, hatte er sie vielfach zerrissen. Er streute die Fetzen auf die Fliesen, packte den Tribunen, der auf ihn gefahren war, an der Gurgel und schüttelte ihn.

„Erwache! Jetzt ist das da, was ich dir sehnlichst wünschte, worum ich flehte zu Gott für dich: die Gefahr! Hörst du die Trommel nicht?"

Cola, aus dessen stieren und roten Augen zwei Tränen sickerten, drehte sich einmal völlig um sich herum — und als er sah, daß der Saal leer lag, umgriff er die Klingel. Luciolo entwand sie ihm rasch und zerrte den Klöppel aus der Umdachung.

„Popolo! Popolo!" dröhnte es in diesem Augenblicke aus der Tiefe so jäh empor, daß die beiden Männer sich ansahn, und von dem Schrecken, den sie in ihren Mienen lasen, wie zu Bildsäulen wurden. Doch durch Luciolos Wangen flog alsbald ein rosiger Schimmer: er öffnete unter dem Mantel eine Kapsel, die eine Locke des Petrarca umschloß, zog sie noch unter dem Stoffe aus dem Metall und führte sie fest an die Lippen.

„Tribun!" sagte er dann, „in jenem Winkel unter der Büste des Brutus gewahre ich Fahnen: sie tragen die Initialen der Stadt. Nimm eine dieser Fahnen — und so schreite die Stufen hinunter, die von dem Unterflur nach dem Platze führen. Dann sprich zu dem Volk: schenk ihm von deinem Überfluß, fordere sein Blut dir zum Schutze — und es ist dein wie zuvor!"

Cola regte sich nicht, es blieben sogar seine Augen, über die die Lider gesunken waren, geschlossen.

„Tribun!" — Luciolo schrie ihn an — „als du eintratest in die Versammlung der Inquisitoren, da hast du nicht gebebt, obwohl du zu lauter Häschern, zu unversöhnlichen Feinden gingst! — Da unten warten nur Freunde auf dich — Freunde, deren Hassen gestern noch Liebe war, und die auch jetzt nichts wollen als lieben. Was fürchtest du?"

Cola bewegte schwächlich die Hand — er schob einen Fuß vor, um das Gewicht des Körpers, der fallen wollte, zu fangen.

„Ein Feigling bist du!" — dem Boten rann Frösteln über den Rücken. „Jetzt durchschaue ich dich: in die Kardinäleversammlung wagtest du dich, weil es da nur galt: zu reden, zu reden... aber die Leute draußen halten in den Fäusten, wovor dir immer gegraust hat: Waffen!"

„Du hast recht — was kann ich tun?" Das war der erste Laut, der aus Colas speichelndem Munde kam. „Aber du vergissest eins, Luciolo: daß ich dem Volke nicht helfen kann, wenn ich tot bin — ein Führer muß sich bewahren!"

„In hundert Fällen, ja! — dann aber nicht, wenn die Stunde ihn ruft! Denn dann wird das Volk seinen Führer bewahren, nicht er sich selbst!" — er duckte sich wie zum Ansprung. „Was weißt denn du, geiler und prunkender Worteverschwender, Herdenwerber, Ausbeuter, von Führertum? Das Volk — zu dieser Weisheit leitete es der Himmel — will den Einen, um den es Mauern aus seinen Leibern erbauen soll, einmal auch im offenen Kampfe sehen — dich, Elender, sah es dort nie!"

Luciolo durchraste den Saal, zerrte ein Banner aus seinen Ringen und hielt es nun weit entfaltet. Er stampfte es vor dem Tribunen auf die Fliesen, daß das Wimpelkreuz klirrte, dann legte er dessen flatternde Hände dicht um den Schaft. Er warf sich ihm gegen den Rücken und schob ihn vor sich her auf die Pforte zu.

„Gott soll mich strafen, Tribun", keuchte er wild, „wenn ich einen Schritt von dir weiche auf deinem Weg — hinunter mit dir! — Und wenn du predigst — hier hast du den Text: ‚Resurrexit tertia die!'"

Cola di Rienzo lächelte bedächtig, indem er die Fahne gegen die Pfosten stemmte, um den Fortgang zu hemmen.

„Sie können mich von da unten aus weit weniger sehen, als wenn ich rede hier von dem Balkon: ist er nicht für solches gezimmert? — Denn das Schriftwort, das du mir angibst, ist gut — nur habe ich einen besseren Plan für die Weile, die der Predigt vorangeht, denn vorerst werden sie toben, um meine Stimme unhörbar zu machen."

„Von dem Balkon, Cola? Errötest du nicht? Sie glauben dich lange sehr furchtsam: ich weiß es. Nur wenn du die Treppe hinabschreitest, klopfen sie reuig an ihre Brust und schreien jeden als Verleumder aus, der dich eine Memme nannte!"

„Laß mich, ich befehle es dir!" sagte Cola mit kleiner Stimme. Dann räusperte er sich — seine verschobenen Züge begann Ruhe zu durchwirken, die von der starken Stirn ihren Ausgang nahm. „Störe mich nicht! ich erwäge bei mir die Worte; die notwendigen, die allmächtigen Worte."

Das Banner war nicht leicht — der Bote, ingrimmig verstummend, half es zu tragen bis fast in den offenen Bogen. Hinter den Säulen verbarg er sich: so konnte er den Tribunen sowohl wie einen Teil des Volkes im Auge behalten.

Kaum war Cola di Rienzo, der jetzt gar nicht mehr wankte, der Menge sichtbar geworden, als das Geheul „Popolo! Popolo!" aufwinselte zu so gierender Wut, als werde ein Böentreiben zum steifen Winde. Die Trommelwirbel, schon lange eingeschlafen, rotteten sich zusammen zu einem Geknatter wie von Unwetterschlägen, als geschehe dies auf Verabredung — Männer mit Trompeten und Hörnern umstellten den Balkon und dröhnten hinauf ohne Unterlaß.

Aber Cola wich nicht zurück, sondern senkte jetzt den Schaft des Banners so tief, daß es sich ganz entrollen konnte.

Der Tag war da: hoch glänzte auf der Atlasseide das Gold der vier Lettern des Ruhms: „Senatus Populus Que Romanus". Und jetzt gewahrte Luciolo, wie der Tribun, dem Toben entrückt, den Zeigefinger der Linken aufhob und schweigend auf jede dieser Lettern legte: auf das S, das P, das Q und das R.

Er hatte den letzten Buchstaben noch nicht berührt — da war es so still auf dem Platze geworden, als stände er leer. Mit einmal pfiff die Luft von einem Schrillen: Luciolo, eingedenk seines Abenteuers beim Spähen, wußte das rasch zu deuten. Aber dieser Pfeil hatte getroffen: die Sigel „Romanus" und die Linke des Tribunen hatte er ineinander geheftet.

Ein schrecklicheres Toben im Volke machte sich auf — ein Schrei wie der eines Sterbenden vermochte dies Toben zu übergellen — — „so: mit diesem Pfeil und Wundmal in seiner Hand, zum obersten Römer vom Schicksal gezeichnet, wird er sprechen zum Volk!" jubelte Luciolo. „Das Volk ist schon sein!"

Aber es wurde dunkel vor seinen Augen: das Banner neigte sich schwer durch den Bogen saaleinwärts zur Erde — und über ihm röchelte Rienzo.

Der Bote wollte ihm den Pfeil aus der Wunde reißen, ihn von neuem nach draußen stoßen — Gelächter, aufwiehernd aus höhnenden Gurgeln und schnell sich vertausendfachend, verriet ihm, daß alles verloren war.

Er begriff die Stunde nicht mehr — er entschloß sich, den Ausgedienten dort liegenzulassen und selbst zu dem Platze niederzusteigen, damit er dem Anvertrauten sein Leben durch den erlauchten Namen Petrarcas vielleicht noch errette. Er bückte sich zu dem Regungslosen, der auf dem Gesichte lag, und streifte ihm den Nacken. Kaum spürte er die harten Zierate des Kranzes, als er ihn aus den Haarsträhnen pflückte und unter die Decke des Tisches schob.

„Kannst du mich hören, Cola?" fragte er dann laut — viel lauter als not tat: denn über dem Auftönen der Frage wurde ihm die plötzliche Stille auf dem Platze zu Füßen bewußt.

Rienzo nickte mit dem Kopf in die Falten des Banners und stöhnte.

„Eine Hand ist dir noch heil!" — Luciolo bebte die Stimme — „finde den Mut, den Pfeil selbst aus der andern zu ziehen — wenn es auch etwas wehe tut. Ich will derweilen mit dem Volke verhandeln."

Der Tribun wälzte sich in die Knie: die blutdurchronnene Seide der Fahne hob sich an der durchbohrten Linken mit auf.

„Du willst mich befreien, Meister — Dank! Dank! Kommende Zeit wird erweisen, daß du das wagtest für unser Vaterland!"

Zugleich bemühte er sich, das Geschoß aus der Wunde zu biegen — der Bote, schon halb von ihm abgekehrt, schaute ihm zu.

„Pfeile haben Widerhaken, das ist nun einmal so", bemerkte er mit flammenden Augen. „Du mußt mehr Kraft anwenden. Zieh gradeaus!"

„Kraft!" murmelte Rienzo. „Kraft, ja Kraft . . ." — dann kniff er die Wimpern ein und begann an dem Pfeile zu drehen.

Luciolo durchflog die Innentreppe: er stand auf dem Hof, von dem die breitere

und ungleich längere, aus Zedernholz prunkvoll errichtet, zu dem Platze hinunterwies. Er sah das Volk einströmen durch die zerschmetterten Palisaden: ein paar alberne Burschen schleppten Wergballen, Pechkränze und Reisigbündel herbei und warfen sie auf die Stufen — einer trug eine Fackel und stopfte sie in den Haufen. Mannshoch schlug eine Flamme sogleich empor, sie wuchs zu Stockwerkshöhe und versteckte ihm alle Menschen. Die Locke Petrarcas zwischen den Fingern pressend, stürmte er die Treppen zum Saale wieder hinauf.

Cola lehnte atmend an seinem Tisch — der Pfeil lag am Boden. Ein Streifen Seide — Luciolo wollte nicht wissen, ob sie aus der Toga oder aus dem Banner gerissen sei — überwulstete die getroffene Hand. „Bist du schon zurück? was sagen sie?" rief er dem Boten entgegen, der hastig den Blick fortführte aus Colas rundaufstarrenden und geröteten Augen.

„Ich konnte nicht zu ihnen kommen: sie haben Feuer an die Staatstreppe gelegt. Mir war das ein Zeichen, daß du selbst tun mußt, was Gott will." In strengem Tone fügte er bei: „Du mußt sterben — eine Kleinigkeit ist das für den, der aufgehört hat zu leben."

„Heilen Leibes verbrennen?" — das klang gell wie ein Pfeifen.

„Gar nicht, Cola — du wirst die Gesindetreppe mit mir hinuntersteigen und durch das Pförtlein, das gleich auf den Platz geht, hinaustreten und auftun die Arme deinem betrogenen Volk, daß es dich erlöst von dir selbst."

Schritte in den Fluren des Palastes und Stimmen, beide verworren, hallten durchs Haus — aber nichts kam näher.

„Deine Diener sind es und Wachen", bedeutete Luciolo matt, „sie suchen dich nicht. Doch ich flehe dich an bei deinem Meister, ich beschwöre dich bei deiner Mutter: laß dich nicht aufstöbern hier wie der Fuchs in der Falle — schände nicht das heilige Kapitol!"

Cola bäumte sich.

„Was ich tun werde, geht dich nichts an — verstehst du mich? Ein andrer berät mich als du — ich weiß selber nicht wer. Ich schleiche in die Knechtestuben: da vermumme ich mich. So entrinne ich leicht mit den Übrigen — und wenn die Verfluchten dann vor dich kommen, so sage, ich wäre auf dem Wege zu ihnen."

Luciolo lächelte schmerzlich.

„Mich also, der ich mit dir war in dieser Nacht, werden sie schonen, meinst du? Aber du glaubst das wohl gar nicht. Tu, was dir gut dünkt — alles ist gleich."

Cola, als habe man einen Rüden entkoppelt, durchrannte den Saal und stürzte sich in das Stiegenhaus. Die Wolken des Qualms neigten sich bei den Arkaden herein: sie legten sich weiß über die Fliesen und krochen die Pilasterwände empor wie Schlangen. Luciolo kehrte sich nun auch dem Ausgange zu: er ging sehr langsam.

„Sagte mir nicht der Meister: ‚Jener ist kostbarer als wir?' — Ich will ihm folgen und beachten, wie es ihm glückt."

Schweren und mühsamen Schrittes nahm er Stufe um Stufe: fünf Fuß kaum über dem untersten Flur blieb er stehen und spähte auf die vorbeiziehende

Dienerschaft. Es waren ihrer nur wenige noch: die meisten mußten schon draußen sein.

Da bemerkte er einen, der mit einem Bettkissen um die Schläfen ging, als quäle ihn die Kopfgicht – ein Buckel hügelte den Rücken unter dem sackleinenen Überwurf. Hinkend schob er die Füße: der eine war nackt, der andere mit Lumpen umwickelt. Luciolo beugte sich vor – war es Rienzo? Der Bart des Humpelnden war in Zacken verschnitten, die Wangen verschmierten Ruß und Lehm.

„Tribun!" rief er ihn an – die Schultern des andern zuckten hoch – aber er humpelte weiter.

„Er ist es", hauchte der Bote und stieß die Stirn hart gegen die Mauer. „Wäre ich gestorben, ehe ich das sah!" Er schluchzte so tief auf, als wolle er mit diesem Atemrest sein Leben verjagen. Dann lockerten sich seine Hände und falteten sich. „Mein Auftrag! Ich folge dir!"

Vor dem niederen Ausgang drängte sich viel schreienden Volks: Häupter tauchten auf und nieder und gaben nur dann eine Lücke frei, wenn der Wind Rauchfetzen des Brandes von der Außentreppe hinuntertrieb. Von Hustenstößen gepackt, befragten sie die fliehenden Männer und Frauen nach ihrem Herrn – daß er noch drinnen sein müsse: wahrscheinlich gar in den Kellergewölben nahe den Monreali, war die gewöhnliche Auskunft.

Luciolo hielt jetzt unter der Pforte – auf Schritteslänge war er an Cola herangetreten, der eben hinausging. Der blickte sich nicht um und schüttelte die rechte Faust.

„Auf den Tyrannen, ihr Braven!" hörte er ihn brüllen in der platten Mundart der Tiberquartiere. „Auf den Tyrannen! Mich hat er erst gestern gepeitscht, als ich Brot und Fleisch aus der Küche zu den Bettlern schaffen wollte – drinnen liegt viel davon, und Besseres noch in Fülle! Mein Rücken – ah!"

Das Volk, voll Erregung, den Gesuchten endlich zu haschen, ließ den Schreier vorbeiziehn – einige der Hungrigsten ermunterten einander, Speisen aus den Kammern zu rauben, wo der Brand noch nicht herrsche. Plötzlich gewahrten sie Luciolo, den sie alle wohl kannten als Colas Freund – eine Axt blitzte über seinem Scheitel. Aber eine Faust schlug das Werkzeug zur Seite.

„Beileibe nicht! Der weiß, wo der Wucherer steckt!"

Und sogleich hatten sie ihn mit Stricken umschnürt und schleppten ihn johlend durch die Lücken der Palisaden.

„Fort mit ihm zu Stefano!"

Inmitten des kleinen Platzes war ein Gerüst aufgebaut und darauf ein Richtblock gestellt: diesen umsaßen in schweren Panzern und mit verbissenen und gierigen Mienen die Barone der Stadt. Über ihnen thronte erhöht ein Greis, dem ein schöner Knabe gegen die Achsel lehnte. Durch des Alten narbenzerpflügtes Gesicht zuckte unablässig Bewegung.

„Ist er das?" klagte er auf, kaum daß er die Bürde über den Schultern der Träger erblickte.

Sie schleuderten Luciolo auf das Gerüst vor Stefanos Füße.

„Gott verdamme uns! Nein! – aber er weiß, wo der Cola ist!"

Der Greis beugte sich vor.

„Um dein Leben geht's! Sag es uns!"

„Ich spreche keinen Satz aus als diesen einen, solang ich gefesselt bin – auch wirst du meine Fesseln nicht wollen, Stefano Colonna: mich entsendet Petrarca!"

Der Greis neigte den Körper noch tiefer, sog den Bart zwischen die Lippen und suchte mit Selbstbeherrschung geflüsterte Worte.

„Petrarca ist unverletzlich: er redet die Sprache der Engel – doch besser wäre er niemals zur Erde gestiegen. Er ist unser Freund – er ist unser Feind: er narrt uns, wie sonst nur der Himmel."

„Du siehst gut aus, Mann", sagte er dann vernehmlich, zog seinen Dolch vom Gehenke und durchschnitt die Seile an den Füßen, an den Armen und über der Brust.

„Nun sag's aus!" heiserte er – die alten Augen loderten rot zwischen den Tränensäcken.

„Ich darf das nicht sagen, Herr!" Luciolo war aufgesprungen und ragte frei vor dem Baron. „Denn mein Auftrag ist, den Tribunen zu behüten. Doch soviel wisse: das Kapitol birgt ihn nicht mehr."

Der Greis richtete sich drohend empor – doch ehe er die Rede wiederfinden konnte, setzte Luciolo die seinige fort.

„Du hast kein Recht, Colonna, einen einzigen Römer zu richten, geschweige ihr Haupt – der Kardinallegat Albornoz ist der Verweser der Stadt."

Stefano tat ein schütterndes wütendes Lachen.

„Kein Recht? – Das hab' ich, weil er mir meine Söhne und Enkel hinschlachten ließ im nomentanischen Tor – doch will ich weichen von meiner gerechten Rache, wenn du den letzten Sprossen des Hauses erflehen kannst!" – Und er wies auf den Knaben.

Luciolo betrachtete diesen: er fand ein schmales und feines hochmütiges Gesicht – über den zitternden Lippen blühte der erste Bartflaum.

„Wie heißest du, Knabe?" fragte er ernst.

„Wie ich heiße? Ich heiße Herr Giovanni: wie mein Großvater, aus dessen Blute der Mörder seinen Sohn wiedergetauft hat." Der Knabe spitzte nach diesen hastigen Worten den Mund, als wolle er trinken.

„Edler und holder Knabe, vielleicht wirst du alt werden, vielleicht auch nicht – aber schaffe dir zeitigen Ruhm durch Gerechtigkeit: den hehrsten Ruhm unter den Sternen! – Gib den Cola los an Albornoz."

Der Knabe lächelte wirr – alles Volk ringsum horchte lautlos und drängte sich vor auf den Zehenspitzen, auch die Barone hemmten den Atem. Von so großer Stille verstört, sah er sich um im Kreise.

„Jeder soll es wissen!" schrie er plötzlich hell auf, „ich würde den Cola von Tieren zerreißen und pfählen und schinden und vierteilen lassen – wenn der Urahn nicht wäre!" Er trat mit dem Fuß gegen den Richtblock, so daß das eingerammte Beil zu schwingen begann. Purpurne Röte durchjagte die bebenden Wangen. „Und wer sonst je wider die Colonna die Faust erhebt, dem soll das Gleiche geschehen!"

Das Volk, das im Anfang mit einigen Rufen Beifall gespendet hatte, wurde stumm wie zuvor — der Greis riß den Knaben jäh an sich und drückte ihm die Hand auf den Mund.

„Bote des Petrarca, du weißt nun, was du wissen mußt.“

Luciolo blickte prüfend in die Augen des jungen Giovanni und sagte bedauernden Tons:

„Ich hätte dies Kind nicht bitten sollen. Ein Kind urteilt nur nach dem Blute, und das Blut der Colonna war immer voll Haß. Wehe aber den Männern, wehe erst Greisen ...“

Das Antlitz des Alten schien fast zu zerbrechen vor Grimm — eben aber als er Luciolo Schweigen gebieten wollte, gellte Jubelgeheul so wild, daß die Runde der Barone zusammenfuhr und alle Popolanen hinüberschreckten zu den Gärten, aus denen das Toben herankam. Keiner achtete mehr auf den Boten — da wandte er sich in die Richtung des Lärmens.

Junge Burschen, halbnackte und zerlumpte, wälzten sich einer hinter dem andern gleich einer Schlange dem Platz entgegen: alle rannten vornübergeneigt, unrastiger noch darum im Schritt, weil unstillbares Gelächter sie rüttelte und stieß. Als sie näher kamen, unterschied er bald, daß sie an einem einzigen Seile einmütig zerrten, und daß dieses Seil verknotet war mit dem Griff einer Sichel, die in der Brust einer Leiche stak. Vor dem Schafott machten sie halt und spuckten in die Hände — dann ruckten sie noch einmal das Tau, hoben die Last von der Erde und schmetterten sie gegen den Richtblock — das Beil löste sich aus dem Schlitz und prallte auf die Planken.

Der Bote beugte sich über das Antlitz des Toten — er erkannte Cola di Rienzo und krümmte das Knie — nur um gleich wieder aufzustehen. Dann kehrte er den Baronen den Rücken zu — vor seinen Augen das Kapitol war nun eine einzige Flamme. Eben neigte sich der Balkon, auf dem der Tribun sein Wundmal empfangen hatte, brach krachend aus der Verdübelung und brauste in den Vorhof: die Kanzel des Redners, der die guten Herzen bezwang und den Schlag der wilden zum Stocken brachte, war nicht mehr.

Jetzt senkte sich auch die Mitte des steinernen Firstes: Luciolo suchte erloschenen Blicks nach den Lettern Roms zwischen den spritzenden Lohen. Da drang eine Stimme nah bei ihm so kreischend in sein Gehör, daß die Schläfen ihm schmerzten: ein Bettelmönch in zerfetzter scharlachner Kutte stand vor dem greisen Colonna.

„Eremit bin ich nur um diesen Schurken geworden“, schrie er voll Wut, „ich glaubte an das Gottesreich des Tribunen: an das Land, in dem Milch und Honig fließt! Könnt' ich den wieder aufwecken und siebenfach morden: einmal für jedes Jahr, in dem ich gutes Fleisch in den Unrat warf und spie auf die guten Weiber! Welk bin ich drüber geworden, wie die Blume im Feld, wie das Gras auf dem Acker — ach warum weiß ich erst seit einer Woche, wie der da wahrhaft genannt ist in der Apokalypse! Hört! Hört! Er ist das große Tier, das aus dem wüsten Meere auftaucht, um den Rest der Lebendigen zu verschlingen! — Erfuhr ich das aus mir selbst — das sei fern von mir Armen! Nein, der Mund Jesu: Angelo, der Heilige vom Monte Maiello, hat es mir heimlich verraten.

Da machte ich mich auf, um das große Tier zu erlegen: auf der Lauer lag ich Stunde um Stunde – und als er euch allen entrann, öffnete der Geist mir die Augen. Das Aas kam gewackelt und schmiß sich unter den Feigenbaum an der Marienkapelle – er wollte rasten und stöhnte! Mir kam er nicht gelegen – aber treu den Gelübden nahte ich mich, ihm zu helfen – da wies mir der Geist die Ringe an seiner Rechten. Ein Bettler mit Ringen? – ich holte die Linke aus dem Verband – siehe, sie war durchlöchert vom Pfeile der Rache! Eine Sichel lag auf dem Rasenstück . . ."

In der Wollust des Hasses versagte ihm plötzlich die Rede. Wie verzweifelt darüber, schlug er mit den Armen und haschte nach Luft, um wieder zu Atem zu kommen – aber Colonna bedeutete einen Soldaten, ihn wegzuführen.

Der Greis lockerte sich die Halsberge und beobachtete scharf den Knaben, der rittlings über der Leiche hockte und seine Fäuste rollte um das blutige Haupt. Wuttränen schossen aus seinen Augen – dann begann er die Stirn des Toten zu trommeln.

Luciolo hielt länger nicht an sich – er riß den Knaben von der Leiche zurück mit solcher Gewalt, daß er taumelnd von dem Gerüst in die Arme des Volkes fiel. Das hob ihn gleichmütig wieder empor, doch verharrte in jener Leisigkeit, die am Volke nicht gut ist.

Stefanos Antlitz glomm rot und düster in einem, wie ein verkohlendes Holzscheit – aufstöhnend reckte er den Arm gegen Luciolo, ihm Urlaub zu geben.

Der sank vor dem Toten langsam in beide Knie, und verblieb so. Er nahm die Hand mit dem Wundmal und legte seine Lippen eine Weile darauf – dann, ohne sich zu erheben, sprach er laut zu dem Alten.

„Stefano Colonna, was du hier sahst von dem Letzten eures Geschlechts, das ist immer die Art der Vaterlandsfeinde. Dieser aber, den jener jüngste Tyrann verhöhnte, war die Hoffnung Roms. Erfahre von mir!" – in seherischem Wohllaut tönte sein Wort – „Jahrhunderte werden vergehen, ehe die Hoffnung wiederkehrt: wiederkehren wird sie in einem, der sie erfüllt. Ich sehe ein Antlitz, ich schaue einen Helden . . ."

Der Greis hatte einem der Capitane, die an den Ecken des Hochgerichts ragten, ein Zeichen gegeben: der Speer, der in den Rücken Luciolos fuhr, durchbrach mit der Spitze die Brust. Über dem Tribunen brach der Bote zusammen.

Rundschau

Gegenwartswünsche und Fernziele. In immer stärkerer Form macht sich jetzt unmittelbar und mittelbar die Tatsache der gewaltigen englischen Aufrüstung in der Welt bemerkbar. Die große Politik orientiert sich nach ihr. Unter diesem Gesichtswinkel erhalten auch die Vorgänge im Donauraum und innerhalb der Kleinen Entente erst ihren richtigen Aspekt. Es ist nach wie vor damit zu rechnen, daß die Front England – Frankreich – Vereinigte Staaten sich verfestigt, und nach dieser Front dürften sich auch manche andere Staaten, wenn auch zunächst vielleicht nicht in sehr deutlichen Formen, ausrichten. Die zeitweise bedrohlich verschärfte Spannung zwischen Italien und England ist im Augenblick wohl kaum als akut zu bezeichnen, ohne daß aber irgend etwas erreicht wäre, das die Gründe der Spannung milderte. Nach außen geht das Streben Englands und Frankreichs auf Ruhe, denn England will eine ungestörte Krönungsfeier, und Frankreich wünscht, die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Pariser Weltausstellung voll auszunutzen. An der großen Linie ihrer Politik werden aber beide Regierungen durch solch zeitbestimmtes Streben nichts ändern. Die Regierung Blum erweist sich immer wieder stärker als ihre Gegner hoffen.

Das Ringen in Spanien geht weiter, es ist aber möglich, daß durch die inzwischen aktiv gewordene Kontrolle auch hier ein Nachlassen der Kampfeslust fühlbar wird.

England hat erneut Schwierigkeiten in Indien, da die indischen Politiker auch mit schärferen Mitteln beginnen, die neue Verfassung zu sabotieren. Aber die Geduld der Regierung ist wohl begrenzt.

Japan dürfte die nächste Zeit stärker als bisher mit inneren Schwierigkeiten sich zu beschäftigen haben, da der Wahlkampf heftig geführt wird und die Regierung nach seiner Beendigung vor sehr ernsten Entscheidungen stehen wird. Es ist auch sonst dafür gesorgt, daß unter der Decke eines sichtbaren Ruhebedürfnisses die großen Entscheidungen heranreifen können.

Flugschule für Vögel. Im Märzheft der „Deutschen Rundschau" wurde an dieser Stelle auf die sympathische Absicht einiger Engländer hingewiesen, für ihre treuen vierbeinigen Kameraden aus dem Weltkriege, die Kriegspferde, ein Paradies auf Erden einzurichten – wozu wir allerdings von englischer Seite erfuhren, daß den menschlichen Veteranen des Krieges auch in England noch nicht allgemein eine Fürsorge zuteil geworden ist, die ihnen das Leben so leicht macht, wie es den Pferden aus dem Kriege jetzt beschert werden soll. Trotzdem bleibt die oft bis in krause Blüten gesteigerte Tierliebe der Engländer eine sehr liebenswerte Eigenschaft dieses Volkes. Nach einem Bericht der „Times" äußerte sie sich kürzlich auch darin, daß bei einer notwendig gewordenen Versteigerung eines Aquariums für eine nicht unbeträchtliche Summe sich ein Käufer fand, der alle schwimmenden Bewohner des Aquariums erwarb mit der Auflage, sie der Freiheit im Meere zurückzugeben. So wird auch nach dem

„Observer" in England jetzt ein Gedanke aufgenommen und verwirklicht, der schon in Wien und Neuschatel durchgeführt ist, wo man Flugschulen gegründet hat, um gefangene Vögel, ehe man sie der Freiheit zurückgibt, das Fliegen und die Anpassung an eine nicht von Gitterstäben umhegte Umwelt zu lehren. Miß Margaret Bradish ist eine der freiwilligen Helferinnen, die diese Vogelschule einrichtet und betreut. Die Schule befindet sich auf Embar Farm, East Molesey. Sie soll den Anfang bilden für eine ganze Reihe von gleichen Liebeswerken an der Kreatur, die sich über ganz England verbreiten sollen. Die Schule ist in drei Abteilungen geteilt: erstens Wildvögel Englands, die in Freiheit gelassen werden, sobald sie gelernt haben, für sich selber zu sorgen. In der zweiten Abteilung sind fremde Vögel, d. h. außerenglische, die wegen der klimatischen Verhältnisse nicht in die freie Luft entlassen werden können, für die man in der Form sorgen will, wie Miß Bradish es ausdrückt, „to make them as happy as possible". Die dritte Abteilung endlich soll von Papageien bevölkert werden, die für die beiden anderen Abteilungen zu groß und zu stark sind.

Alle Abteilungen sind mit jedem erdenklichen Komfort ausgerüstet. Und man muß anerkennen, daß der menschliche Geist hier wirklich es verstanden hat, aus der Seele der Vögel und nicht aus seiner eigenen zu denken. Für alle drei Abteilungen gibt es einen Watchers room, in dem ein sachverständiger Vogelfreund den ganzen Tag über seine Pfleglinge beobachtet. Die Mittel für dieses sympathische Unternehmen stammen aus freiwilligen Spenden. Ob wohl eines Tages ein Engländer oder eine Engländerin auch auf den Gedanken kommen wird, eine gleiche Fürsorgeanstalt einzurichten für die gegen das Gesetz ihres Lebens zu Unrecht in Gefängnissen sitzenden englischen und auswärtigen Menschen? Die Folgen wären unabsehbar.

Berufsfehler. Man sagt, daß es für Ärzte und Rechtsanwälte die Möglichkeit gibt, sich gegen die Kunstfehler in ihrer Arbeit, die die menschliche Unzulänglichkeit immer unvermeidbar machen wird, zu versichern — böse Menschen nennen diese Form der Versicherung eine Versicherung gegen Dummheit — für den Schriftleiter gibt es eine solche Versicherung noch nicht. Über ihm waltet ein in seinen letzten Ursachen noch nicht geklärtes Gesetz, nach dem er bis zum Ende seiner beruflichen Tätigkeit zum mindesten einmal in seiner Arbeit einen Menschen fälschlich totsagt. Zur Erklärung solcher Entgleisung genügt weder die Feststellung tatsächlicher beruflicher Überlastung noch das verlockende Vorhandensein der Nekrologe für sämtliche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in dem gut assortierten Archiv. Hier spielt irgendwie ein Berufskobold aus dem Zwischenreiche mit, dem man das Handwerk nicht legen kann. Und nun sind auch wir der Berufssünde bloßgeworden: der bekannte Literarhistoriker Professor Dr. Georg Minde-Pouet, dem wir so Wesentliches für die Kleist-Forschung neben vielen anderen Leistungen verdanken, ist in der Februarnummer der „Deutschen Rundschau" als „kürzlich verstorben" bezeichnet worden. Er lebt. Und arbeitet. Und wird hoffentlich bald gerade auf diesen Blättern Zeugnis von seinem Leben und Schaffen ablegen. Wir dementieren uns also, im festen Glauben an die oft

bewährte Tatsache, daß gerade den fälschlich Totgesagten, wiederum nach unerforschlichen Gesetzen, ein besonders langes Leben und Schaffen beschieden ist.

Berliner Theater. Die Hoffnung, den Berliner Spielplan durch Klassiker-Aufführungen bereichert zu sehen, hat sich zum Schluß des Theaterwinters erfüllt. Das „Schauspielhaus am Gendarmenmarkt" brachte „König Richard III." unter der Regie von Jürgen Fehling in einer Neueinstudierung heraus, die von allen aus früheren Jahren erinnerlichen Aufführungen dieses blutigen Dramas sich wesentlich unterschied. Auch Fehling nimmt neuerdings zu seinen Spielleitungen in stärkerem Maße als früher Anregungen aus dem Film hinzu. König Richard spielte Werner Krauß; unvergeßlich aus dieser Aufführung bleiben die Königin Margaretha von Hermine Körner und Maria Koppenhöfer als Elisabeth. Auch das „Deutsche Theater" brachte eine Shakespeare-Aufführung, den „Coriolan", in der Regie von Erich Engel. Auch hier stand eine Frau, die Volumnia von Mary Dietrich, beherrschend auf der Szene; die Leistungen des trefflich zusammenspielenden Ensembles, in dem Prominente auch kleinere Rollen übernommen hatten, hielten neben ihrer Leistung und der von Ewald Balser als Coriolan stand. – Kleists „Amphitryon" war unter der Spielleitung von Lothar Müthel die nächste Klassiker-Aufführung des „Schauspielhauses am Gendarmenmarkt" mit Paul Hartmann als Jupiter, der sehr feinen Alkmene Hilde Weißners, die in der Anlage der Rolle an Hebbels Rhodope erinnerte, der den Lustspielstil Kleists ausgezeichnet treffenden Käthe Haack als Charis, mit Günther Hadank als Amphitryon, der die unlösbare Peinlichkeit des Stoffes in vornehmer Weise unterstrich, und dem derb-lustigen Paar Aribert Wäscher und Will Dohm als Merkur und Sosias. – Die Volksbühne brachte im „Theater am Horst-Wessel-Platz" Ibsens Schauspiel „Ein Volksfeind" heraus in der Regie von Gerhart Scherler, eine Aufführung, die eine erstaunliche Gegenwartsnähe dieses Stückes in seiner Wirkung aufs Publikum bewies. – Im „Theater in der Saarlandstraße" gab es eine neue Aufführung von Sherriffs Kriegsdrama „Die andere Seite", inszeniert von Heinz Dietrich Kenter, die man getrost in ihrer aufrüttelnden Wirkung neben die unvergeßliche erste Aufführung in Berlin setzen konnte, besonders da in dieser neuen Aufführung Christian Kayßler in tragender Rolle auftrat. Dann folgte im gleichen Theater Rolf Lauckners Komödie „Der Hakim weiß es", die mit Recht nach ihren verdienten Erfolgen in der Provinz nun endlich auch auf die Berliner Bretter kam. Dem Verteilungsplan der Volksbühne nach spielte das „Theater am Nollendorfplatz" weiter Operetten: „Die Geisha", gegen deren Wiederaufnahme in den Spielplan bisher noch keine diplomatischen Proteste Japans oder Chinas vorliegen, und „Lady Hamilton", die Operette von Eduard Künnecke. Das „Theater am Horst-Wessel-Platz" brachte als letzte Neuheit Bernard Shaws Komödie „Pygmalion" mit Flokina von Platen in der weiblichen Hauptrolle, während im „Kleinen Haus" Oscar Wildes „Bunburry" eine glänzende und erfolgreiche Auferstehung erlebte.

Neben dieser Bereicherung des Spielplans durch Klassiker und andere in ihrer Bühnenwirksamkeit bewährte Stücke soll das Wiederauftreten von Curt Götz mit seinen drei Einaktern „Die tote Tante und andere Begebenheiten" („Theater am Kurfürstendamm") nicht vergessen sein, die schon allein wegen Curt Götz' souveräner schauspielerischer Leistung bei jedem neuen Publikum ihres Erfolges sicher sein dürfen. Heinrich George bereitete sich selber die schönste Ehrung zu seinem Bühnenjubiläum als Götz in Goethes „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" (Schiller-Theater), unter Einstudierung von Hansjoachim Büttner, in der er seine ganze schauspielerische und menschliche Vitalität in der Vollendung zeigte.

Von französischen Stücken sah man in diesem Theaterwinter nur ein einziges: André Birabeaus Lustspiel „Mein Sohn, der Herr Minister" („Komödienhaus"), das vielleicht gerade wegen dieser Einmaligkeit mit seinem überlegenen politischen Witz eine begeisterte Aufnahme fand, um so mehr als die Leistungen von Paul Henckels und Hansi Arnstadt die erforderliche elegante Leichtigkeit hatten.

So bleibt der Eindruck des Berliner Theaterwinters der, daß durch eine — zwar nicht nach einheitlichem Plane getroffene — Auswahl von alten und neuen Stücken das Theater im Anlauf ist, sich seinen alten Platz zurückzuholen. Pechel.

Der Mann vom „Dünenhaus". Stefan George hat vielleicht etwas reichlichen Gebrauch von dem Vorrecht des Genies gemacht, allerlei Weggenossen seines irdischen Schicksals ein Stück weit in die Gefilde der Unsterblichkeit mitzunehmen. Der Widmungen besonders im „Siebenten Ringe" und in den „Liedern von Traum und Tod" sind wohl zu zahlreiche, als daß jedem Leser und Freunde Georgescher Gedichte alle noch gegenwärtig sein müßten. Wir wollen daher dem Gedächtnis ein wenig aufhelfen, weil sich unlängst ein schmerzlicher Anlaß hierfür ergeben hat: das zweite Gedicht der „Lieder von Traum und Tod" — eines der schönsten und schwermütigsten Georges — ist unter dem Titel „Dünenhaus" Albert und Kitty Verwey gewidmet. George hat hier der Freundschaft zu einem Manne (und einem Hause) ein Denkmal setzen wollen, der in Deutschland im wesentlichen bloß durch ihn bekannt geworden ist. Dies, obwohl auch Verwey ein bedeutender zeitgenössischer Dichter war und dem benachbarten holländischen Volke entstammte, dessen Sprache bei uns aber vielleicht gerade darum so wenig gekonnt wird, weil sie bloß als ein verselbständigter Dialekt des Niederdeutschen nicht genügend Mühe und Reiz des Lernens bereitet. Dieser holländische Dichter Albert Verwey würde nun am 15. Mai des laufenden Jahres 72 Jahre alt geworden sein. Er hat aber diesen Geburtstag nicht mehr erlebt und ist in völliger körperlicher und geistiger Frische am Nachmittage des 8. März plötzlich gestorben, nachdem er bis zuletzt in dem von George besungenen Dünenhaus in Noordwyk aan Zee gewohnt und in seinen letzten Lebensjahren ein „lastloses" Alter genossen hat, „ohne ein Ziel, wartend auf seine Stund'".

Der Tod ist der laute Schrei, mit dem für begnadete schöpferische Menschen das Leben in der Unsterblichkeit in die Geburt eintritt. Oder, wenn dies etwas zuviel gesagt sein sollte, so wird doch zum mindesten das Maß ihrer Größe oft davon bestimmt, ob der Verlust der irdischen Existenz eine Mehrung ihres wirkenden Pneumas auslöst oder nicht. Verwey hat in seinem Vaterlande zwar keineswegs bei Lebzeiten zu den Verkannten gehört, er hat aber doch auch nicht in der gleichen Weise seinen Ruhm und seinen Mythos schon vorweggenossen wie der ihm sonst in manchem Sinne parallele George. Auch er ist vornehmlich Lyriker gewesen von seinem ersten Gedichtbande „Persephone" (den er als Zwanzigjähriger veröffentlichte) bis in die letzte Zeit, obwohl gerade diese seinen Namen auch in Deutschland mehr durch zwei Prosaarbeiten („Rhythmus und Metrum" und ein Erinnerungsbuch an George) auffrischte. Dabei hat Verwey allerdings nicht ein so freies Dichterleben wie George geführt. Er hat überhaupt weniger Wert auf existentielle Wirkung und Haltung gelegt, sondern ist seiner Stellung im Leben nach ein schlichter bürgerlicher Mensch und Schriftsteller gewesen, der seit dem Jahre 1924 mit einem Lehrauftrag für niederländische Literatur an der Universität Leiden und dem dazugehörigen Professorentitel geehrt wurde. Neben seinen eigenen Dichtungen hat er sich außerdem noch durch eine Übertragung von Dantes „Göttlicher Komödie" ins Holländische bekannt gemacht, auch hierin dem deutschen Meister verwandt. Und doch sind alle diese Leistungen selbst in seiner Heimat nicht von so durchschlagender Wirkung gewesen, daß die Taxation seines Werkes bereits feststünde oder wenigstens durch den Tod keine wesentliche Änderung mehr erfahren könnte. Wir glauben vielmehr, daß vor allem die europäische Auswirkung Verweys — und was wäre ein Holländer, der sich nur auf sein Vaterland beschränken müßte? — vielleicht jetzt erst nachdrücklich in Gang gebracht werden könnte. Durch adäquate Übertragungen in erster Linie, wie sich versteht. Außer von George selber sind bislang nur von Gundolf, Cronheim und Pannwitz einige Dichtungen Verweys ins Deutsche übertragen worden. Verwey selber soll diejenigen Pannwitz' für die besten gehalten haben, hat aber für eine solche Beurteilung vielleicht doch nicht genügend im Geist der deutschen Sprache fühlen können, obwohl er ein reines Deutsch sprach und verstand. Die Pannwitzschen Übertragungen vermochten jedenfalls noch keinen so nachhaltigen Eindruck des Dichters zu übermitteln, wie man ihn von den Originalen her erwarten könnte. Hier liegen daher noch Aufgaben für kommende Übersetzer, wenn Verwey erst einmal außerhalb seiner Heimat entdeckt sein wird, wozu der Tod, wie gesagt, nicht selten den entscheidenden Anlaß bietet.

Naturkunde mangelhaft. Der Monat Mai ist gewissermaßen der Ausstellungsmonat der Natur, und es gibt keine Jahreszeit, in welcher der Mensch so oft ungewollt seine Bildungslücken und seine Wirklichkeitsferne enthüllt wie in diesen Wochen, wo die Natur mit geradezu aufdringlichen Farben und Lauten um unser Interesse zu werben scheint. Blumen, Schmetterlinge und Vogelgesang spielen auf dieser alljährlichen Frühjahrsmesse die Hauptrolle. Die entsprechenden Gebiete praktischer Naturkenntnis sind es aber auch, an denen der normale

Bildungsgang des heutigen Menschen so todsicher vorübergeht, daß man meistens von vornherein auf einen Autodidakten schließen kann, wofern einem im Leben einmal ein Mensch begegnet, der nicht die gewöhnliche krasse Unwissenheit in diesen Dingen besitzt. Eine solche hat übrigens mit der Frage ob Städter oder Mensch vom Lande recht wenig zu tun. Es ist ein oft berichtigter Irrtum, daß der Bauer, ja selbst der Förster, Jäger, Fischer oder Schäfer immer ein vertrauteres Verhältnis zu den tierischen und pflanzlichen Mitbewohnern unserer Erde entwickelt hätte als der Städter, der mit ihnen schon durch seine Lebensweise weniger in Berührung kommt. Beide Parteien haben sich nichts vorzuwerfen und die Unwissenheit hört in der Regel erst da auf, wo die unmittelbaren Berufsinteressen beginnen, die bei den naturnäheren Berufen allerdings ein wenig weiter in die Gebiete der Naturkunde reichen als bei den Stubenberufen. Und doch, Hand aufs Herz: wer weiß auch unter jenen, was ein Gamanderehrenpreis oder ein Buschwindröschen sind, wie der Sauerklee oder das Wiesenschaumkraut aussehen, wodurch sich ein Admiral und ein Pfauenauge von einander unterscheiden? Wer kennt den Gesang des Fitislaubsängers oder der Grauammer, der Zaungrasmücke oder des Gartenrotschwanzes; ja wie wenige haben überhaupt jemals schon mit sicherem Bewußtsein der Unterschiede zu anderen Vogelgesängen eine Nachtigall schlagen hören? Wir haben hier nur eine Reihe aus dem Alltag des Frühlings gegriffene Beispiele hergezählt, die sich ins Endlose vermehren ließen, ohne daß wir nun diese Beispiele um ihrer selbst willen meinten als vielmehr das große hinter ihnen verborgene Problem.

Die Naturwissenschaften scheinen einem bisweilen auch heute noch esoterischer als die Mystik zu sein, und zwar schon in ihren Elementarlehren. Hat nicht z. B. Kopernikus im Grunde genommen für die Mehrzahl der Menschen ganz umsonst gelebt, für die Mehrzahl auch der gebildeten Menschen! Wie wenige außer den Fachleuten haben in ihrem Leben auch nur einmal den Versuch gemacht, sich am abendlichen Sternhimmel das kopernikanische Weltbild mit der Stellung der Erde, des Mondes, der Planeten und der Fixsterne zur Ekliptik und zur Sonne konkret deutlich zu machen! Dies mag nun alles noch angehen, wenn sich nicht andererseits doch immer wieder der Zwang bemerkbar machte, einiges Richtige von diesen Dingen zu wissen. Mit dem uninteressierten Menschen, der diese Interessenlosigkeit zugibt, läßt sich freilich nicht streiten, wohl aber mit demjenigen, der falsches oder schlechtes Wissen entwickelt und weitergibt. Da sind u. a. die Dichter, die immer noch Philomele besingen, ohne jemals eine wirkliche Nachtigall gehört zu haben, oder andere Stimmungsmacher, welche die Sichel des untergehenden Mondes am Abendhimmel erscheinen und Hesperus „wie einen Diamanten funkeln" lassen, ohne zu ahnen, wie sehr sie mit ihrem „Realismus" auf diese Weise in eine tödliche Falle gegangen sind. Wozu aber Übelstände aufweisen, wenn man nicht Wege zu ihrer Abhilfe zeigen kann? Weil uns scheint, daß hier das Aufweisen, das nicht oft genug zu wiederholende Aufweisen bereits der einzige Weg zur Abhilfe ist: eine Scham bei dem gebildeten Menschen zu erzeugen, wo er bislang nicht nur seiner Unbildung, sondern auch seines krassen Falschwissens sich in der Mehrzahl der Fälle nicht im mindesten zu schämen pflegt.

Hauer illustriert. Auch heute kann man in den an Zeitschriften immer noch ungewöhnlich reichhaltigen Zeitungskiosken Überraschungen erleben. Da hängt zum Beispiel eine Zeitschrift „Deutsche Leibeszucht" mit dem Untertitel „Blätter für naturnahe und arteigene Lebensgestaltung", von der es eine Ausgabe A und eine Ausgabe B gibt, welch letztere nur an geschlossene Bünde geliefert wird. Verantwortlich zeichnet Karl Bückmann in Mildensee bei Dessau; die Zeitschrift erscheint im Verlage von Emil Wernitz & Co. in Berlin. Ausgabe A und B zusammen geben als Auflage 10500 Exemplare an. Die Aprilnummer dieser Zeitschrift enthält eine hymnische Beschreibung „Unser Winterlager 1937" des „Bundes für Leibeszucht" von Siegfried Eichler, verschiedene arteigene Gedichte und Sprüche, einen Beitrag von Hertha Rohr „Die Notwendigkeit der körperlichen Bildung" und einen Auszug aus Jack Londons „König Alkohol". Das Kernstück des Heftes ist ein Aufsatz von J. W. Hauer „Wohin des Wegs? Rückblick und Ausblick über die Deutsche Glaubensbewegung". Was Hauer zu sagen hat, ist aus vielfachen Wiederholungen zu bekannt, als daß ein Eingehen darauf sich rechtfertigte. Interessant ist nur, daß in den Aufsatz eingeschoben und am Schluß des Aufsatzes Bilder von Mitgliedern des Bundes für Leibeszucht sich finden, auf denen sie in arteigener Nacktheit, nur mit Skiern, Stiefeln und Wollsöckchen bekleidet, im Adam- oder Evakostüm sich dem erstaunten Betrachter darbieten. Man kann die Mitglieder, die hier aufgenommen sind, im Bilde von vorne und von hinten genießen. Die Einfügung in den Hauerschen Aufsatz soll zweifellos eine organische Verbindung mit seinen Zielen andeuten. Die Komik der nackten Menschen in Wollsöckchen ist unwiderstehlich und wird dadurch nicht gemildert, daß die dargestellten Figuren nicht ganz dem Ideal durchtrainierter Leiber entsprechen. Was diese Bilder mit Arteigenheit — gemeint ist doch wohl selbstverständlich germanisch-nordische Art — zu tun haben, bleibt um so unerfindlicher, wenn man sich an die Worte von Tacitus über das Verhältnis der Geschlechter bei den Germanen und an germanischen Sagen, Mythen und Überlieferungen erinnert, in denen nirgends — schon aus klimatischen Gründen nicht — Nacktkultur gepredigt wird, die im deutschen Volke erst als eine recht bedenkliche Erscheinung der Nachkriegszeit auftrat. Vielleicht gibt der Text einer Annonce einen Schlüssel zum Verständnis, die auf arisch doch stark an nur zu wohlbekannte Inserate in nicht so streng arteigenen Blättern früherer Zeit erinnert: „Mensch und Sonne. Mit ernster Sittlichkeit beweist Surén die Wiederanerkennung des nakten (sic!) Körpers, um zum rassischen Aufschwung zu kommen. 96 herrl. Abbild. Preis RM 4.20 u. Porto. Buchvers. ‚Lebensfreude', Dresden-A. 1. Verlangen Sie gratis meine Liste: Wertvolle Bücher fördern Gesundheit u. Lebenserfolg." Ob Hauer sich über diese Verbindung freut?

Randbemerkungen

Die Kunst des Lesens, diese besinnliche und erhebende Lust, liegt bei vielen Menschen offenbar danieder. Sie wurde zum Zeitvertreib degradiert und dient als Notbehelf, um Kenntnisse zu erraffen. Die Fähigkeit zur einfühlenden und verständnisvollen Lektüre ist sogar dort nicht mehr vorhanden oder noch nicht ausgebildet, wo man sie als etwas Selbstverständliches voraussetzen sollte. Bei Kontroversen in Zeitschriften nimmt man wahr, daß die Leute nicht lesen können. A. hat einen Aufsatz veröffentlicht, der B. in Harnisch bringt. B. setzt sich also hin und verfaßt eine hohnvolle Entgegnung, die nicht von schlechten Eltern ist. Worauf A. in seiner Erwiderung überlegen feststellt, er habe in jenem Artikel genau dasselbe gesagt, was B. behauptet (folgt Zitierung der betreffenden Stelle). Liest man den Aufsatz daraufhin durch, dann ergibt sich, daß der Angreifende tatsächlich den Sinn der Sätze nicht erfaßt hat. — Zwei ärgerliche Erlebnisse mit Schriftstellern, deren Namen jeder Gebildete kennt, mögen das Thema ergänzen. Dem einen drückte ich einen Roman nicht nur in die Hand, ich legte ihm den schmalen Band auch ans Herz. Unbemerkt zog er sich in eine Ecke des Nebenzimmers zurück. Nach 20 Minuten erhielt ich das Buch mit Dank wieder. Er hatte es durchflogen. Meine Entrüstung — „Du willst Schriftsteller sein?! Dabei offenbarst du eine so niederträchtige, eine so schamlose Nichtachtung des geschriebenen und gedruckten Wortes, daß du den Band in ein paar Minuten überfliegst!" — dieser entrüstete Einwand verfing nicht recht. Mit dem untrüglichen Instinkt des Kenners hatte er das Wesentliche des Buches so rasch und genau erfaßt, daß man sich mit ihm eine halbe Stunde lang gescheit darüber unterhalten konnte. Bald darauf erörterte ich mit einem Dichter ein Thema, über das ein verstorbener Satiriker einen prachtvollen Essay geschrieben hat. Da man die geformten Sätze, um die am Schreibtisch in aufregenden und aufreibenden Nachtstunden gerungen worden war, bei denen jedes Satzzeichen, das Sinn und Bedeutung hat, reiflich erwogen ist, gar nicht oft genug lesen kann, griff ich nach dem Buche, um gemeinsam die mit geistigem Sprengstoff geladenen Zeilen Wort für Wort auszukosten. Ich hielt gerade beim fünften Satze, als der andere schon mit der nächsten Seite fertig war, deren sachlichen Inhalt er obenhin zur Kenntnis genommen hatte. Wer Mut zur Banalität aufbringt, müßte jetzt sagen: Wenn das am grünen Holz — —. Mit erhobener Stimme also: „Denn so man das tut am grünen Holz, was will am dürren werden" (Lukas XIII, 31). Jene Männer sind nicht zu beneiden, die berufsmäßig jährlich ein Fuder Bücher besprechen müssen. In 99 von 100 Fällen urteilen sie zutreffend. Sie riechen sozusagen, was mit einem Buche los ist. Verlag, Ausstattung, Druck, Reklame, Text des Waschzettels, freundschaftliche Beziehungen, der Umkreis, aus dem der Autor stammt, das alles sagt dem Erfahrenen viel. Genug jedenfalls, um dem Autor und seinem Werke eine Handvoll lobpreisender Redensarten gleich einem bunt prasselnden, rasch zerstiebenden Konfettiregen hinterherzuwerfen. Solche Kritiker haben sich eine nachtwandlerische Sicherheit angeeignet, mit einem Blick, durch Erfassen ganzer Seiten, sich den Autor und seine geistige Haltung zu vergegenwärtigen. Aber das stimmt nicht stets. Man hat selber oft genug ein Buch wieder beiseitegetan, weil man das Gefühl hatte, es gehe einen nichts an. Später nahm man es zur guten Stunde, zur guten Stunde, darauf kommt es an, wieder vor und gestand sich, daß man damals ein beträchtlicher Esel gewesen sei. „Die Poggenpuhls — eine Frau Majorin Poggenpuhl mit ihren drei Töchtern Therese, Sophie, Manon — wohnten seit ihrer vor sieben Jahren erfolgten Übersiedlung von Pommersch-Stargard nach Berlin in einem gerade um jene Zeit fertig gewordenen, also noch ziemlich mauerfeuchten Neubau der Großgörschenstraße, einem Eckhause, das einem braven und behäbigen Manne, dem ehemaligen Maurerpolier, jetzigen Rentier August Nottebohm gehörte. Diese Großgörschenstraßen-Wohnung war seitens der Poggenpuhlschen Familie nicht zum wenigsten um des kriegsgeschichtlichen Namens

der Straße, zugleich aber auch um der sogenannten ‚wundervollen Aussicht' willen gewählt worden, die von den Vorderfenstern aus auf die Grabdenkmäler und Erbbegräbnisse des Matthäikirchhofs, von den Hinterfenstern aus auf einige zur Kulmstraße gehörige Rückfronten ging, an deren einer man, in abwechselnd roten und blauen Riesenbuchstaben die Worte ‚Schulzes Bonbonfabrik' lesen konnte. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß . . ." Also möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ungeduldige Leser nach zehn solchen Seiten den Fontane-Band beiseitelegen, statt langsam Satz für Satz auch noch die elfte und zwanzigste Seite vorzunehmen, wo mit einem Male die raschelnden papiernen Sätze nicht mehr nach verwelktem Moder riechen, wo der Staub sich als Schmelz erweist. Fontane ist es zeitlebens nicht berückend gut ergangen. Da auch heute viele Leute, die mitreden wollen, noch immer nicht die nötige Demut und Andacht zur Lektüre aufbringen, so würde es Fontane vermutlich auch jetzt nicht viel besser ergehen. Es gibt keine, überhaupt keine Lebenslage, kein Gebiet der Kunst, keinen Bezirk der Gefühlswelt, es existiert nichts, worüber sich nicht ein Ausspruch Goethes anführen ließe. Zu unserm Thema findet sich die betreffende Bemerkung bei Eckermann: „Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre."

*

Gesprächsweise fragte ein bildender Künstler, ob Goethe schon zeit seines Lebens gewürdigt und gefeiert worden sei. Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „Ja! würde durch ein Wunder Goethe auferstehen, dann könnten ihm unmöglich höhere Ehren als zu Lebzeiten zuteil werden." Selbstverständlich reute einen in der nächsten Minute die voreilige Rede. Man dachte an die Niederträchtigkeit der Herder und Schlegel, an die Scheelsucht der Familie Schiller, an die boshafte Jean-Paul-Gemeinde, die Romantiker und Börne. Man erinnerte sich der Pamphlete und Parodien, von denen einige übrigens recht witzig sind. Man wurde sich der peinlichen Blamage des geplanten Frankfurter Denkmals bewußt, der tausendfältigen Enttäuschungen und Beleidigungen. Was bedeuten demgegenüber die selbstverständlichen Huldigungen von Kaisern und Königen? Eine Zwischenbemerkung, bevor wir im Text fortfahren. Beim besten Willen kann ich keine Bücher über Goethe lesen, weil sie statt der gewünschten Tatsachen lediglich Auffassungen und Ansichten des Autors vorbringen, die uns im Falle Goethe nicht im geringsten interessieren. Sogar wenn der Verfasser Gundolf heißt, oder vielmehr nicht so heißt. Da mir die landläufige Literatur über Goethe unbekannt ist, so behaupte ich womöglich im folgenden nichts Neues. Wahrscheinlich hat schon jemand in einem Buche „Goethe und —" festgestellt, daß sich Napoleon bei der Erfurter Begegnung wie ein Generaldirektor benommen hat, der seinem Besucher imponieren will. Napoleon fühlte sich unsicher, zumal er Goethes Werk, mit Ausnahme des Werther, kaum kannte. Aber er erkannte Goethe. „Vous êtes un homme!", nach anderer Lesart „Voilà un homme!" — ist unübersetzbar. „Auch einer!" deutet den Sinn des Ausrufes ungefähr an, der nur durch ein aufblitzendes Erkennen im Auge, durch eine stumm grüßende Gebärde, eine kameradschaftlich winkende Bewegung der Hand wiedergegeben werden kann. Aber dann legt Napoleon los, um das „Leben und Treiben" in einem Hauptquartiere dem Dichter vor Augen zu führen. Daß Daru zugleich mit Goethe eintrat, war Zufall. Die Anwesenheit von Talleyrand, Berthier und Savary war überflüssig. Auch Marschall Soult hätte trotz der „unangenehmen Ereignisse in Polen" in dieser Stunde sich getrost noch etwas gedulden können. Allmählich wurde des Kommens und Gehens sogar Napoleon zuviel. „Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand." Da Goethe die Situation selber nicht so empfunden hat, wäre eine solche Ausdeutung eine Unverfrorenheit ohnegleichen. Aber Mut zu meiner Behauptung gibt mir die Darstellung der Begegnung auf einer Pariser Bühne. So falsch und unfreiwillig komisch sie dort in Einzelheiten wiedergegeben wurde, so aufschlußreich war es, die große Begebenheit einmal mit den Augen

der Franzosen zu sehen. Zieht man das beinahe Operettenmäßige der Inszenierung, den Trommelwirbel beim Eintritt des Kaisers, den Troß der Lakaien und so weiter ab, dann bleibt genug Nachdenkliches übrig, um die Berichte Goethes, Talleyrands und des Kanzlers Müller daraufhin zu überprüfen. Es bleibt das Mißtrauen, das leise Unbehagen: ein Generaldirektor, der dem Besucher durch Betrieb imponieren will. Weiter im Text! Die zahlreichen Berichte von Zeitgenossen über Goethes Persönlichkeit, von denen überraschend viele in Gesinnung, Stil und Anschaulichkeit ein würdiges Niveau aufweisen, reichen an Eindringlichkeit und Unmittelbarkeit des Erlebens nicht an jene eine Zeile heran, die an versteckter Stelle, sozusagen in einem Nebensatze, des „Grünen Heinrich" steht. Im März 1832 betritt, um etwas zurechtzuhämmern, ein Schreinergeselle die ärmliche Wohnung von Gottfried Kellers Mutter. Hier, in dem übervölkerten Mietshause am engen Rindermarkt in Zürich, nahe der Grenze des deutschen Sprachgebietes, sagt der Handwerksgeselle zu der bescheidenen Frau beiläufig die Worte: „Der große Goethe ist gestorben." Plietzsch.

Literarische Rundschau

Volk gegen Masse

Das hinreißend geschriebene und doch so klar gegliederte Buch Hermann Ullmanns* ist, das sei gleich vorweg gesagt, das Buch eines Grenzlanddeutschen. Denn nur an den Grenzen unseres großen Volkes, nur im steten Vergleich des eigenen Wesens mit dem Wesen der andern, der sich dort täglich aufdrängt und der das Jugenderlebnis in diesen Ländern ist, kann dieser Blick über die Staatsgrenzen hinweg auf das eigene Volk gewonnen werden. Denn wir alle haben schon als Kinder zuerst das Volk und dann den Staat erlebt, ja uns erschien der Staat — und das war wohl das Entscheidende unserer Jugend — immer erst als zweites, ja oft auch als Feindliches, das uns nicht zu uns selbst gelangen lassen wollte. Wir unterschieden uns als Jünglinge in diesen Gedanken oft nicht allzusehr von unsern völkischen Gegnern, von den andern, und es hat bei jedem von uns seine Zeit gebraucht, bis wir imstande waren, die deutsche Leistung, die in der Donaumonarchie steckte, zu erkennen und zu würdigen. Unser Grunderlebnis war von dem der „Reichsdeutschen" dadurch verschieden, daß diesen ein großer und mächtiger Staat das Volk und uns das Volk einen Staat verdeckte, für den viele wohl zu sterben, wenige aber nur zu leben verstanden. Und so ist es auch in unserer Anschauung geblieben: immer war für uns der Staat nur der Rückhalt und der Rahmen, der dem Volke die Möglichkeit gibt, sein eigenes Wesen und Leben zu erhalten. Vielleicht ist diese Anschauung zu weit, zu wenig scharf umrissen, vielleicht ist sie zu unstaatlich. Aber niemand kann über seinen eigenen Schatten springen. Die Grundlagen unseres Denkens werden in der Jugend gelegt. Ihre Erlebnisse bilden uns, ihre Formen bestimmen unser späteres Denken. Es sind nicht jene Gedanken, die man uns in der Schule mitgeben wollte, es sind Gedanken, die aus dem Boden kommen und wie Lebenssäfte unsere Wurzeln ernährten. In vier großen Ringen wird der gewaltige Stoff umspannt: Volk gegen Nation und Universalreich (1789 — 1815); Volk zwischen Liberalismus und Reaktion (1815 bis 1848); Volk unter Staat und Bourgeoisie (1848 — 1890); Volk gegen Weltkrise und Masse. In einer Sprache, die sich nirgends von den Tatsachen weg ins Nebelreich verschwommener Theorien verliert, wird dieser

* Hermann Ullmann, Das neunzehnte Jahrhundert. Volk gegen Masse im Kampf um die Gestalt Europas. (Jena 1936, Eugen Diederichs, S. 256.)

aufregende Stoff vor uns ausgebreitet. Spiel und Gegenspiel ist immer gleich stark, wenn auch nicht immer gleich gerecht gehalten. Aber wer kann eine kalte, unbeteiligte Schau verlangen, wenn es um die eigensten und letzten Dinge des Daseins unseres Volkes geht? Wird nicht seit der Französischen Revolution immer wieder gezeigt, wie der ganze Überbau des Abendlandes ins Wanken geraten ist und wie der Widerstand gegen die zerstörenden Kräfte einer entbundenen Masse in der allerletzten Linie geführt werden muß, hinter der, wenn sie überrannt ist, der furchtbare Abgrund gähnt? Werden nicht alle Versuche, vorgeschobene Stellungen zu halten und rasch herangeführte Truppen einzusetzen, zuschanden gemacht?

Der erste Abschnitt zeigt die Gegenkräfte, welche die Französische Revolution auslöst. Es wird ganz deutlich gezeigt, welcher Unterschied zwischen der französischen und den beiden angelsächsischen Revolutionen besteht. Als drohendes Grundmotiv drängt sich immer wieder das „ungeformte" Volk, die Masse, hervor, die alles zu vernichten droht. Die Gegenkräfte werden aufgezählt, die konservativen Gegenpole, der Sohn der Revolution selbst, der späte Condottiere Napoleon. Und gerade im Kampfe gegen ihn zeigen sich die ersten großen Vertreter einer deutschen Revolution, die schon damals auch aus dem Krieger- und Soldatentum geboren worden war, die aus dem Geiste der Freiwilligen von 1813 erstanden war. Der Abschnitt über Scharnhorst und Stein scheint mir auch das schönste und tiefste Kapitel des Buches zu sein. „Hier ist ein durchaus eigenes, aus der deutschen Geschichte und aus der Not der großen Stunde hervorgewachsenes Bild des deutschen Volkes von sich selbst. So wie ein Mensch in äußerstem Kampf über sich selbst hinauswächst und dieses Erlebnis seiner gesteigerten und gesammelten Kräfte in ihm sich gestaltet, so war die Nation über sich selbst hinausgelangt. Sie konnte diesen Zustand nicht festhalten. Aber das ungeheure Erlebnis wirkte in ihrem Bewußtsein und in ihrem Willen weiter." Ullmann zeigt hier im politischen das gleiche, was sich auf soldatischem Gebiete ereignet hatte. Denn die geistige Auswertung der napoleonischen Kriege, ihre Lehren und Folgerungen aus ihren Schlachten zogen nicht die Franzosen, sondern Clausewitz.

Aber dieses entdeckte deutsche Volk wurde kurze Zeit darauf wieder überschattet von den neuen Mächten des Zeitalters, von Liberalismus und Reaktion, die beide um die Seele des Volkes rangen, die aber beide ihm die Luft zum Atmen nahmen. Beiden Mächten gelingt es nicht, tiefer Wurzel zu schlagen, sie kämpfen auf dem Rücken des Volkes. Der Abschnitt über katholische und protestantische Reaktion, über die Maistre und Ludwig von Haller führt uns mitten in unsere eigenen Tage hinein.

Ein Abschnitt des Buches „Die Westslawische Wiedergeburt", der die Rolle Herders beim Erwachen der slawischen Völker auf dem Boden der alten Donaumonarchie aufzeigt, lag Ullmann wohl besonders am Herzen. Aber es ist gar nicht möglich, in einer kurzen Besprechung die Fülle des Stoffes auch nur anzudeuten. Nachdem alle Überlagerungen aufgezeigt sind, die sich über den Begriff des „Volkes" im neunzehnten Jahrhundert geschichtet haben, immer wieder in der Absicht, die einzige und letzte Quelle zu verschütten, weist Ullmann auf den einzigen gangbaren Weg hin, den Adolf Hitler gewiesen hat: „Neue Reiche werden, seit die Völker als geschichtliche Kraft wirksam geworden sind, eine Völkerordnung, gegründet auf Volksordnungen, darstellen müssen. Eine Völkerordnung, die das heilige Lebensrecht der Völker wahrt, das die Völker wachsen und leben läßt, so wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen sind. Das ist der neue Traum vom ‚Welfrieden', aber nicht mehr rationalistisch überheblich, sondern auf das Leben, auf die natürliche Gemeinschaft gegründet."

Wer verstünde diese Lehre besser als ein Grenzlanddeutscher, der von Jugend auf erfahren hat, daß das Volk, sein Volk, größer ist als der Staat und daß es, über den Staat hinaus, noch eine andere Ordnung geben muß, in der das Volk sein Recht finden kann! Bruno Brehm.

Erzählendes

Aus der bunten Fülle von Büchern aller Art, starker und schwächerer, innerlicher und auf äußeres Geschehen und Spannung sich beschränkender, sei heute aufs Ge-

ratewohl eine Auswahl aneinandergereiht. Alle unsere Leser werden es mit Freude begrüßen, daß der durch die „Deutsche Rundschau" aus der Taufe gehobene Roman von Kurt Kluge „Das Flügelhaus" nun in Buchform vorliegt (Stuttgart, J. Engelhorn. 189 Seiten). Dieser Roman bedarf auf unseren Blättern keiner Empfehlung; wir erinnern unsere Leser aber daran, daß er, obgleich er ein in sich völlig abgeschlossenes Kunstwerk bildet, doch die Fortsetzung des Epos vom Herrn Kortüm ist, und bitten sie, Herrn Kortüms Eintritt in die Literatur nachzulesen in Kurt Kluges Roman „Die silberne Windfahne" (ebenda).

Gustav Frenssens Erzählung „Der Untergang der Anna Hollmann", die bei ihrem Erscheinen das soziale Gewissen aufrüttelte, wie „Peter Moors Fahrt nach Südwest" das koloniale, liegt in einer neuen illustrierten Ausgabe im 77. bis 91. Tausend vor. Die sich organisch dem Text einfügenden Zeichnungen sind von A. Paul Weber.

Eugen Ortner hat den Jubilar dieses Jahres „Balthasar Neumann" zum Helden eines Barockromanes gemacht (München, R. Piper & Co. 396 Seiten). Man wird im Anfang des Romans stark gefesselt durch das Einbezogensein dieses genialen deutschen Barockbaumeisters in die kriegerische Luft der Türkenkriege unter Prinz Eugen. Nach diesem vollen und spannenden Auftakt rollt dann das gesegnete Leben Neumanns in seiner Fülle, seinem Schaffensglück und den Schwierigkeiten, die sich der Entfaltung seiner Arbeit entgegenstellten durch menschliche Schwäche, Unzulänglichkeit und Bosheit, in epischem Fluß ab. Man ist erstaunt, daß aus dem an eigentlich romanhaften Elementen nicht übermäßig reichem Leben unter Ortners sicherer Hand und Zügelführung doch ein Roman entsteht, der ein Zeitbild gibt auf dem bunten und krausen Hintergrunde des barocken erzbischöflichen Hofes in Würzburg. Grade hier auf diesen Blättern ist berechtigte Klage geführt worden, daß im Gegensatz zu minderbedeutenden deutschen Künstlern das deutsche Volk zu wenig vom Werke und noch weniger von der Persönlichkeit Neumanns weiß. Schon aus diesem Grunde ist Ortners Roman zu begrüßen, wenngleich er noch keine endgültige Antwort auf die Frage bedeutet, ob denn der Roman unter allen Umständen ein wirksames Mittel ist, große Männer der Geschichte und der Kunst dem Empfinden des Volkes einzuverleiben.

Dieselbe Frage wird gestellt durch das romanhafte Zeitbild von Friedrich R. Lehmann „Peter Paul Rubens. Menschen und Mächte des Barock", das mit 12 Wiedergaben Rubenscher Bilder geschmückt ist (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 324 Seiten). Hier ist von vornherein ein Wirbel der Begebenheiten der Grund, auf dem das Bild des Menschen und Künstlers Rubens erstehen kann. Denn dieser große Maler seiner Zeit, der mit einer unerhört vitalen Kraft sein Bild der Menschen und vor allem der Frauen einer ganzen Generation aufzwang, wandelte nicht nur als Künstler auf den Höhen der Menschheit, sondern hat durch seine Verbindung mit den Höfen von Frankreich, Spanien, England und den spanischen Niederlanden wichtige politische Mittlerdienste übernommen, die den Glanz seines Lebens äußerlich erhöhten, aber auch wegen seines erfolglosen Gegenspiels gegen Richelieu ihm herbe Enttäuschungen brachten. Das Buch liegt schon in zweiter Auflage vor.

Ein Unterhaltungsroman von starker Spannung ist die Erzählung „Unheimliches Haus" von Rosita Forbes (Zürich, Morgarten-Verlag. 274 Seiten. Deutsche Übersetzung aus dem Englischen von Felix Beran). Die auf vielen Gebieten ungewöhnlich begabte Verfasserin von mancherlei Reisebüchern, die ihr die Ehrenmitgliedschaft großer geographischer Gesellschaften eintrugen und andere Ehrungen einbrachten, siedelt diesen Roman in Uruguay an, wo eine englische Reisegesellschaft durch das Mieten eines Hauses, in dem ungeklärte und unheimliche Dinge sich abgespielt haben, in den Bann der Mächte gerät, die das böse Geschehen verursachten und nach dunklen Gesetzen an den Anwesenden zu wiederholen drohen. Das alles ist flüssig erzählt mit einer sehr-englischen Einstellung zu den eigenen Personen, und doch bleibt neben dem rein Unterhaltenden eine kleine Nachdenklichkeit zurück.

Ein starkes Buch ist Iwan Bunins

Roman „Das Dorf" (Berlin, Bruno Cassirer. 229 Seiten. Deutsch von Arthur Luther), ein Buch, das mehr zur Erkenntnis des russischen Menschen in seiner Vergangenheit und der schweren Möglichkeit seines gegenwärtigen Lebens beiträgt als viele ausgezeichnete Abhandlungen über den Charakter des russischen Volkes. Das Schicksal der Bewohner eines Dorfes im zaristischen Rußland legt sich mit beklemmender und lastender Wucht einem auf, und man kann doch von dem Alp nicht lassen, bis man seinen Druck bis in das letzte durchgekostet hat.

Dichterisch stark, aber auf einer ganz anderen Ebene ist Jean Gionos neues Werk „Die Sternenschlange" (Berlin, S. Fischer. Deutsch von Ruth und Walter Gerull-Kardas. 162 Seiten). Wiederum schöpft er den Stoff aus seinem Südfrankreich und stellt die Hirten der unübersehbaren Schafherden hin in ihrer Verbundenheit mit Natur und Kreatur und ihrem geheimen Wissen um letzte Zusammenhänge. Es ist Magie in diesem Buch.

Aus der „Weißen Reihe" (Berlin, Dom-Verlag) liegen 4 Bücher vor, übersetzt aus fremden Sprachen: Mary Webb „John Ardens Tochter"; Martha Ostenso „Das weiße Riff"; Lucien Fabre „Bauer ohne Pflug" und Beverley Nichols „Belcanto". Weit ausgreifend wird hier in den verschiedensten Gegenden der Welt und den unterschiedensten Gesellschaftsschichten das Menschenherz in seiner Torheit, seiner Kleinheit und seiner Größe abgehandelt. Es ist kein Fehlgriff in diesen vier ausgewählten Büchern. Sie genügen künstlerischem Anspruch fast durchweg und haben den Vorzug, in geschmackvoller äußerer Form zu erscheinen.

Eine große Zahl wertvoller kleiner Erzählungen, die hübsche Geschenkbände sind, soll den Abschluß bilden. Da ist allen voraus Heinrich Wolfgang Seidels Erzählung „Das Seefräulein" zu nennen (Berlin, G. Grothe. 80 S. RM 1,60). Es ist die Märe von einem Ritter aus Tirol, der sich von der Wasserkante aus Hamburg sein Weib holte, das aus der Verbundenheit mit dem Meere nicht heimisch werden kann in der Heimat ihres Gemahls, ebensowenig wie nach dem Erbe des Blutes der Sohn. Der Ritter verliert die Frau an den Tod, den Sohn an das Leben. Den Titel wählte der Dichter nach der alten Sage von der Seejungfrau, die so vielen Männern zum Ziel der Sehnsucht und zum Verderben wurde. Seine reife Kunst hat hier ein Meisterwerk geschaffen, in dem sein Wissen um die Hintergründe des menschlichen Daseins zur dichterischen Verklärung letzter menschlicher Sehnsucht überhaupt wird.

Gleichfalls in „Grothes Aussaat-Büchern" ist Theodor Fontanes märkisches Gegenstück zur „Judenbuche" der Droste „Unterm Birnbaum" erschienen, mit Zeichnungen von W. Busch (RM 1,60).

Rudolf G. Bindings feine Novelle von „Angelucia", der unfreiwillig-freiwilligen Heiligen, die mit ins Morgenland gegen die Heiden auf den Kreuzzug zog und dort ihr Ende fand, ist in einer schmucken Ausstattung als Einzelausgabe erschienen. (Potsdam, Rütten & Loening. 67 Seiten.)

Herbert von Hoerner bewährt auch in seiner neuen Erzählung „Die letzte Kugel" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) wiederum vollendet seine Fähigkeit, geistvoll ohne Prätension einen gleichsam anekdotischen Vorgang zur Erzählung zu verdichten und in künstlerischer Zucht auf diesem sicher fahrenden Wagen Wissen über die menschlichen Bedingtheiten zu vermitteln.

Hart und ohne vertuschende Gnade zeigt sich wiederum Gertrud Fussenegger's Art, der wir den starken Roman „Geschlecht im Advent" verdanken, in ihrer Erzählung von dem Schicksal eines armen Mohrenknaben, den ein Ritter aus dem Kreuzzug zu Tiroler Bauern brachte: „Mohrenlegende" (Potsdam, Rütten & Loening. 55 Seiten). Auch diese kleine Erzählung rührt an menschliche Tragik, die ohne Zutun des Einzelnen sich einfach vollzieht im bitteren Unrecht an dem anderen aus der ewigen Fremdheit heraus.

Schlicht und einfach stellt Dirck Clasen ein Menschenschicksal hin in seiner Erzählung „Fährmann Johannes" (Leipzig, Wilhelm Hartung. 52 Seiten), in der ein guter Mensch in seines Herzens Einfalt eigenes Glück für andere zu opfern lernt.

Von gleicher Schlichtheit und Echtheit des Gefühls ist die Novelle von Heinrich Cor-

des „Junge Mutter im Sturm" (ebenda), in der sich ein Schicksal glücklich vollendet durch Treue und Herzensrichtigkeit. Carl Haensel hat es getrieben, nach seinem Matterhorn-Roman dem Schicksal des Mannes in einer Novelle nachzugehen, der die erste Besteigung des Montblanc vorbereitete, aber durch schicksalsmäßige Verkettung die Tat der Erstbesteigung einem andern überlassen mußte und doch den Ruhm für diese Bergtat nicht von sich abwehren konnte: M. Th. Bourrit (1739 bis 1819) ist dieser sonderbare Heilige, „Der Mann, der den Berg verschenkte" (Berlin, Holle & Co. 94 S.). Eins der Frühwerke von Stijn Streuvels „Kinderseelchen" (Stuttgart, J. Engelhorn. 59 Seiten. Deutsch von Anna Valetot) liegt nun in einer deutschen Sonderausgabe vor und zeigt in der Vollendung, mit welch tiefer verstehender Liebe dieser große flämische Dichter den Kindern immer gegenüberstand. Es bildet den vollen Anfangsakkord zu seiner wundervollen Kindererzählung „Prütske".

O. F. Heinrich schildert in seiner Novelle „Ein Kind namens Dorothee" (München, Kösel-Pustet. 53 Seiten. RM 2,20) das kurze Leben, den Tod und die Nachwirkung dieses Todes eines im Sinnenrausch erzeugten Kindes, das die ledige Magd Anna gebar und durch den Tod wieder verlor. Hier wird die tiefe Lehre verkündet, daß jedes Kind, als ein Geschenk Gottes, nur dann als Gottesgeschenk zu halten und zu bewahren ist, wenn von der ersten Stunde des Entstehens des neuen Geschöpfes eine immer wache und bereite Liebe es hegt und wärmt.

„Kleine Reisen zu großen Zielen" nennt August Scholtis eine Sammlung von Berichten über Besuche von Berlin, Königsberg, Paris, von Böhmen, Schloß Sagan, Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr und zeigt in jedem seine starke Eigenart, die ihn über so viele andere hinausstellt (Oppeln, „Der Oberschlesier"-Vlg. 63 S.).

Rudolf Pechel.

Das zweite Reich

Von zwei Blickpunkten aus läßt sich heute an der Hand wissenschaftlicher Führer das zweite deutsche Kaiserreich als eine abgeschlossene Epoche betrachten: der rein „demokratischen" Auffassung Johannes Ziekurschs, dessen dreibändiges Werk bereits bei seinem Erscheinen eine nicht unverdiente Ablehnung fand, hat der Tübinger Historiker Adalbert Wahl seit Jahren eine im konservativen Geist eines bewußten Nationalismus geschriebene Darstellung zur Seite gestellt und in hocherfreulicher Weise mit dem vierten Bande abgeschlossen: „Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1871–1914)" (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1936). Die innere Entwicklung zur Zeit des Bülow-Blocks und der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs mit Sonderbehandlung von Reich und Preußen, der Verfassungs- und Verwaltungsfragen wichtiger Mittelstaaten sowie der Lage in Elsaß-Lothringen, in dem „von Polen mitbewohnten Osten" und in Nordschleswig, die mit etwas bedenklicher Bezeichnung als „völkisch gemischte Gebiete" zusammengefaßt werden, steht voran. Dann erst folgt zur Überleitung in die Katastrophe die wesentlich umfangreichere Darstellung der auswärtigen Politik bis 1914: erste Marokkokrisis, Beziehungen zu England, englisch-russische Entente mit der zweiten Haager Friedenskonferenz, die bosnische Krisis und die Monarchenbegegnung von Potsdam (November 1910), bis das neue Vorgehen der Franzosen in Marokko die Vereinzelung des Deutschen Reiches deutlich zum Ausdruck bringt. Die in sich unehrliche Haldane-Mission füllt lediglich die Atempause bis zum Ausbruch des Tripoliskrieges und des sich anschließenden Ringens um die Vorherrschaft auf dem Balkan. Auf allen Seiten erscheinen Rüstungen als Zeichen des nahenden Sturmes. Seinem Ausbruch werden mit Recht volle hundert Seiten gewidmet. In mustergültiger Weise werden die Forschungen zur Kriegsschuldfrage, die zum ersten Male die Friedensblockade durchbrechen sollten, ausgewertet. Das letzte Kapitel ist dem deutschen Volke am Vorabend des Weltkampfes gewidmet: ein Hohelied des „Schützengrabengeistes", der im August 1914 ganz Deutschland beseelte!

Paul Wentzcke.

Musik der Nationen

In „Kröners Taschenausgabe" ist von dem Kölner Universitätsprofessor Ernst

Bücken ein Band erschienen unter dem Titel „Die Musik der Nationen" (Leipzig, Alfred Kröner. 36 Abbildungen und ein Notenanhang. RM 4,–). Bücken gibt in dieser lebendigen Arbeit keine Wanderung durch die Musik der Welt, sondern beschränkt sich auf die Herausarbeitung der Nationalcharaktere in der Gesamtentwicklung der Tonkunst. Er erreicht dadurch eine klare Gliederung des sonst auswuchernden Stoffes und schuf eine Musikgeschichte von starker Einprägsamkeit. Er beginnt bei der Musik der Naturvölker und den musikalischen Hochkulturen des Orients und führt den Leser an kundiger Hand bis zu dem Abschnitt „Die Moderne bis zur Krisis der Musik und ihrer Überwindung". Wie alle anderen Bände der vorzüglichen Taschenausgabe bringt auch dieser Band im Anhang alles, was zum Verständnis notwendig ist: Erklärung wichtiger Fachbegriffe, eine Zeittafel und eine Übersicht über das Schrifttum zum Studium der Musik.

Militärisches

Eine Würdigung von „Clausewitz. Der Soldat und Kriegsphilosoph" schrieb Richard Blaschke in Reclams Universal-Bibliothek (Leipzig, Philipp Reclam jun.), die zweifellos geeignet ist, Clausewitz, den Menschen, den Soldaten und den großen Philosophen des Krieges dem deutschen Volke nahezubringen. Aus seinen Schriften und Briefen ist so viel aufgenommen, daß Clausewitz neben seinem verständnisvollen Biographen auch unmittelbar den Leser anspricht.

Ein guter und fruchtbarer Gedanke liegt den beiden Bänden, die in der Reihe „Meyers Kleine Handbücher" erschienen sind: „Strategie des Weltkrieges" und „Strategischer Atlas zum Weltkriege", zugrunde (jeder Band RM 2,60. Leipzig, Bibliographisches Institut). In der „Strategie des Weltkrieges" werden die strategischen Voraussetzungen, der Kriegsablauf im Jahre 1914, 1915, 1916, 1917 und 1918 in Einzelabschnitten behandelt. Nur die Kriegsgeschichte selber kann die letzte Entscheidung bringen, ob das, was geplant war, richtig angelegt war oder von falschen Voraussetzungen ausging, und nur sie kann den richtigen Maßstab für das geniale Planen abgeben, weil nur hier das Planen durch die entscheidenden Proben der Wirklichkeit bewährt werden kann. Daß aus einer solchen Übersicht in eindringlichster und oft erschütternder Form Erkenntnisse vermittelt werden, ist das Verdienst des Verfassers, des Majors a. D. Erich Otto Volkmann, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" durch eigne Arbeiten und durch die Würdigung seines ausgezeichneten Werkes, „Die unsterbliche Landschaft" bekannt und vertraut ist. Die notwendige Ergänzung zu dem Textbande liefert der „Strategische Atlas zum Weltkrieg" mit seinen 33 mehrfarbigen Karten und einem alphabetischen Namensverzeichnis.

Duden Français

In unmittelbarer Anlehnung an das „Bildwörterbuch" des Duden ist jetzt ein illustrierter Dictionaire der französischen Sprache erschienen, bearbeitet von Professor Dr. A. Snyckers (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 6,–). Grundsätzlich ist jedes Hilfsmittel zu begrüßen, um die wirkliche Beherrschung der Fremdsprachen für uns Deutsche zu erleichtern, und da kann der „Duden Français" wesentliche Dienste leisten, denn es ist eine wirklich gründliche und sachkundige Arbeit. Freilich macht der „Duden Français" den großen französischen Larousse nicht überflüssig, schon deshalb nicht, weil Menschen mit nicht unempfindlichen Augen doch lieber zu einem größeren Format gerade dann greifen werden, wenn viel mit auf Bildern eingetragenen Ziffern gearbeitet wird. Aber da sich die französische Ausgabe des Bildwörterbuches auch im äußeren Format dem deutschen Bruder angleichen mußte, war das wohl nicht zu vermeiden. Die Fülle des Gebotenen möge durch die Feststellung illustriert werden, daß 10250 Stichwörter, die 30000 gleichlautende oder sinnverwandte Wörter in Bewegung setzen, in diesem Buche enthalten sind. Eine große Anzahl von Fachausdrücken geht einem durch ihren bildlichen Gegenwert sehr viel leichter ein, als wenn man sie als Vokabeln lernen wollte. Die Anlehnung an den Text des Bildwörterbuches ist restlos durchgeführt,

soweit nicht eine genau übereinstimmende Übersetzung unmöglich war.
Das Unglück will es, daß beim Aufsuchen einer bestimmten Materie ein Fehler im Inhaltsverzeichnis sichtbar wurde, der hoffentlich der einzige ist: im deutschen Inhaltsverzeichnis steht „Nachtigall" 287 5; das soll bedeuten, daß man auf der Tafel 287 unter Ziffer 5 die Nachtigall finden könnte. Planche 287 enthält „Lansquenets" (Landsknechte) mit ihren Waffen. Unter Ziffer 5 steht „Le canon"! Eine genaue Durchsicht des französischen wie deutschen Vocabulaire ist dringend anzuraten, da mehrere solcher Fehler die Benutzung doch recht unangenehm erschweren würden.

Wunder der Natur

Schillers Taucher vermochte in der Meerestiefe nur Schrecken und Grauen zu entdecken. Heute geht es den Tauchern, die die Meerestiefe erforschen, ganz anders, wenn sie, mit allen technischen Voraussetzungen ausgerüstet, das Leben der Tiefe bis in die letzten Einzelheiten studieren. Es hat sich dort eine Welt erschlossen von einer so unerhörten Merkwürdigkeit und Schönheit, daß der Schrecken über manche absonderlichen Formen, die wirklich an Ausgeburten kranker Phantasie gelegentlich erinnern, in den Hintergrund gedrängt wird durch das Wissen um die unerhörte Schönheit, Farben- und Formenpracht der Kreaturen und Gewächse in den Meerestiefen. Jeder, der eines der großen Aquarien der Welt kennt, hat schon mit Staunen die Farbenpracht bewundert, welche die Natur verschwenderisch auch Gebilden verliehen hat, die in einer Tiefe leben, in die kein Lichtstrahl mehr hineindringt. Jetzt sind in einem ausgezeichnet ausgestatteten Buche „Verzauberte Tiefe" 12 farbige Tafeln nach der Natur aus dem Tierleben des Meeres zusammengefaßt (Leipzig, Curt Weller & Co. RM 4,75). Zu diesem neuen Band der „Irisbücher der Natur und Kunst" schrieb Universitätsprofessor Dr. A. Wortmann die sachliche Einführung, Manfred Hausmann ein dichterisches Vorwort. Dieses neue Irisbuch verdient jede Empfehlung. Der Text gibt alle Gesichtspunkte, um die farbigen Tafeln, die hervorragend ausgeführt sind, zur richtigen Wirkung kommen zu lassen. — „Wunder am Wege" nennt Hans Meierhofer sein Buch, das eine Pflanzenstudie für Naturfreunde ist (Leipzig, Bibliographisches Institut AG. 32 ganzseitige farbige Originalzeichnungen. RM 5,80). Professor Meierhofer versteht es, seine gründlichen Fachkenntnisse in einer Art mitzuteilen, die neben dem vermittelten exakten Wissen die Schönheit und Planmäßigkeit im Pflanzenhaushalt der Natur eindringlich erschließt.

Friedrich der Große und Maria Theresia

Eine wesentliche und wichtige Bereicherung unserer Kenntnis von der Politik Friedrichs des Großen gegenüber Österreich bilden die diplomatischen Berichte von Otto Christoph Graf v. Podewils, die unter dem Titel „Friedrich der Große und Maria Theresia" von dem Staatsarchivrat Dr. Karl Hinrichs vom Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem herausgegeben sind (Berlin, R. v. Decker's Verlag, G. Schenk. RM 6,85). Die 28 Kupfertiefdrucke nach zeitgenössischen Stichen stellte Professor Dr. Willy Kurth zusammen. Graf v. Podewils war auf Grund besonderer Instruktionen Friedrichs, die in dieses Werk aufgenommen sind, nach Wien gesandt, und er hat seinen König mit einer seine jungen Jahre auszeichnenden Scharfsinnigkeit unterrichtet in eingehenden Darlegungen über alles das, was Friedrich wissenswert sein konnte, über Maria Theresia, ihre Familie, ihren Hof und ihren Staat. Erstmalig im Jahre 1850 sind in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien die Berichte, die in französischer Sprache abgefaßt waren, übersetzt worden von der Gräfin Podewils-Dürniz, nachdem die von dem Grafen zurückbehaltenen Abschriften seiner Berichte durch Erbgang in die Hände der Familie der Fürsten Schönburg-Hartenstein gelangt waren. Da es sich hier nicht um Konzepte aus dem Archiv der Gesandtschaft handelte, sondern um Abschriften, die Podewils für eigenen späteren Gebrauch angefertigt hatte, so war die Frage zu klären, ob diese Abschriften wortgetreu mit den Berichten übereinstimmten. Der Herausgeber hat sich der

mühsamen Aufgabe unterzogen, die 20 Bände Originalberichte von Podewils aus den Jahren 1746—51 im Geheimen Staatsarchiv durchzuarbeiten, mit dem Erfolg, daß die erste Veröffentlichung wesentlich ergänzt und der Text in Übereinstimmung mit den Originalberichten gebracht werden konnte. So liegt hier jetzt ein einwandfreies geschichtliches Material zutage, dessen Auswertung Neues und Unentbehrliches zur Kenntnis der Politik des Großen Königs in diesen Jahren bildet.

Otto Christoph v. Podewils war 1719 geboren, also bei Übernahme seiner Mission im Jahre 1746 27 Jahre alt. Es spricht für den Scharfblick des Königs, daß er diesen noch unerprobten Mann mit einer so wichtigen Aufgabe betraute, und Podewils hat das Vertrauen seines Königs zu rechtfertigen gewußt. Auf schwierigstem Gelände. Denn seiner Mission, die unmittelbar nach dem Dresdener Frieden begann, standen stärkste Hindernisse entgegen. Podewils selber beurteilte den Erfolg seiner Mission sehr bitter, und es scheint in ihm etwas zerbrochen zu sein, als er seinen Posten verließ, weil er wegen eines erlittenen Schlaganfalls sich nicht mehr für befähigt hielt, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Berichte sind, was ihre Auswertung sehr erleichtert, gruppiert nach den Abschnitten: Die Instruktionen, die Friedrich Podewils im Mai 1746 erteilte und später ergänzte durch Zusätze und Kabinettsordres, ferner Die Audienzen; Maria Theresia und Franz der Erste; Die kaiserliche Familie; Die Minister; Die vertrauten Ratgeber; Nebenfiguren; Öffentliche Zustände und Ereignisse; Graf Haugwitz und die inneren Reformen; Graf Kaunitz-Rietberg; Österreich und Preußen. Die Veröffentlichung der Berichte, die übrigens auch stilistisch von hohem Reize sind, ist dankbar zu begrüßen, weil mit allen Mitteln wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und verständnisvoller Ausdeutung der historischen Dokumente eine neue reichhaltige Fundgrube zur Politik der damaligen Zeit erschlossen ist.

Shakespeare

Von Alois Brandls berühmtem Shakespeare-Buch ist eine neue Auflage erschienen im 8. und 9. Tausend (Berlin, G. Grote, viele Bildtafeln, 4 Textabbildungen und 2 Stammtafeln. RM 5,80). Dieses Buch bedarf einer Empfehlung nicht. Im Vor- und Nachwort legt der Schöpfer der deutschen Anglistik Rechenschaft ab von der Anlage und der Planung seiner Biographie, in der er Leben, Umwelt und Kunst Shakespeares mit der ganzen Fülle seines Wissens und der Lebendigkeit seiner darstellenden Kraft schildert. Es berührt wohltuend, daß Brandl alle die vielen Hypothesen über die angeblichen Verfasser von Shakespeares Werken, die zum Teil interessant, zum Teil nur bizarr sind, einfach durch die Wucht seiner Darstellung beiseiteschiebt.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin — Dr. Wolf Goetze, Leipzig — Professor Dr. Adolf Reichwein, Tiefensee b. Berlin — Max Millenkovich-Morold, Wien — Dr. Victor Meyer-Eckhardt, Düsseldorf — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Dr. Bruno Brehm, Wien — Professor Dr. Paul Wentzcke, Frankfurt am Main

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. I, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

OBERBÜRGERMEISTER a. D. Dr. GOERDELER

Weltkonferenz

Vor einigen Wochen haben die englische und die französische Regierung den belgischen Ministerpräsidenten Herrn van Zeeland gebeten, die Möglichkeiten einer Verminderung aller dem Welthandel entgegenstehenden Hindernisse zu prüfen. Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler hat dem Mitglied der englischen Arbeiterpartei und des englischen Unterhauses, Mister Lansbury, erklärt, Deutschland sei bereit, eine allgemeine Konferenz zu beschicken, wenn eine solche von dem Führer eines großen Staates zur Erörterung der dem Weltfrieden und der Weltwirtschaft dienenden Fragen einberufen werden würde. Der englische Premierminister Baldwin hat eine Anfrage im englischen Unterhaus dahin beantwortet, daß die englische Regierung zu einer solchen Konferenz bereit sei, wenn vorher durch sorgfältige Behandlung und Klärung aller Fragen ein Erfolg sichergestellt sei. Die Völker streben nach immer größerer Wohlfahrt; ihr Lebenswille treibt sie dazu. Seit längerer Zeit fühlen sie, daß Frieden und Güteraustausch die schnellsten und verläßlichsten Förderer der Wohlfahrt sind. Erkenntnisse währen, Gefühle schwanken. Die Völker folgen diesen häufiger als jenen. Deswegen gilt es, jetzt die Zeit zu nutzen und überall auch den Boden für die Erkenntnis wichtiger Einzelheiten und ihrer Zusammenhänge zu bereiten. Eine allgemeine Hochrüstung, deren Dauerlasten eine ganz außerordentliche und daher Spannungen erzeugende Einschränkung der Lebenshaltung hervorrufen würden, müßte die Lage verschärfen. Der Weltkrieg hat, wie kein Krieg zuvor, Kräfte der lebenden Generation und ererbte Leistungen der Vorfahren zerstört; noch nach fast einem Vierteljahrhundert befinden wir uns im Wirbel seiner Auswirkungen. Ein neuer umfassender Krieg, der in diesen Wirbel hineinstößt, könnte Zyklone verursachen, die bestes Erbtum zerstören.

Auf einen haltbaren Frieden kommt es an. Er ist möglich. Nicht ohne Opfer; aber sie sind nach menschlichem Ermessen geringer, sie sind für alle Völker und alle Menschen nach bester Erfahrung und zuverlässiger Vorausberechnung materiell und seelisch tragbarer als die eines Krieges. Diese Erkenntnis teilen auch wir, die wir Kriege nicht unter allen Umständen für vermeidbar halten und denen die Verteidigung des Vaterlandes mit Gut und Blut selbstverständliche Pflicht und höchste Tugend ist. Die Leiter der Staaten suchen nach einer solchen Grundlage. Überall beschäftigen sich auch Männer, die wie der Schreiber dieser Zeilen nur persönliche und daher jeder Kritik vorteilhaft freigestellte Gedanken beitragen können, mit der Frage, welches denn die Grundlagen eines zuverlässigen Friedens sein können. Die Völker sehnen sich nach einer Grundlage für gegenseitiges Vertrauen, das sie ermutigen könnte, den Schutz des Hauses zu verlassen und auf die offene Straße zu treten.

Die drei Gebiete staatlichen Wirkens, menschlicher Tätigkeit und seelischer Empfindungen sind nicht gegeneinander abgeschlossen. Sie bilden eine Einheit,

gemeinsam durchpulst von den Strömen des Lebenswillens. Es ist die Aufgabe jedes Staates, dem Lebenswillen seiner Bürger Betätigungsmöglichkeiten zu schaffen; Höchstleistungen dieser Kräfte (Wirtschaft) sind nur möglich, wenn auch die seelischen Bedürfnisse des Menschen befriedigt werden. Eine neue Weltkonferenz wird nur dann zum Ziele führen, wenn es gelingt, auf allen diesen Gebieten eine verläßliche Grundlage für neue dauerhafte Ordnungen herzustellen.

1.

Das politische Kampffeld ist abgesteckt durch das Diktat von Versailles und seine Folgewirkungen. Dieses sage ich nicht aus dem tiefverletzten Ehr- und Nationalgefühl jedes Deutschen heraus, sondern weil nun einmal gewisse Klarheiten unerläßlich sind, und weil ja fast alle Völker, von Ausnahmen abgesehen, leiden oder neuen Sorgen sich ausgesetzt sehen. Niemand kann leugnen, daß das 19. Jahrhundert nach dem Ende der napoleonischen Zeit eins der ausgeglichensten und friedvollsten in der Reihe seiner Vorgänger gewesen ist. In kaum einem Jahrhundert vorher hat es so wenige und so kurze Kriege gegeben. Keines der Jahrhunderte vorher verzeichnet einen so allgemeinen und so schnellen technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt wie eben das 19. Die Erklärung für diese Einzigartigkeit liegt in der Tatsache, daß die Politik der Hauptmächte im 19. Jahrhundert Wirtschaftsräume schuf, deren Weite es gestattete, die Fortschritte der Technik auszunutzen. Zum ersten Male wurde dem menschlichen Geist nach seiner Befreiung vom Aberglauben des Mittelalters gestattet, für weite Räume zu arbeiten. Zum ersten Male waren Mittel und Ziele harmonisch aufeinander abgestimmt. Daher war auch der Erfolg so ungewöhnlich groß. Am Ende des 19. Jahrhunderts lebte in Europa eine mehr als verdoppelte Bevölkerung mindestens doppelt so auskömmlich wie zu Beginn des Jahrhunderts. Millionen Europäer fanden außerdem neue Lebensmöglichkeiten in anderen Weltteilen. Gewiß haben im 19. Jahrhundert gerade infolge der schnellen Veränderung der Lebensverhältnisse sich erste schwere Entartungserscheinungen namentlich auf sozialem Gebiete gezeigt; sie wogen um so schwerer, als der Fortschritt der Technik zum ersten Male große Menschenmassen vom lebenspendenden Zusammenhang mit der Natur fortriß. Daß diese Erscheinungen nicht gleich erkannt wurden und daß man ihnen nicht sofort mit wirksamen Mitteln begegnete, kann man jenem Jahrhundert nicht zum Vorwurf machen. Denn es waren ja ganz neuartige Probleme, die mit der stürmisch fortschreitenden Arbeitsteilung auftauchten. Sie sind heute noch nicht einmal überall in der Welt erkannt, geschweige denn zu fruchtbaren und erfolgreichen Maßnahmen ausgewertet. Hier ist in unserem Vaterland, wie wir ohne Überhebung sagen können, Vorbildliches geschaffen. Ich erinnere an die Erkenntnis, daß Wirtschaft Leistung ist, daß die Wohlfahrt von ihr abhängt, daß der durch Arbeitsteilung unbefriedigte Mensch in eigener Siedlung den Segen des Gesamtschöpfens erhalten, daß der Staat sinnvolle Zusammenschaltung von Arbeit und Kapital anstreben muß.

Der Fortschritt, den menschlicher Geist den Kräften der Natur im 20. Jahrhundert abgetrotzt hat, erscheint noch stürmischer als der des 19. Jahrhunderts. Die Entfernungen sind durch die Entwicklung der Luftfahrt auf einen Bruchteil der früher beanspruchten Zeit zusammengeschrumpft. Die Lasten, die bewegt werden können, sind vervielfacht. Die Kenntnisse der Erde, ihrer Menschen, ihrer Schätze, ihrer Kräfte sind außerordentlich vervollkommnet. Der Rundfunk ermöglicht es heute, in Sekunden die Mehrheit der Menschen in den Besitz der gleichen Nachricht zu setzen und gleichartige Gefühle in ihnen zu wecken. Und diese Entwicklung ist nicht etwa abgeschlossen, sondern in stetem Fortschritt begriffen. Größer also noch müßten die Räume sein, in denen sich der Austausch der Güter und Leistungen im 20. Jahrhundert vollziehen müßte. Dieser Naturnotwendigkeit hat Versailles ein schroffes Nein entgegengesetzt. Statt eine solche Entwicklung anzubahnen, hat es mit politischen und wirtschaftlichen Mitteln Europa politisch und wirtschaftlich atomisiert. Es hat Europa dadurch gezwungen, unter ungeheuren Schwierigkeiten und unter Verlust von Zeit und Kraft dem Lebenswillen der Menschen trotz politischen Aberwitzes neue Wege zu öffnen. Diese Wege sind, wirtschaftstechnisch gesehen, Rückschritte (Tauschhandel), wirtschaftspolitisch Umwege und Notsteige. Der menschliche Lebenswille hat sie sich gebahnt. Natur ist immer stärker als jener Aberwitz, der glaubt, ihrer Kräfte spotten zu können. Aber sie dient nur demjenigen, der ihre Gesetze erkennt und ihre Kräfte achtet; ihm allerdings doppelt willig und doppelt erfolgreich. Hier handelt es sich um das Gesetz, daß große Kräfte großer Wirkungsräume bedürfen, weil sonst Stauungen, Spannungen und Zerrungen entstehen müssen. Naturwissenschaft und Technik haben dem Menschen weitere große Kräfte erschlossen. Es ist ihm bei Strafe schweren Schadens nicht gestattet, diese Kräfte erst zu erzeugen und sie dann wieder durch Torheit unfruchtbar zu machen. Eine diesem Gesetz entsprechende Hinkehr zu großen Wirtschaftsräumen ist eins der ersten Erfordernisse für die Beseitigung gefährlicher Spannungen und für die Befriedung der Welt. Dabei dürfen wir an der Tatsache nicht vorübergehen, daß das Nationalbewußtsein der einzelnen Völker, der großen und der kleinen, gewaltig gewachsen ist. Auch das kleinste Volk hängt mit naturhafter Leidenschaft an seinen Eigenheiten, insonderheit an seiner Kultur, die zu achten auch jedes andere Kulturvolk bereit sein muß.

Es erscheint daher notwendig, diesen beiden Naturgesetzen gerecht zu werden. Erste Voraussetzung hierfür ist, daß mit dem System der Ehrabschneidung durch einseitiges Urteil innerhalb der Lebensgemeinschaft der Völker gebrochen wird. Genau so wenig wie ein Einzelmensch das Recht in Anspruch nehmen kann, einem anderen mit Wirkung für alle die Ehre abzuerkennen, genau so wenig kann dieses Recht mit Erfolg von einem Volk oder einer Gruppe von Völkern einem anderen Volk oder einer Gruppe von anderen Völkern gegenüber in Anspruch genommen werden. Wird einem Volke der Vorwurf gemacht, gegen allgemeine Ehrengrundsätze verstoßen zu haben, so könnte eine sorgfältige Untersuchung durch Vertrauensmänner der Beteiligten angestrebt werden. Ich sage ausdrücklich angestrebt werden; denn es gibt keine

Möglichkeit, diese Untersuchung zur Pflicht zu machen. Dies Streben muß, einmal in die Tat umgesetzt, sich immer wieder als nützlich erweisen, um schließlich in dem Denken der Völker und ihrer Leiter Wurzel zu fassen. Ob eine solche Untersuchung die aufgetretene Spannung beseitigt, wird von der Ehrenhaftigkeit, von der Gewissenhaftigkeit und der moralischen Güte jener Männer sowie von dem Verantwortungsbewußtsein der Staatsleiter abhängen.

Ebenso schwebt mir vor, daß die Völker alle anderen naturgebundenen Rechte grundsätzlich einander gewähren müssen. Streben die Völker einem Frieden der Entspannung und der steigenden Wohlfahrt zu, so müssen sie aus der Entwicklung des Privatrechts ebenso lernen wie aus der des Staatsrechts der einzelnen Völker. Es muß als Grundrecht jedes Volkes gelten, die angegriffene Ehre *zu verteidigen* und seinen Lebensraum gegen fremde Gewalthandlungen zu sichern. Zu den Grundrechten eines Volkes gehört die Freiheit, selbst über seine Lebensgestaltung, über seine soziale Organisation und über seine Kultur zu befinden. Auf der anderen Seite kommt es darauf an, *keine dauernden Starrheiten* zu erzeugen; die Natur duldet sie nirgends; würden sie versucht, so würden sie von natürlichen Kräften eines Tages unter Vernichtung wertvoller Kräfte und wertvoller Einrichtungen zerstört werden. Denn alles ist Leben und Entwicklung. Es muß also der Versuch gemacht werden, diese notwendigen, in den Dingen selbst liegenden Elastizitäten jeweils durch friedliche Abmachungen gesunden Entwicklungen zuzuführen. Je mehr die Menschen sich gegenseitig achten und je mehr sie erfahren, daß ein gesunder Friede ihr Glück mehrt, um so größer ist die Aussicht, daß diese Elastizitäten wirksam werden. Das eine steht in Wechselwirkung mit dem anderen. Diesen Grundgesetzen währenden Charakter zu geben und sie doch mit genügender Elastizität zu erfüllen, wird immer eine *Kunst* sein. Aber es ist eine zu lernende Kunst. Sie ist im stillen im 19. Jahrhundert praktisch geübt. Es wird daher nützlich sein, sich offen mit ihren Voraussetzungen, ihren Möglichkeiten und ihren Begrenzungen zu beschäftigen.

Das Diktat von Versailles hat Zustände in Europa geschaffen, die mit diesen Grundgesetzen nicht in Übereinstimmung stehen. Daher rührt ein großer Teil der jetzt wahrnehmbaren Spannungen. Sie sind klar erkennbar. Wo immer ein Volk geschlossen zusammenlebt, wird man es nicht als höchste Weisheit preisen dürfen, Teile dieses Volkes abzusplittern und der politischen Hoheit eines anderen Volkes zu überantworten. Man wird zweitens jedem Staatsgebiet möglichst zusammenhängende Gestalt geben müssen, weil das Gegenteil unnatürlich ist und zu dauernden Spannungen Veranlassung geben muß. Man wird jene Bestimmungen beseitigen müssen, die freiwillige Zusammenschlüsse verschiedener Völker hindern. Wenn diese Völker aus ihrer Tradition oder aus sonstigen Tatsachen heraus die Überzeugung haben, ihr Schicksal besser in näherer Verbindung miteinander meistern zu können, so bedeutet eine Verhinderung solcher Zusammenschlüsse, über die die Beteiligten sich vollkommen einig sind, nur die Fortdauer von Spannungen, die schließlich auch Dritten in immer weiterem Maße lästig werden.

Es wird darauf ankommen, *zunächst die Grundsätze* festzustellen, weil es dann leichter ist, Grundgesetze, die jeder anzuerkennen bereit ist und die

jeder für sich ohne weiteres in Anspruch nimmt, im einzelnen in die Wirklichkeit zu übertragen. Ist denn dies überhaupt mit friedlichen Mitteln denkbar? Sicherlich liegen hier große Schwierigkeiten. Vielleicht dient folgende Überlegung zu ihrer Überwindung. In den weiten Gebieten anderer Erdteile mag es für einen mehr oder minder langen Zeitraum noch andere handfeste Mittel geben, um da, wo Grundrechte verschiedener Völker aufeinanderstoßen, Abhilfe zu schaffen. Wenn da die Macht entscheidet, was aber gerade die Völker jener Erdteile durchaus nicht erstreben, so würden noch nicht unheilbare Folgen eintreten. Aber in *Mittel- und Westeuropa* liegen die Dinge doch wesentlich anders. Hier können Konflikte der großen Staaten kaum noch mit Nutzen selbst für den Sieger kriegerisch entschieden werden. Der Einsatz, den er zu leisten hat, die Schwächung, die dem Ganzen zuteil wird, werden zuletzt auch den Sieger in einer schwierigeren Lage zur Gewinnung von Wohlstand für seine Bürger sehen, als sie vordem bestand. In *diesem* Raume sind zuviel Güter aller Art in Jahrhunderten geschaffen und aufgehäuft; in *diesem* Raume haben die Völker *keine Ausweichmöglichkeit* mehr. Ein Krieg, der wirklich Luft schaffen wollte, müßte ein furchtbarer Vernichtungskrieg werden; in ihm steht Volkskraft gegen Volkskraft. Diese Erkenntnis wird auf dem weiten Gebiete der Politik und der Wirtschaft Ausgleichsmöglichkeiten eröffnen, wenn in jedem einzelnen Falle, wo der tatsächliche Zustand mit der vollkommenen Durchführung der Grundgesetze nicht übereinstimmt, alle Möglichkeiten eines gesunden Ausgleichs geprüft werden. Wo solche Möglichkeiten einfach nicht mehr bestehen, werden vielleicht *zwischenstaatliche* Regelungen Platz greifen können. Sie können auf dem Gebiete der Verständigung über politische Rechte, sie können aber auch im Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte der Beteiligten liegen. Hier gibt es eine große Fülle von Möglichkeiten und von Verkoppelungen dieser Möglichkeiten. Alle diese werden wieder um so fruchtbarer sein, je mehr eine weise Behandlung des wirtschaftlichen Kampffeldes (Ziff. 2) neue, auf friedliche Verständigung gerichtete Energien weckt, je mehr die Sicherung einer allgemein gültigen Moral das Vertrauen stärkt. Es gibt Beispiele in der Geschichte für die Möglichkeit, politische Verständigungen durch wirtschaftliche Abmachungen und durch Festigung der Moral vorzubereiten und herbeizuführen. Ich erinnere an die Entwicklung des englischen Empire, das auf einer solchen Grundlage stark genug geworden ist, selbst der dem Mutterlande so nahe benachbarten Insel Irland weitherzig Selbständigkeit zuzugestehen; es wird sich von selbst erweisen, daß die Interessen Irlands ihm nicht gestatten, das Empire zu verlassen. Ich erinnere an die Geschichte Preußen-Deutschlands, wo der Preußische Zollverein und die Angleichung des Rechts die Grundlage für die politische Bildung des Deutschen Reiches geworden sind. Wenn man erst einmal festgestellt hat, welche politischen Spannungen zwischen den einzelnen europäischen Staaten vorhanden sind — und solche Feststellungen sind jetzt möglich —, dann wird man sagen können, ob ein Teil von ihnen durch rein politische, ein anderer durch wirtschaftliche, ein dritter durch kombinierte Maßnahmen lösbar ist. Die Möglichkeiten sind größer, wenn alle Beteiligten untereinander von den gleichen Grundrechten ausgehen und sich klar sind, daß

die Fortdauer dieser Spannungen für alle in einer Katastrophe enden muß. Auch hier können vertrauenswürdige Mittler mit Aussicht auf Erfolg eingesetzt werden, wenn kein Zwang hinter ihnen steht.

2.

Auf dem wirtschaftlichen Kampffeld gilt es, zunächst sich darüber klar zu sein, daß alles Wirtschaften Kampf ist. Es gibt keine Tatsache von allgemeinerer natürlicher Verbindlichkeit für alle Völker als diese. Sie ist im Wesen des Menschen begründet. Er lebt überall mit dem Willen, sein Leben zu erhalten und zu verbessern. Ein Mensch, der diesen Willen nicht hat, gehört zu den Seltenheiten und wird überall auf der ganzen Welt als anormal angesehen. Der Mensch kann diesen Willen nur befriedigen, indem er der Natur alles dazu Erforderliche abgewinnt. Er befindet sich in einem steten Kampfe mit der Natur, mit ihren Kräften, mit ihren Lebewesen. Er ist aber auch an ihre Stoffe und Kräfte gebunden. Wird dieser Kampfwille im Menschen getötet, so hört der Lebenswille überhaupt auf. Je mehr die Menschheit dem politischen Frieden zustrebt, um so mehr Möglichkeiten muß sie auf allen anderen Gebieten dem Menschen geben, seinen Lebenswillen sich ausarbeiten zu lassen. Der Sport allein reicht dazu nicht aus, denn er steht dem Spiele zu nahe und nimmt mehr die körperlichen und charakterlichen als die geistigen Kräfte in Anspruch. Wenn der Lebenswille des Menschen auf dem politischen Gebiet zurückgedrängt wird, dann muß er auf irgendeinem anderen Gebiet etwas Schicksalhaftes behalten; sonst erlischt er von innen heraus, weil ihm jene letzte Glut fehlt, die nur aus dem Ringen um das Schicksal kommt. Dies bedeutet, daß die Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiet sich von allem Kollektivismus so weit wie möglich entfernt halten soll. Je mehr sie der schöpferischen Persönlichkeit überläßt, um so besser wird das Ergebnis.

Es kommt gerade darauf an, daß jeder Einzelne und jedes Volk die ihm von Gott verliehenen Leistungskräfte an die Stoffe und Kräfte der Natur innerhalb des ihm zugewiesenen Raumes setzt. Man kann sicher sein, daß jedes Volk allmählich gelernt hat, diesen Raum und seine Geheimnisse zu beherrschen und daß aus dem Zusammenspiel der Kräfte des Menschen mit den ihm anvertrauten Kräften der Natur die relativ besten Leistungen herauskommen. Aber auch hier müssen Erstarrungen vermieden werden. Hochentwickelten Kulturvölkern muß eine verständige Gelegenheit gegeben werden, ihre besonderen Kräfte, ihre besonderen Erfahrungen, ihren gesteigerten Lebenswillen in Breitengraden anzusetzen, in denen das Zusammenspiel der bisherigen Volksrassen mit den Naturkräften höchste Leistungen nicht hervorgebracht hat. Die Lösung des Kolonialproblems — und um dieses handelt es sich im wesentlichen bei diesen Gedanken — ist unerläßlich; auch hierfür gibt es verschiedene Möglichkeiten. Einige hat England bereits in seinem Empire ausgebildet.

Der Tausch der Güter, die von dem einzelnen Volke unter Ausnutzung seiner ihm eigentümlichen Veranlagung, unter Steigerung dieser seiner

Sonderkräfte der Natur abgewonnen werden, muß das beste Wohlstandsergebnis für alle haben. Denn hier werden Güter zur Deckung von Lebens- und Kulturbedürfnissen getauscht, die auf andere Weise besser und billiger nicht hergestellt werden können. Das bedeutet nicht, daß nun ein für allemal dies Volk diese, jenes Volk jene Güter allein herstellen soll. Immer wieder haben sich Völker als befähigt erwiesen, Gewerbe- und Kunstfertigkeiten zu lernen, die ihnen bisher fremd waren. Gerade unser Vaterland entwickelt zur Zeit aus eigenem Können und eigenen Naturkräften heraus neue Stoffe. Aber es ist ein nicht zu bestreitendes, innerlich begründetes, mathematisch beweisbares Gesetz, daß auf diesem Wege ein größerer Wohlstand nicht gewonnen werden kann, wenn die neue Fertigkeit oder der neue Stoff sich nicht von innen heraus und ohne künstliche Zutat als technisch und wirtschaftlich überlegen gegenüber der bisherigen Fertigkeit und gegenüber dem bisherigen Stoff erweist. Deshalb wird durch die Notwendigkeit einer solchen elastischen Verschiebung der Güteranfertigung nichts an der Erkenntnis geändert, daß — allgemein währenden Frieden vorausgesetzt — der freie Tausch der Güter allen Menschen das größte Maß an Lebensgütern gestattet.

Aber wir werden uns nicht der Sicherheit hingeben dürfen, daß die oben erwähnte Voraussetzung dauernd vorhanden sein wird. Wir werden zufrieden sein müssen, wenn es gelingt, die Menschheit zunächst einmal aus dem Spannungsfelde herauszubringen, in das sie durch den letzten Krieg und die Art seiner Beendigung versetzt ist. Deshalb werden wir das Bedürfnis der einzelnen Staaten in Rechnung stellen müssen, das sie dazu treibt, ihren Völkern die größtmögliche Sicherheit und Unabhängigkeit zu gewährleisten. An sich ist kein Kulturvolk der Gegenwart in der Lage, die Bedürfnisse, an die es sich gewöhnt hat, mit eigenen Kräften aus dem eigenen Boden voll zu erwirtschaften. Diese Gewöhnung ist gerade im 19. Jahrhundert eingetreten. Die Menschen würden große Augen machen, wenn sie einmal wirklich gezwungen wären, ohne diejenigen Güter zu leben, die sie dem im 19. Jahrhundert entwickelten Güteraustausch verdanken. Eine Weltwirtschaft, d. h. einen weiträumigen Handel mit Gütern für die breiten Schichten der Völker, hat es, wie bei der letzten Tagung der „Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft" der Franzose Herr Detoeuf, der Generaldirektor des Alsthom-Konzerns in Paris, mit Recht bemerkte, vor dem 19. Jahrhundert überhaupt nicht gegeben, weil sie erst im 19. Jahrhundert durch die Fortschritte der Technik und durch eine ihnen angepaßte Politik der Hauptstaaten ermöglicht wurde. Wir sind also, sofern und soweit wir auf die Deckung dieser Bedürfnisse Wert legen, auf Tausch zwischen den Völkern angewiesen. Wollte ein Staat seinem Volke die jederzeit verwirklichbare volle Unabhängigkeit von diesen Verbindungen sichern, so müßte er zunächst die Leistung vollbringen, dem eigenen Volke einen ganz anderen, auf jeden Fall sehr viel einfacheren Lebensstand anzugewöhnen. Mir ist kein Staat bekannt, der dies Ziel einer vollendeten Dauerunabhängigkeit als politisch durchführbar annimmt und verfolgt. In welchem Maße die Staaten sich die Deckung ihrer natürlichen und entscheidenden Lebensbedürfnisse für außergewöhnliche Zeiträume (Mißernten, Naturkatastrophen, Krieg)

durch Vorräte sichern wollen, wird, sowohl was den Umfang als auch was die Mittel betrifft, immer von der Einschätzung der internationalen Lage abhängen. Denn dauernd etwa sämtliche wichtigen Lebens- und Kriegsbedürfnisse durch Lagerhaltung für lange Zeiträume sicherstellen zu wollen, erfordert, in vollem Umfange durchgeführt, hohe Kapitalinfestierungen, große Zinsverluste. Immerhin kann diese Lagerhaltung wirtschaftlicher sein als andere Maßnahmen. Maß und Umfang der Schutzmaßnahmen zur Sicherung der eigenen Unabhängigkeit werden also immer von der verständigen Einschätzung der eigenen Volkskraft, vom Stande der politischen Beziehungen (s. Ziff. 1) und von dem Vertrauen abhängen, das man internationalen Abmachungen und dem allgemeinen Friedenswillen überhaupt entgegenbringen will (s. Ziff. 3). Also sind Mischformen notwendig.

Zwischen der praktisch zur Zeit von allen Völkern abgelehnten vollen Selbstgenügsamkeit und der entgegengesetzten Möglichkeit vollkommen freien Gütertausches liegen folgende Formen eines mehr oder minder umfassenden und wirksamen Schutzes der eigenen Wirtschaftskräfte:

a) Ein- und Ausfuhrkontrollen, die einen vollen Ausgleich zum mindesten der Zahlungsbilanzen oder sogar der Warenbilanzen sicherstellen sollen;
b) die Festsetzung bestimmter Ein- und Ausfuhrmengen (Kontingente), die nicht überschritten werden sollen und entweder von der betreffenden Staatsgewalt einseitig bestimmt oder in Handelsverträgen vereinbart werden; sie dienen dem Schutze bestimmter Wirtschaftskräfte des Landes;
c) Ein- und Ausfuhrzölle; sie liegen auf derselben Ebene wie die Kontingente, dienen also nur dem Schutze bestimmter Wirtschaftskräfte des Landes, gewähren aber im Gegensatz zu den Kontingenten dem Ein- und Ausfuhrhandel Mengenfreiheit;
d) Vertragliche Bindungen, die zwischen einzelnen Ländern vereinbart werden und je nach Lage und Bedürfnis die beiderseitigen Interessen mit den verschiedensten Mitteln ausgleichen.

Wer diese Aufzählung betrachtet, kommt von selbst zu dem Schluß, daß ganz außergewöhnliche Tatsachen und Entwicklungen diese Formen immer mehr in die Richtung auf den Punkt a) gedrängt haben müssen, weil ja gerade er dem allseits abgelehnten Zustand der Selbstgenügsamkeit am nächsten steht. Wird aber dieser Zustand abgelehnt, weil er eben nicht ermöglicht, alle uns seit langem gewohnten Lebensbedürfnisse zu erfüllen, weil er das einzelne Volk zu Maßnahmen nötigt, die unwirtschaftlicher sind als die Deckung des betreffenden Bedürfnisses aus den von der Natur an anderer Stelle besser und billiger zur Verfügung gestellten Möglichkeiten, so muß das allgemeine natürliche und von der Vernunft unterstützte Drängen dahingehen, die Tauschbeziehungen möglichst weit weg vom Punkte a) und möglichst nahe an den Punkt d) zu bringen.

Und in der Tat ist das System der Ein- und Ausfuhrkontrolle den Ländern, die es anwenden, nur durch ihre Währungslage aufgezwungen. Diese Währungslage besteht in dem Mangel an überall verwertbaren Zahlungsmitteln

(Gold und fremde Geldzeichen); sie geht zurück auf die überaus „schöpferische" Behandlung politischer und wirtschaftlicher Fragen im Diktat von Versailles. Besonders Deutschland wurde damals so viel Blut aus den Adern gesogen und dieser Aderlaß wurde jahrelang so nachhaltig fortgesetzt, daß schließlich, gefördert noch durch eigene finanz- und wirtschaftspolitische Fehler, der deutsche Wirtschaftskörper blutarm geworden ist. Er hat sich an echten Zahlungsmitteln verausgabt, da die Bezahlung der Kriegsschulden und Reparationen durch deutsche Waren abgelehnt wurde. Dieser Zustand ist eine Zeitlang durch Auslandsanleihen verdeckt worden. Für sie trifft die Verantwortung beide Teile. Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat wiederholt mit vollem Rechte hervorgehoben, daß ein Volk keine Schulden machen darf, von denen es überzeugt ist, sie nicht zurückzahlen zu können. Insoweit geht die Sache auf unser Konto. Aber die anderen Mächte müssen sich daran erinnern, daß sie es bis zum Jahre 1931 hartnäckig abgelehnt haben, den deutschen Zahlungsmöglichkeiten Rechnung zu tragen. Sie haben uns unter einen so harten und fühlbaren Druck gesetzt, daß kein verständiger und gerecht denkender Ausländer die Mitverantwortung für diese Schuldverpflichtungen Deutschlands wird ablehnen wollen.

Die erste auf dem wirtschaftlichen Kampffelde notwendige Maßnahme ist daher eine Regelung aller Schuldverhältnisse, die unmittelbar auf den Krieg und das Reparationsproblem zurückgehen. Eine allgemeine Regelung ist um so eher denkbar, als das Problem nicht nur Deutschland und seine Gläubiger angeht, sondern auch andere Schuldner. Hier ist jede tragbare Lösung zu prüfen. Zwischen der vollen Streichung dieser Schulden und ihrer rücksichtslosen Aufrechterhaltung zu den bisherigen Bedingungen liegt eine Fülle von Regelungsmöglichkeiten. Ich darf nur andeuten niedrige Zinsen, lang ausgedehnte Rückzahlungstermine, Verrechnungen, Teilerlasse usw. Die Schwierigkeiten sollten bei vernünftiger Überlegung zu beseitigen sein, wenn die Gläubiger sich klarmachen, wieviel sie bei Fortdauer oder Verstärkung der jetzigen Spannungen verlieren, wenn die Schuldner sich klar sind, daß sie ein hohes Interesse haben, ihre Kreditwürdigkeit zu erhalten und das allgemeine Vertrauen wieder herzustellen. Ich nehme Bezug auf meine Darlegungen im Januarheft 1937 der „Deutschen Rundschau": „Müssen Schulden zurückgezahlt werden?" Ich habe mich dort grundsätzlich zur Rückzahlungspflicht bekannt, aber gleichzeitig angedeutet, daß für die bestehenden Schulden, die wirtschaftlichem Irrtum und politischem Unverstand ihre Entstehung verdanken, andersartige Regelungen gefunden werden müssen, wie ja auch in der Privatwirtschaft Ausnahmefälle von verständigen Gläubigern anerkannt werden müssen. Ein solcher Ausnahmefall ist hier um so mehr gegeben, weil nach meiner Überzeugung ohne eine solche Regelung ein verläßliches Währungswesen nicht wieder hergestellt werden kann und weil ohne eine Ordnung der Währung eine von Ein- und Ausfuhrkontrolle vollkommen befreite Weltwirtschaft überhaupt nicht denkbar ist. Ich habe das so häufig bereits ausgeführt, daß ich mich fast scheue, es zu wiederholen. Einige kurze Begründungen aber muß ich geben. In der arbeitsgeteilten Wirtschaft können weder

innerhalb einer Volkswirtschaft noch zwischen den Völkern die einzelnen Arbeitsleistungen unmittelbar gegeneinander getauscht werden. Der Meister, der von einem Taschenmesser nur die Schalen anfertigt, kann seine Miete, seine Lebensmittel, seine Schuhreparaturen usw. nicht mit Messerschalen bezahlen. Je weiter die Arbeitsteilung fortschreitet, um so notwendiger ist es, für ihren Tausch Mittler zur Verfügung zu stellen. Diese Mittler nennen wir Geld. Geld kann entweder seinen Wert in sich tragen (Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein usw.). Dann ist es eben Ware und wird als solche überall in Tausch genommen. Werden aber Papierscheine als Geld verwendet, so haben diese Scheine keinen eigenen Sachwert, wie groß auch die Zahl sein mag, die daraufgedruckt ist. Bei diesem Gelde muß vielmehr vom Staat sichergestellt werden, daß die Papierscheine ein Anerkenntnis sind für eine vollzogene tauschbare Leistung, daß diese Leistung zum Tausch zur Verfügung steht und daß daher der Inhaber des Scheines einen Anspruch auf eine entsprechende Gegenleistung aus der Volkswirtschaft hat. Das ist der Grund, der alle Staaten nötigt, die Menge des Papiergeldes in währende Übereinstimmung mit Menge und Wert der jeweils zum Tausch zur Verfügung stehenden Güter zu bringen und zu halten. Hier liegt die entscheidende Pflicht jedes Staates sowohl für die Ordnung des Gütertausches in der eigenen Wirtschaft, als auch für die Ermöglichung des Gütertausches mit anderen Völkern. Ein Staat, der diese Verpflichtung nicht erfüllt, macht sich zu einem Einsatz seiner Währung in der Welt und zu einem freien Tausch unfähig. Er erfüllt sie dann nicht, wenn er mehr Papierzahlungsmittel in Umlauf bringt, als der Menge und dem Wert der jeweils zum Tausch zur Verfügung stehenden tauschbaren Güter entspricht.

Auch die Frage des Einflusses von künstlichen Kapital- oder Krediterweiterungen auf das Währungswesen bedarf der Klärung. Viele Wirtschaftssachverständige und Währungstheoretiker aller Länder halten sie in gewissen Grenzen für unbedenklich. Ich bin entschieden anderer Ansicht. Erkenntnis und Erfahrung lehren, daß Kapital und daher auch Kreditmöglichkeiten nur durch Leistung entstehen; ist sie vollbracht, ist ein Kapitalwert entstanden, so kann daneben nicht noch irgendein Stück Kapitalersatz in der Wirtschaft herumgeistern, ohne ihr Gleichgewicht zu stören.

Eine Prüfung und Verständigung auch hierüber ist nicht zu vermeiden. Denn es hat gar keinen Zweck, einer Weltkonferenz näherzutreten mit dem Ziele, den Gütertausch von den jetzigen Hemmnissen zu befreien, wenn nicht jeder beteiligte Staat die Verpflichtung übernimmt, sein Währungswesen nach anerkannten Regeln in Ordnung zu halten. Und das kann er wieder nur dann, wenn er seine eigenen Staatsausgaben unter allen Umständen mit echtem Gelde deckt, d. h. mit Geld, das er seinen Bürgern in Form von Steuern oder Anleihen aus ihren echten Leistungsergebnissen wegnimmt. Ohne eine solche Verständigung und ohne seine Durchführung sind alle Gedanken an eine Förderung eines Weltgütertausches verlorener Zeitaufwand.

Für den Leistungstausch innerhalb eines Volkes reicht ein Geld, das durch die Staatsgewalt oder durch die vom Staat beauftragte Bank in währender Übereinstimmung mit Menge und Wert der zum Tausch zur Verfügung stehenden Tauschgüter gehalten wird, vollkommen aus. Anders für den Wirtschaftsverkehr der Völker untereinander. Der Antipode wird sich von dem Ergebnis seiner eigenen Leistung ungern trennen, wenn ihm dafür nur ein Stück Papier geboten wird. Heute hat er weniger denn je Vertrauen, daß der Schöpfer dieses Papiergeldes, der andere Staat, auf dessen Entschließungen er keinen Einfluß hat, sein Geldwesen wirklich in Ordnung hält. Inflationen und willkürliche Abwertungen (Devalvationen) spielen in allen Gehirnen eine verwirrende und entmutigende Rolle. Wenn aber der Antipode täglich den handfesten Beweis erhält, daß er auf das Papierzeichen eines bestimmten Staates auf der Bank Gold oder den immer gleichbleibenden Betrag in seiner eigenen Landeswährung erhält, dann ist das Vertrauen da. Dann wird der Tausch auch über längere Zeiten und weite Entfernungen hin getätigt. Das ist der Grund, weswegen das Gold für den internationalen Verkehr zu einem Deckungsmittel der Währungen erhoben ist. Es hat von allen uns bekannten Naturstoffen den verläßlichsten Wert. Es wird von allen Völkern als Eigenwert anerkannt und vermag daher den Tausch aller Leistungen in der ganzen Welt zu vermitteln.

Man wird zu prüfen haben, ob die gegen das Gold erhobenen Vorwürfe berechtigt sind. Offenbar ist es zwecklos, an seine Stelle einen anderen Naturstoff (Silber, Platin u. a.) zu setzen; denn er würde sehr bald mindestens die gleichen Unvollkommenheiten aufweisen. Aber es muß endlich auch Klarheit geschaffen werden, daß auch die Theorie der Indexwährung blutleer ist. An irgendeinem Meßwert, der allgemein anerkannt ist, müssen sich doch die Maße bestimmen. Wir können kein Längenmaß für alle verständlich und verbindlich bestimmen, wenn wir uns nicht zuvor über die Länge eines Meters verständigt haben. Und wir können englische, französische und sonstige Währungen nicht mit der deutschen vergleichen und abrechnen, wenn wir nicht über einen gemeinsamen Maßstab gehen können. Der Index der Lebenshaltungskosten aber wäre ja immer erst an Hand eines solchen Maßstabes für jedes einzelne Volk feststellbar. Jede logische Erwägung muß daher zur Unmöglichkeit der Indexwährung führen. Möge sie überprüft werden.

Von welcher Währung wir auch immer ausgehen, eins ist ebenso unerläßlich für eine allgemeine dauernde Verständigung wie für die Sicherung des Binnenwertes des Geldes, nämlich das Festhalten am einmal vereinbarten Währungsverhältnis. Wenn z. B. England sein Pfund in ein bestimmtes Verhältnis zu den Währungen der anderen Länder gesetzt hat und hierüber eine Verständigung erzielt ist, so darf kein an der Verständigung beteiligtes Land einseitig das Verhältnis seiner Währung zu denen der anderen Länder ändern. Eine solche Änderung ist eine einseitige Kampfmaßnahme, darauf abgestellt, der eigenen Wirtschaft einseitig einen Vorsprung vor den anderen Wirtschaften zu verschaffen. Ein solches Vorgehen ist offenbar unvereinbar mit

der Notwendigkeit, ein allseitiges Vertrauen in die Unveränderlichkeit der Währungsverhältnisse herzustellen.

Erachten wir die Goldwährung als die relativ beste — eine absolut gute gibt es in dieser Welt, in der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten miteinander wechseln, nicht — so müssen wir dafür sorgen, daß jedes an einem allgemeinen Abkommen beteiligte Land eine genügende Menge an Gold hat, um seine im Ausland herumlaufenden Zahlungsmittel bei Bedarf in Gold eintauschen zu können. Nun ermöglicht uns die Entwicklung der Technik des Wirtschaftsverkehrs auch nach der Geldseite hin, diese Goldmengen geringer zu bemessen, als es vor dem Kriege notwendig erschien. Es ist möglich, die Tauschleistungen der Angehörigen verschiedener Staaten auf dem Wege über die Nationalbanken des Ein- und Ausfuhrhändlers in möglichst großem Umfange zur Verrechnung zu bringen. Der Ausführende erhält seine Forderung in möglichst großem Umfange von seiner Bank in den Zahlungsmitteln seines Landes. Die Bank erhält diese Zahlungsmittel in möglichst großem Umfange durch die Zahlungen des Einfuhrhändlers, der mit der Zahlung seine Schuld gegenüber dem ausländischen Gläubiger tilgt. Die Staatsbanken verrechnen untereinander über eine gemeinsame Stelle, als welche die Bank für Internationale Zahlungen in Frage kommen kann. Dann sind nur die Spitzen, die in bestimmten, zunächst eng zu wählenden Zeiträumen festzustellen sind, in Gold oder Devisen zu zahlen. Gläubiger- und Schuldner-Banken können sich aber gegebenenfalls mit Zustimmung ihrer Regierungen dahin verständigen, daß auch diese Spitzen in gemessenem Zeitraume durch Waren- oder Dienstleistungen des Schuldners abgedeckt werden oder daß der Gläubiger dem Schuldner eine entsprechende Anleihe gewährt. Es muß in jedem Falle Gläubiger und Schuldner überlassen bleiben, welche Zahlungsart sie wählen wollen. Sie werden schon am besten Risiken und Aussichten abwägen, um zu dem für sie beide besten Ergebnis zu gelangen. Dann wird voraussichtlich der zur Golddeckung benötigte Betrag wesentlich geringer, als bisher angenommen, sein können. Dies wieder hat den Vorteil, daß die Gold besitzenden Länder nur geringere Mengen ihres Goldes den anderen Ländern zur Verfügung zu stellen hätten.

Ist denn aber überhaupt daran zu denken, daß die Gold besitzenden Länder dies tun? Ich glaube, hieran sollte ein Zweifel nicht gestattet sein. Die Goldverteilung ist heute so, daß die Gold-Länder anfangen, das Gold zu fürchten. Der Wahnsinn des gegenwärtigen Zustandes hat eine Art Höhepunkt erreicht. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind dazu übergegangen, gewisse Goldzuflüsse zu sterilisieren, während andere Länder aus Goldmangel zur Ein- und Ausfuhrkontrolle gezwungen sind. Für den einen ist übermäßiger Goldzustrom, für den anderen absoluter Goldmangel ein Schaden, der täglich größer wird. Alle zusammen leiden mehr und mehr unter den Folgen dieses Zustandes und unter den einseitigen Maßnahmen, die jeder zum Schutze seiner Interessen treffen muß. Der Frieden, der dem Weltkriege gefolgt ist, ist eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Es wäre vernünftiger, Gold, statt es zu sterilisieren, den Mangel-Ländern zu schenken, damit

es wieder fruchtbare Wirkungen ausübt, die Hindernisse in der Weltwirtschaft mindert und so auch dem Schenkenden wieder nützt. Aber die Menschen folgen der Stimme der absoluten Vernunft nur in besonders lichten Augenblicken. Und so wird es eine Aufgabe gemeinsamer Besprechung sein müssen, einen praktischen Weg zu finden, der vielleicht zwischen jener Idealhandlung der reinen Vernunft und dem jetzigen Wahnsinnszustande liegt. Die Hauptsache wird sein, dieses Gold so billig wie möglich zur Verfügung zu stellen. Vielleicht wird es bei gemeinsamer näherer Prüfung nützlich erscheinen, der Bank für Internationale Zahlungen eine Mitwirkung als Treuhänder einzuräumen. Hierin liegt für keinen Beteiligten etwas Bedenkliches, wenn für alle die gleichen Voraussetzungen und Bedingungen gelten. Ihre grundlegenden Elemente sind so klar, daß eine Verständigung möglich sein sollte.

Diese Regelung hätte den Vorteil der allgemeinen auf das freie souveräne Ermessen jedes Staates abgestellten Durchführbarkeit. Wer sie nicht mitmachen will, dem bleibt es unbenommen; wer sie mitmachen will, muß sich den Einzelheiten anschließen. Wer die Voraussetzung und den Inhalt des Abkommens verletzt, nimmt bis zur Wiederherstellung seiner Ordnung an den gemeinsamen Einrichtungen nicht teil. Er wird hohes Interesse haben, teilzunehmen, denn er muß sonst mit wesentlich schwereren, zur Genüge ausgekosteten Mitteln auskommen. Die Verantwortung, die er so auf seine eigenen Schultern abgelastet sieht, wird jede Kraft in ihm regen und stärken, die Wirtschaft der Bürger seines Landes auf der Grundlage ihrer eigenen Initiative und Verantwortung zu beleben und sein öffentliches Haushaltswesen in Ordnung zu halten. Er wird frei wählen können, ob er die Gegenwart zu Lasten der Zukunft wirtschaftlich oder sozial verbessern, dann aber auch ein Unberechenbares selbst tragen, oder ob er sich der im Augenblick volksuntümlicheren aber sicheren wirtschaftlichen Erarbeitung und vorherigen Fundierung jedes technischen, kulturellen und sozialen Fortschrittes zuwenden will. Auf der anderen Seite hat die „Staatengemeinschaft" ein immer lebendiges Interesse, ihre Einrichtungen wirksam zu halten. Sonst werden ihr gerade die gesündesten und verantwortungsbewußten Mitglieder zuerst den Rücken kehren und ihren eigenen Kreis bilden.

Auf dieser Grundlage würden wirtschaftshindernde Maßnahmen, wie ich sie unter Punkt a) aufgeführt habe und die zu reinen zweiseitigen Tauschverträgen mit schwierigen technischen und wirtschaftlichen Rückschritten geführt haben und führen müssen, sofort überflüssig. Damit fällt das wichtigste Hemmnis. Die Maßnahmen unter Punkt b) (Kontingente) können allmählich abgebaut werden. Die notwendigen Schutzmittel, die die Volkswirtschaften so lange brauchen, so lange sie sich nicht einem Idealzustand nahe fühlen, werden solche der Punkte c) und d) sein.

Es sind aber auch andere allgemeine Regelungen erforderlich. Es ist bekannt, daß die Glieder des englischen Empire in dem Ottawa-Abkommen den Grundsatz aufgestellt haben, daß sie etwaige Zölle für den Verkehr untereinander immer um einen bestimmten Betrag niedriger halten müssen als die Zölle gegen andere Länder. Dieses System müßte zum mindesten durch ein System der Höchstzölle im Empire ersetzt werden. Ebenso müßte sich das englische Empire bereit

erklären, Länder, die an einer allgemeinen Regelung teilnehmen, von Vorzugszöllen nicht grundsätzlich auszuschließen. Auch dieser Punkt wird einer besonders sorgfältigen Klärung im einzelnen bedürfen.

Und endlich wird dann nach Sicherung dieser allgemeinen Voraussetzungen eine von allen politischen Spitzfindigkeiten befreite Möglichkeit für größere wirtschaftliche Zusammenschlüsse gestattet werden müssen. Das englische Empire bietet ein glänzendes Beispiel für die Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses zwischen Ländern verschiedenartiger Entwicklung, zwischen Ländern mit verschiedensten natürlichen Bedingungen und höchst verschiedenartigen Menschen. Die sogenannten Oslo-Staaten (die nordischen Staaten, Belgien, Holland und Luxemburg) bereiten offenbar ein engeres wirtschaftliches Zusammenarbeiten unter sich vor. Es gibt weitere Möglichkeiten in Europa, Länder zusammenzubringen, deren Erzeugnisse sich in weitem Maße ergänzen. Auch hier könnte ein ständiges Organ, ob in oder ohne Verbindung mit dem Völkerbund, geschaffen werden, das solche Zusammenschlüsse nicht hemmt, sondern seine guten Dienste zur Verständigung zur Verfügung stellt. Dies Organ soll immer nur auf Wunsch der Beteiligten tätig werden, niemals versuchen, einen Zwang auszuüben. Es muß immer angestrebt werden, die Dinge sich aus den natürlichen Kräften und aus den gegebenen Interessen heraus organisch entwickeln zu lassen. Es war ein Fehler des Völkerbundes, daß er von oben her unorganische Bindungen zu schützen und zu schaffen trachtete. Der zur Zeit richtige Weg erscheint mir der der „guten Dienste" durch Männer allgemeinen Vertrauens. Solche wirtschaftliche Zusammenschlüsse werden dann wieder unter sich fruchtbare Verständigungen anbahnen können, immer weiter von der Erkenntnis geleitet und gefördert, daß weite Räume erforderlich sind, um den Fortschritt der Technik zur Wohlfahrt der Menschen auszunutzen. Sie mögen ihrerseits wieder den Samen auch für eine politische Befriedung in sich tragen (vgl. Ziff. 1).

3.

Eine dauerhafte Verständigung der Völker, die an den Rüstungen nicht vorübergehen kann, ihre Begrenzung aber gerade nach allgemeiner Hochrüstung zur natürlichen und daher zu erreichenden sinnvollen Folge haben wird, kann der moralischen Grundlage nicht entbehren. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und eine Sache, die die Völker hinter sich bringen soll, muß die Seelen der Menschen mitschwingen lassen. Das haben fast alle Kulturvölker in ihrer staatlichen Geschichte erfahren.

Sie müssen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, ein jedes nach seiner Art, wieder zu der auch durch das Diktat von Versailles getrübten Erkenntnis zurückfinden, daß das Zusammenleben der Menschen nur unter bestimmten moralischen Voraussetzungen erträglich ist, daß Höchstleistungen ebenfalls von diesen Voraussetzungen abhängen und daß diese immer feiner herausgearbeitet werden müssen,

je dichter die Menschen zusammenrücken. Zwei Kolonisten, die auf Tagesritt Entfernung die einzigen Familien im Bezirk bilden, kommen mit einigen wenigen Faustregeln des Komments wohl aus. Aber mit der Dichte der Besiedlung, mit der Zunahme der Arbeitsteilung wächst die Zahl der Regeln auf jedem Gebiete notwendigerweise. Ohne feste, dem sittlich Guten, dem Anstand zugewandte Grundsätze kommt selbst die Familie nicht aus, ohne daß die Verwandten sich nicht unerträglich würden.

Wieviel mehr gilt dies alles nun für die Zusammenarbeit von Menschen, die nicht demselben Volke angehören, einer einheitlichen Disziplin durch den gleichen Staat entbehren und daher darauf angewiesen sind, einander zu vertrauen, weil ein Schiedsrichter, dem sie beide sich zu unterwerfen haben, nicht zur Stelle ist. Unerläßlich ist solches Vertrauen, wenn man auf weite Entfernungen seine Leistungen einander anvertrauen will. Je größer die Entfernungen sind, desto weniger möglich wird es, Geschäfte so abzuschließen, daß Leistung und Gegenleistung gleichzeitig getauscht werden können. Der Hamburger Kaufmann, der Kaffee in Brasilien kaufen will, kann dem Brasilianer nicht gleich das Gold, der Brasilianer dem Hamburger Kaufmann nicht gleich den Kaffee anvertrauen. Es entsteht ein Zwischenraum, den wirtschaftlich auszufüllen bei wiedergeordnetem Währungswesen Sache der Banken ist. Aber darüber hinaus ist für solche Leistungen über Raum und Zeit hinweg, also in unserer gegenwärtigen Welt, ein Vertrauen untereinander unerläßlich. Es mutet wie ein Märchen an, daß vor dem Kriege ein Deutscher in Indien auf eine englische Bank gehen und sich dort ohne jede Sicherheit Geld abheben konnte, wenn die englische Bank nur zu ihm und zu seinem Namen Vertrauen hatte. Immer wenn einer vorleistet, muß er vertrauen, daß der andere ihn nicht im Stich läßt. Ein solches Vertrauen aber kann sich nur entwickeln, wenn A. weiß, welche Gesetze und Anstandsregeln im Lande des B. gelten, und daß B. ein Mann ist, der diese Gesetze und Regeln hält. Das Vertrauen wächst, wenn er darüber hinaus den B. als einen Menschen kennt, der den gleichen Anstandsregeln folgt wie er selbst.

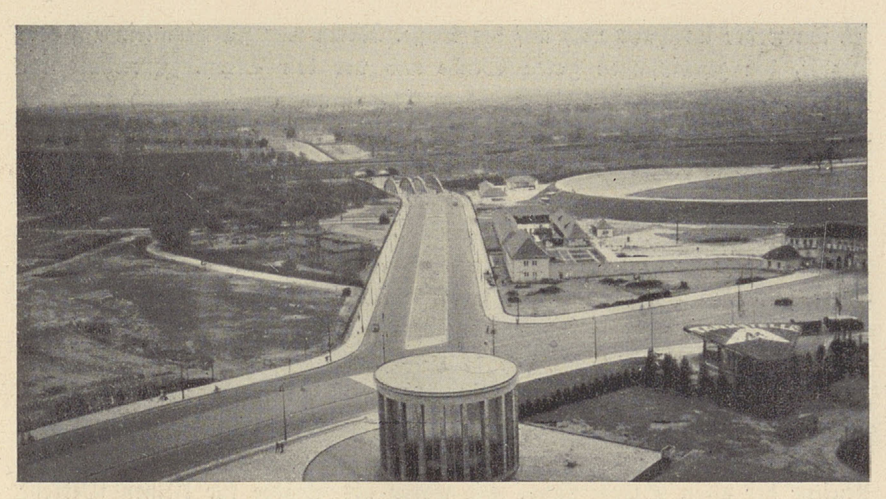
Auf dem Grundsatze: „Der Zweck heiligt das Mittel" ist Vertrauen, wie die Geschichte beweist und die Vernunft lehrt, nicht aufzubauen, weil er dazu verleitet, auch sittlich gute Grundsätze gelegentlich außer Kraft zu setzen. Jede weitere Gemeinschaft, Parteien, Vereine, Gemeinden, Armeen, Staaten können ohne sittlich gegründetes Vertrauen nicht bestehen, sie würden zerfallen. Kein Spiel, kein Sport ist möglich, wenn die Mitspieler nicht vertrauen, daß jeder die Spielregel einhält. Wie peinlich eine einzige Stunde selbst am Spieltisch, wenn ein einziger Mitspieler unfair ist! Äußere (materielle) Rechtsklarheit und Rechtssicherheit sind selbstverständliche moralische Voraussetzungen für eine umfassende Verständigung der Völker. Der innere Gehalt des Rechts, beruhend auf natürlichem Anstand, gerechtem Sinn und unbedingter Zuverlässigkeit des Charakters, wird darüber hinaus um so unerläßlicher, je vollkommener, dauerhafter und weiträumiger eine solche Verständigung wirken soll. Vollends die europäischen Kulturvölker können sich nur näherkommen aus einer Gesinnung heraus, die die seelischen unwägbaren Kräfte achtet und gerade deshalb jedem gestattet, „nach seiner

Fasson selig zu werden". Die Geschichte der weißen Rasse ist zu eng ineinandergeknüpft, ihre biologischen Eigenarten gehen zu deutlich auf die gleiche Wurzel zurück, als daß nicht alle ihre Angehörigen mit wenigen Ausnahmen im wesentlichen dasselbe Grundgefühl für das hätten, was anständig und was unanständig ist. Vertrauen, beruhend auf Recht, Anstand und Achtung, wird die entscheidende Grundlage für eine erlösende Verständigung sein, oder diese wird nicht sein.

Furchtbar wie die Saat, ist die Ernte von Versailles. Wir wollen nicht grollen, sondern die Ernte wieder unterpflügen. Bestellen wir das vom Salze bitterer Erfahrungen gesättigte Erdreich mit Vernunft und Anstand, dann werden Vertrauen und Wohlfahrt wieder wachsen. Noch liegt das Los der Zukunft in unserer Hand. Diese Zeit bietet neben den trübsten die hellsten Aussichten. Wenn eine Generation je berufen war, bewußt den Weg in die Helle anzutreten, so die jetzt lebende. Sie hat einen Anschauungs- und Erfahrungsunterricht empfangen wie keine je zuvor. Sie hat in Krieg und Frieden alle politisch und wirtschaftlich denkbaren Systeme wirkend gesehen. Sie ist daher für eine lange Zukunft verantwortlich. Sie kann Erkenntnis an Erkenntnis reihen und zu den richtigen Schlußfolgerungen kommen:

1. Das Leben ist nur zu halten, Wohlfahrt nur zu gestalten durch Leistung.
2. Kapital und Arbeit sind keine Gegensätze; Kapital ist das ersparte Ergebnis vollbrachter Leistungen, auch die von der Natur vollbrachte Leistung erhält Wert erst durch menschliche Arbeit; Arbeit ist Leistung schaffendes lebendiges Wirken. Kapital und Arbeit sind also verschiedene Zeitformen derselben menschlichen Schöpfungskraft. Diese Zeitformen richtig zueinander zu schalten, ist Sache des gesunden sozialen Gefühls des guten Willens und der Vernunft.
3. Die größte Wohlfahrt wird durch friedlichen Leistungstausch der Völker ermöglicht; er hat eine umfassende Verständigung zur Voraussetzung.
4. Diese Verständigung hat politischen, wirtschaftlichen und moralischen Kräften Rechnung zu tragen, um aus verkrampften Kampfstellungen zu sauberem Wettbewerb und besten Leistungen zu kommen.

Eine solche Verständigung ist nicht unmöglich. Also sollte es eine möglichst gemeinsame Leistung gerade unserer Generation sein, sie zu vollbringen.



Lunaparkdurchbruch vom Funkturm

PAUL FECHTER

Von der großen Stadt zur Großstadt

Zur Siebenhundertjahrfeier Berlins

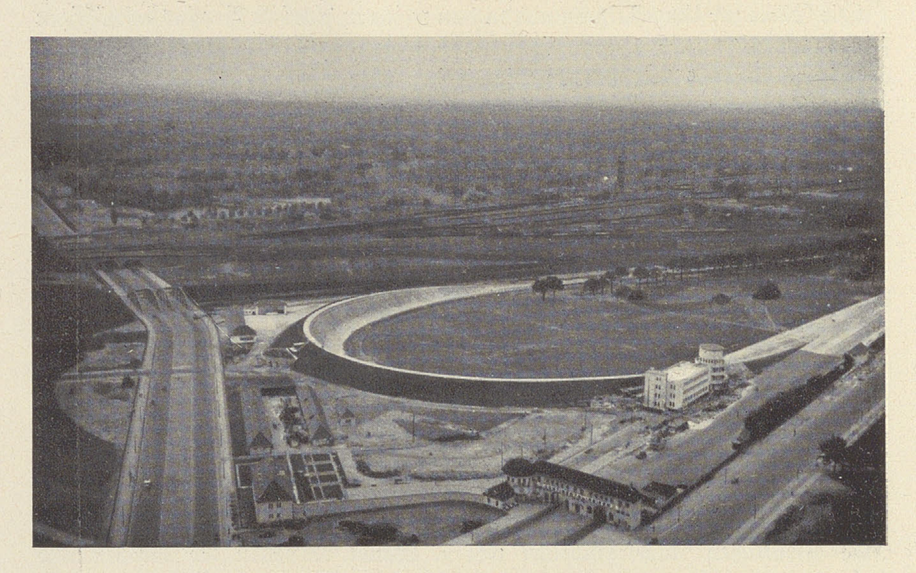
Die Pläne zur Umgestaltung und zu dem weiteren Ausbau Berlins beschäftigen seit langem nicht nur die zuständigen Baubehörden, sondern in gleicher Weise das Publikum. Da und dort tauchen Einzelheiten über Absichten, Erörterungen von Möglichkeiten auf, und da die Menschen bei uns sich immer schon lebhaft für das Bauen, wenn auch nachher weniger für die Bauten interessiert haben, so gibt es wieder einmal ein neues lebendiges Verhältnis zwischen den Bewohnern der guten Stadt und ihrem Raum, zumal es jetzt im wesentlichen darum geht, ihre Beziehung zu eben diesem Raum auf eine richtigere und gesündere Grundlage zu stellen. Berlin versucht den Übergang von der großen Stadt zur Großstadt nachzuholen, der gerade bei der Siedlung an der Spree in den entscheidenden Zeiten durch erheblich mehr Schwierigkeiten verhindert wurde als bei anderen Hauptstädten.

Alle großen Städte der Welt leiden an ihren Vorstadien. Wien, Paris, New York entstanden in Zeiten, in denen hundert Mann etwa den Begriff der Masse Mensch ausmachten und eine Ansammlung von ein paar Tausenden schon ein stehendes Heer bedeutete. Ihre Straßen und Plätze, ihre Bewegungsordnung im bebauten Raum wurden festgelegt, als der gewöhnliche Mensch sich lediglich zu Fuß fortbewegte, Reiten und Fahren Privilegien und vor allem ganz private, keine öffentlichen Angelegenheiten waren. Raum brauchten die Großen und Reichen drinnen, in den Häusern und Schlössern, die Kleinen und Armen brauch-

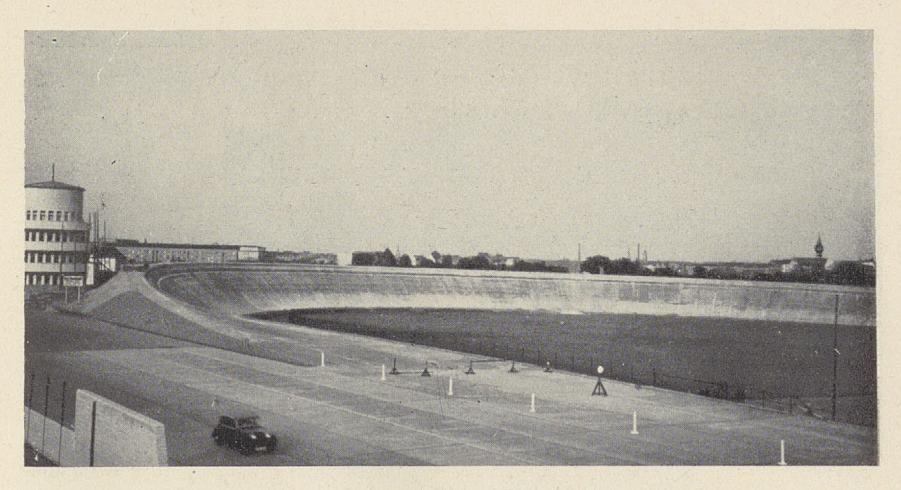
ten ihn weder im Haus noch auf der Gasse. Raum war für sie allein auf dem Markt, der gemeinsamen guten Stube und vor den Toren. Innerhalb der Mauern gab es enge, schmale Straßen, Entwicklung höchstens nach oben, bei Kirchen und Schloßtürmen.

Das blieb so bis ins 19. Jahrhundert. Dann kam die Industrie, kamen die Ärzte, die die Epidemien und die Kindersterblichkeit begrenzten, kam infolgedessen die Masse. Durch Straßen, die sonst am Tage hundert Menschen entlang gingen, wanderten jetzt Tausende; die Wagen wurden aus privaten zu öffentlichen Angelegenheiten, zu Droschken — und zuletzt kam die Technisierung und die Massenfahrgelegenheit. Der Omnibus, das Gefährt „für alle", stand am Anfang, die Pferdebahn folgte, die Elektrische kam — den Beschluß bildeten Auto und Autobus. Jedes dieser Vehikel beanspruchte zum Fahren Raum: die Straße bekam eine Platzbedeutung in den wachsenden Städten, die sie in früheren Jahrhunderten nie gehabt hatte — und die in einem offenen Gegensatz zu der Grundstruktur der alten Städte stand. Die waren als Städte für kleinen Verkehr angelegt: jetzt sollten sie große Städte für großen Verkehr, sollten sie sogar Großstädte werden. Ihr Plan lag mehr oder weniger fest: das Problem war, ihn nicht nur mit der ständig wachsenden Bewohnerzahl, sondern ebenso mit den Hin-und-Her-Bedürfnissen dieser Bewohner und den Mitteln dieses Hin und Her in Einklang zu bringen.

Zwei europäische Großstädte haben diese Notwendigkeiten zuerst gesehen und von ihnen aus die Wandlung ihrer Struktur versucht: Wien und Paris. Paris hatte unter Napoleon dem Dritten seinen Baron Hausmann, der der Stadt die neuen Grundlinien gab, den großen Nord—Süd-Boulevard und den weiten



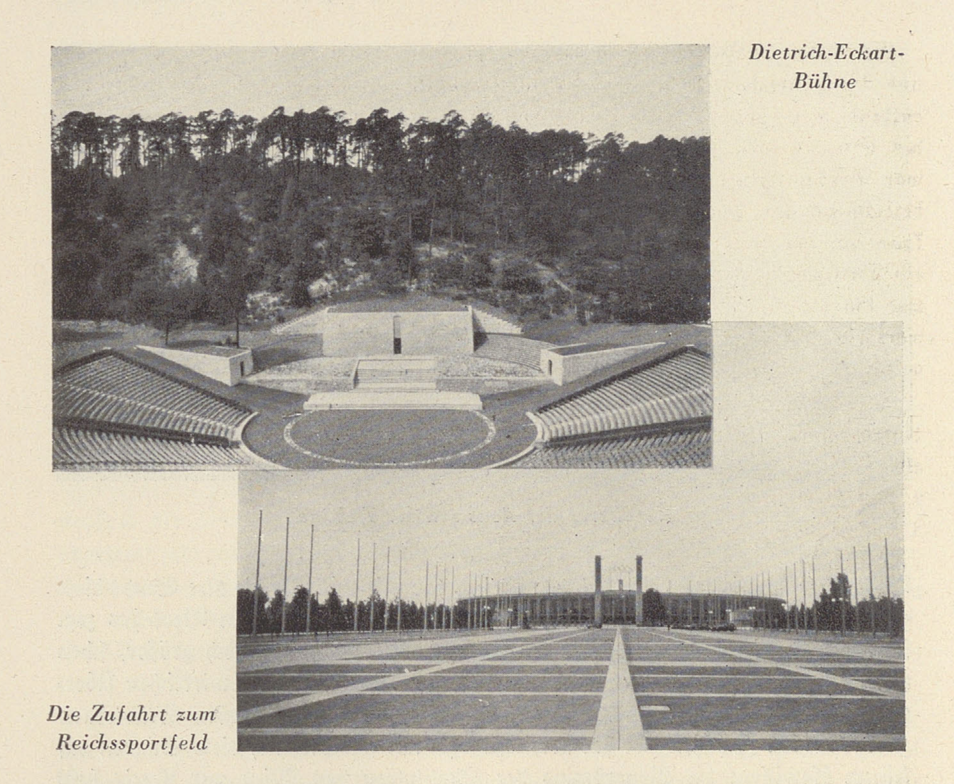
Nordkurve der Avus vom Funkturm



Nordkurve der Avus von der Tribüne

Bogen der Boulevards nördlich der Seine, der mitten durch die alte Stadt diese großen Wege des teils schon vorhandenen, teils erst kommenden Verkehrs zog. Wien folgte diesem Beispiel mit der Anlage des Rings, der noch größer, schon mit östlichem Raumreichtum arbeitend das erste Beispiel eines wirklichen Übergangs von der großen Stadt zur Großstadt, eines wirklich großen Städtebaus gab. Das 19. Jahrhundert hat architektonisch wie städtebaulich viele Sünden auf seinem Gewissen: die Neuordnung der Stadtpläne von Wien und Paris hebt manches von diesen Sünden wieder auf. Hier haben Männer gewirkt, die die Entwicklung der Zukunft sahen und ihr von vornherein die Wege ebnen wollten, ehe sie noch mehr von der nahenden Massenzeit verbaut waren.

Berlin hat es nicht so gut gehabt, konnte es nicht so gut haben. Um die Zeit, als Wien und Paris sich diese neuen Lebensadern schufen, war Berlin noch gar keine große, sondern eine Mittelstadt, die den Weg zur großen Stadt noch vor sich hatte. Es legte ihn dann nach 1870 sehr schnell zurück, aber es legte ihn nicht allein zurück, sondern umgeben von lauter Städten und Städtchen, die den gleichen Ehrgeiz empfanden. Berlin wuchs rasend schnell: es stieß ebenso schnell auf seine Grenzen, an denen es nicht mehr wachsen konnte, weil dort nicht freies Land lag, sondern Charlottenburg, Schöneberg, Treptow, Rixdorf begannen. Da, wo bei Berlin die Aufgaben der großen Stadt oder gar der Großstadt anfingen, hörte sein Grund und Boden auf, begannen die Vororte. Die eigentlich großstädtischen Aufgaben der Außenviertel übernahmen bei Berlin die selbständig regierten Nachbarstädte. Die Großstadt Berlin begann in Charlottenburg, in Wilmersdorf, in Reinickendorf, und was viel schlimmer war, sie wurde von Charlottenburg, von Wilmersdorf und Reinickendorf begrenzt und aufgehalten. Als Groß-Berlin entstand, gab es noch kein Groß-Berlin, sondern eine im Wachstum begrenzte Stadt im Zentrum, umgeben von einem festen Ring von noch viel rascher wachsenden Trabantenstädten und -dörfern.



Dietrich-Eckart-Bühne

Die Zufahrt zum Reichssportfeld

Es ist kein Wunder, daß Berlin bis zum Kriege darauf verzichtet hat, den Übergang von der großen Stadt zur Großstadt nachzuholen. Es konnte gar nicht daran denken, weil es den zu diesem Übergang nötigen Raum nicht zur Verfügung hatte. Es durfte sich das Abwarten leisten, weil in seinem alten Plan der weit über die Zeit hinausgreifende Sinn früher Hohenzollernfürsten wenigstens eine Anlage geschaffen hatte, die für Jahrhunderte ausreichte: die Straße Unter den Linden und ihre Fortsetzung, die Chaussee durch den Tiergarten. In der Richtung nach Westen hatte der Berliner Stadtkern schon vom Ende des 17. Jahrhunderts an einen Ausgang wie die anderen großen Städte des Kontinents ihn sich erst viel später schufen. Es war durchaus sinngemäß, daß die erste, den Wiener und Pariser Unternehmungen entsprechende städtebauliche Tat im groß gewordenen Berlin an diese Anlage anschloß — nämlich der Ausbau der Bismarck- und der Heerstraße bis zur Havel und über die Havel hinweg. Bis 1907 endete die große Ausfallstraße nach dem Westen am Knie in Charlottenburg, wurde dort mit leichtem Knick von der Berliner Straße aufgenommen und nach dem alten Charlottenburg, in die damals noch vorhandene freundliche Enge der Gegend um das Schloß abgeleitet. Die Straße, die mit großer Bewegung am Berliner Schloß begann, endete im Grunde bewegungslos wieder an einem Schloß, dem Charlottenburger: der weitere Weg nach Westend und dem Spandauer Bock war schon halb Landstraße ohne Ziel.

Es bleibt das Verdienst des letzten Kaisers, die latente Verkehrsidee in Linden und Tiergartenchaussee gesehen und mit einem kühnen Strich die Bismarckstraße entlang quer durch den Grunewald und über die Havel bis in das Land jenseits des Stroms fortgesetzt und eigentlich überhaupt erst verwirklicht zu haben. Es war Berlins erster Schritt von der großen Stadt zur Großstadt; er wurde sehr bezeichnend auf Charlottenburger Gebiet getan. Was dieser Schritt bedeutete, kann nur der ganz ermessen, der die alte Bismarckstraße noch kannte, die kaum ein Drittel von der Breite der heutigen hatte, der diesen Abbruch von Häusern und Gärten miterlebte zu einer Zeit, als das Auto in Berlin noch Seltenheitswert hatte und Straßen sonst aus einem ganz anderen Raumgefühl heraus angelegt wurden, als es hier zum erstenmal geschah.

Das nämlich war das Entscheidende und zugleich das Beglückende an diesem Unternehmen: daß hier zum ersten Male der Raum, der freie Raum der Stadt als Faktor ihrer inneren Lebensbewegungen wirksam und sichtbar wurde. Die Straße Unter den Linden war eine wunderbar breite Straße: zuletzt war sie ein Prunkhof zwischen Schloß und Brandenburger Tor: zwischen diesen beiden Polen stand ihr Raum still, steht er zuletzt noch heute still und läßt sich nur widerwillig durch die schmalen Durchfahrten vom Gefühl weiter ins Freie pressen. Die neue Bismarck- und die Heerstraße waren ganz aus der Idee der Bewegung und dem Raum für die Bewegung entstanden. Es kostete und kostet heute noch Mühe, die Häuser zur Rechten und zur Linken als ihre Wände zu empfinden, so rasch glitt sie in souveräner Breite in die Tiefe, über die Wiesen am Sophie-Charlotte-Platz, durch den leeren Grunewald, über die Havel. Eine ganze Stadt konnte hier hinausströmen, wandern, fahren – eine Großstadt hatte ihren ersten großstädtischen Weg ins Freie bekommen, wenn auch außerhalb ihres eigenen Gebiets auf dem Gelände einer Nachbarstadt.

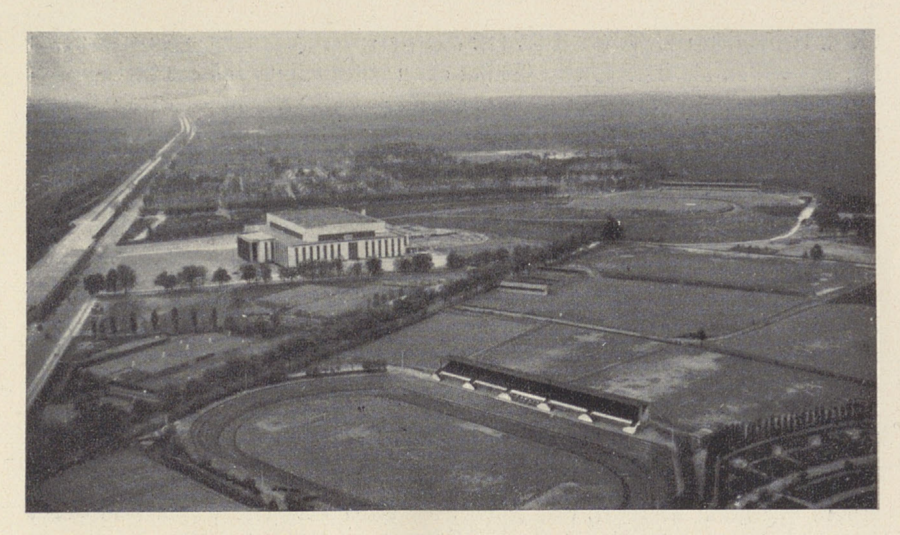
Es blieb in Berlin bei dieser einen großstädtischen Anlage: der Zug nach dem Westen erwies sich als der stärkste. Der Krieg hielt die Entwicklung auf: nach dem Krieg ist nichts Ähnliches mehr entstanden. Es schien einmal, als sollte nach Süden hin die Friedrichstraße die gleiche große Erweiterung erfahren, übers Tempelhofer Feld, durch Mariendorf und Lichtenrade ins Land hinaus. Das Unternehmen blieb im Anlauf stecken: erst hinter Mariendorf wurde die alte Landstraße auf der einen Seite bis zum Beginn von Lichtenrade, auf der anderen bis knapp hinter die Trabrennbahn großstädtisch ausgebaut: dann stockte alles, und auf ein Stückchen Großstadt folgte unmittelbar wieder Land. Nach Osten zu war's ähnlich: vor allem aber: in Berlin selber, in der alten Stadt, blieb alles beim alten. Im Zentrum der Viermillionenstadt lag eine Mittelstadt mit den Raumverhältnissen einer Mittelstadt, die den Verkehr einer Großstadt bewältigen, ihren Lebensbedingungen genügen sollte. Berlin war eine große, sogar eine sehr große Stadt geworden: um den Übergang zur Großstadt, um die Strukturänderungen, die für einen solchen unerläßlich sind, hatte es, eingeengt in den Zwangsverband der äußeren Vororte, herumgehen müssen. Die Aufgaben, die hier liegen, blieben bis heute unerledigt.

Der neue Staat hat sich entschlossen, hier Wandel zu schaffen. Die Steigerung

vor allem des Autobetriebs, die Entstehung des neuen Individual-Massenverkehrs neben dem alten gesammelten Straßenverkehr der öffentlichen Bahnen und Omnibusse zwingt zu einem Umbau auch der Städte, nachdem man zuvor in den Reichsautobahnen diesem Wagenverkehr ein festes neues Grundgerüst neben und über den alten Straßen des Landes gegeben hatte. Die großen Städte müssen jetzt zwangsläufig von ihrer ererbten Klein- und Mittelstadtstruktur soviel aufgeben, daß endlich die Grund- und Hauptlinien wirklicher Großstädte entstehen können: das neue Verhältnis zum Raum, das sich aus der gewachsenen Menschenzahl und der Verkehrspraxis des letzten halben Jahrhunderts entwickelt hat, verlangt gebieterisch seine Verwirklichung auch im Bereich der alten Städte. Das Leben hat immer im Raum und am Raum seine Darstellung und Spiegelung gesucht: jetzt braucht es mehr, nämlich den Raum als Raum selbst, als Platz. Es braucht eine neue Gestaltung seiner Wohnplätze und Betätigungswege, die von ganz anderer Art als die früheren sind: so ergibt sich die Notwendigkeit einer neuen Raumgestaltung auch im Stadtinnern ganz von selbst.

Wie sich diese Umgestaltung der großen Stadt Berlin zu einer wirklichen Großstadt von heute im Bereich des alten Stadtkerns im einzelnen entwickeln, was es an Durchbrüchen, Niederlegungen alter Stadtviertel und Verkehrsstraßen aus heutigen Bedürfnissen und für heutige Bedürfnisse geben wird, werden wir abwarten müssen. Was sich dabei an neuen Beziehungen zum Raum, an neuer Darstellung unseres Verhältnisses zu unserer heutigen Raumexistenz entwickeln wird, können wir an den ersten Beispielen und Versuchen drinnen wie draußen, im Stadtinnern wie in den Außenbezirken bereits jetzt mit schöner Deutlichkeit sehen. Der Raum als solcher setzt sich durch — und zwar in zwei Formen: als statischer Raum, als Platz und als Bewegungsraum, als Straße. Der alte Wilhelmplatz mit seinen Denkmälern, seinem Rasen, seinen Anlagen war ein Raum ohne Raum, ein von Weglinien durchschnittener, vielfach aufgeteilter und ausgefüllter Raum: der neue Wilhelmplatz mit seinem Steinplattenbelag, ohne die Anlagen und die Denkmäler ist klarer, freier Raumplatz, auf dem nicht nur viele Menschen, sondern Menschenmassen stehen, sich bewegen, dasein können. Der Raum hat Besitz von dem Platz genommen, während bisher der Platz den Raum teilte und band.

Ein Gegenbeispiel von draußen: die Halenseer Straße, die von der Königsallee durch den ehemaligen Lunapark hindurch zur Nordkurve der Avus und zum Ausstellungsgelände führt. Da ist eine Straße, nicht nur ein Einschnitt zwischen Häusern entstanden, ein breites Raumband für sich, ein Bewegungsraum mit schwingender Kurve für die Bewegung von Motorfahrzeugen. Die Straße liegt nicht gerade und starr zwischen starren Architekturflächen, die sich rechts und links von ihr beinahe ebenso starr erheben: sie ist selber, ähnlich wie oben der Wilhelmplatz mit ihrer kurvenden Grundfläche liegende Architektur, Architektur in der Grundebene geworden. Der Boden ist nicht mehr passives Objekt der Architektur, sondern ist ihre dritte Dimension: er trägt nicht mehr nur, er ist in seiner schwingenden Wegform ebenfalls bildender Faktor des neuen Großstadtraums geworden. Dieser Stadtraum selbst aber bekommt ein neues Gesicht: er wird



Die Deutschlandhalle vom Funkturm aus

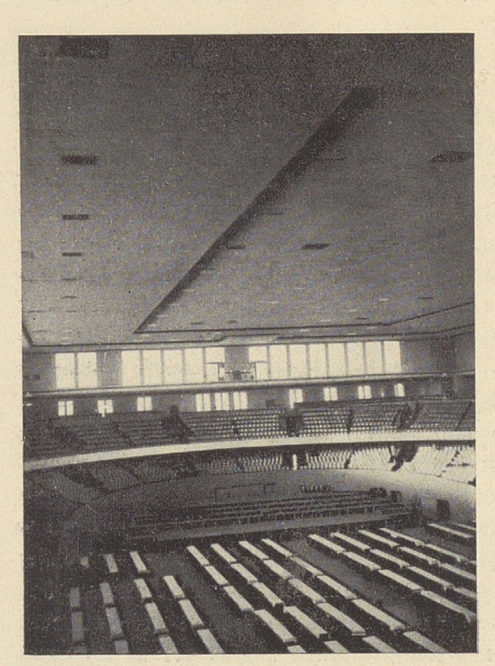
jetzt nicht mehr nur als Raumkörper, in den einzelnen Bauwerken geformt, sondern als Zwischenraum, als der selbst in Bewegung gesetzte Bewegungsraum des neuen Verkehrs und seines gleitenden, schwingenden, kurvenden Tempos. Der Raum beginnt hier mit seiner neuen Struktur Ausdruck der neuen bewegten Großstadtstruktur zu werden.

Diese Struktur wird bestimmt durch die Menschenmassen der Einwohner und die Mischung der beiden Formen des Verkehrs, des ebenfalls Massenausmaße annehmenden Individualverkehrs und des reinen öffentlichen Massenverkehrs. Der gehäufte Einzelverkehr der Autos, Fahrräder und Motorräder fordert Verkehrswege von Ausmaßen, die die frühere große Stadt nicht kannte; der öffentliche Massenverkehr bevorzugt bestimmte Ziele, an denen die veränderten Stadtbeziehungen zum Raum eben um der Massen willen, die dort zusammenströmen, am klarsten zutage treten. Das beste Beispiel dieses Großstadt-Städtebaues mit leerem Raum gibt die Anlage des Reichssportfeldes. Der große Zufahrtsweg von der Stadt her auf den östlichen Haupteingang ist Großstadtraum von reiner Ausprägung — so sehr, daß man ihn sich selbst überlassen, nur seine Weg- und (Park) Platzfunktion genutzt hat. Diese Straße ohne Seitenwände faßt Menschen- und Automassen, wie sie frühere Städte nie gekannt haben — und die Bauten des Reichssportfeldes nehmen Menschenmengen auf, wie höchstens noch die Bauten des späten Rom. Man ist, wenn man vor dem Stadion steht, zunächst fast erstaunt, daß es nicht höher, weiter emporgetrieben ist. Man erlebt plötzlich die architektonische Wirkung der Masse: um sie unterzubringen, müssen Bauten so lang und breit angelegt werden, daß die nach früheren Architekturvorstellungen entsprechende Höhe nicht erreicht werden kann. Die neuen Großstadtbauten mit Massenzwecken wirken vor allem, wenn man sie außerhalb der Benutzungszeiten und damit ohne die Maßstäbe der

vielen menschlichen Gestalten sieht, fast alle flach: die Höhendimension tritt neben den anderen an die letzte Stelle. Es hat einen guten Sinn, daß das Reichssportfeld die Akzente der Tortürme und des Glockenturmes bekommen hat: die Höhendimension, die sonst zurückgedrängte, wird an drei, vier, sechs Stellen fast abstrakt für sich betont, um die der Länge und der Breite wirklich entsprechenden Höhenmaße wenigstens einmal abseits vom Zweck, in der Idee zu zeigen.

Noch sichtbarer wird das Überwiegen des bodengebundenen Raums bei den Messehallen, über denen der Funkturm die Betonung der dritten Dimension übernommen hat. Auch die Deutschlandhalle schneidet den Massenraum, dem sie dient, nur in der Tiefe heraus; was sie dabei freilich an Raum herausschneidet und umfaßt, zeigt ein Blick gegen ihre Decke. Sie ist vielleicht das Stück neuer Großstadtarchitektur, das technisch am stärksten mitreißt, vor dem man den ungeheuren Wandel erlebt, den unser Bauen von den neuen Baustoffen her gegen das alte absetzt. Wie diese Riesenfläche ohne die geringste Stütze, ohne Balken, ohne Träger, ohne Konsolen oder Bögen diese Riesenhalle mit einem fast ironischen Gleichmut überdeckt, eine Fläche, vor deren Sichselbertragen man genau so schwindlig werden kann, wie beim Blick von der Höhe eines Münsterturmes: das ist neue Architektur der Großstadt, Symbol der Menschenmassen, die sie umfaßt und vereint, Architektur, deren weitere Wirkungen man heute kaum erst ahnt.

Es sind erst Anfänge der Entwicklung zur Großstadt, die wir hier erleben. Wirklich übersehen und erkennen werden wir den Wandel erst, wenn die Raumwelt der Großstadt, die sich hier andeutet, in die alte Welt der großen Stadt Berlin mit Straßendurchbrüchen und neuen Platzanlagen, wie sie etwa um den Molkenmarkt geplant sind, einbrechen wird, wenn sich das Raumbild des neuen Lebens unmittelbar neben die Raumbilder der Vergangenheit stellen wird. Wenn Anlagen aus dem Geist der Reichsautobahnen die alte Stadt des 18. und des 19. Jahrhunderts durchziehen werden — und sie werden sie eines Tages durchziehen müssen, weil das neue Leben sie braucht — dann wird man sehen, was für ein grundlegend neues Verhältnis zum Raum sich hier sinnvoll auswirkt, und was für eine Fülle neuer Lebensschönheit hier, unter den Händen von Menschen, die ein unmittelbares Verhältnis zum Raum mitbringen, entstehen kann.



Die Decke der Deutschlandhalle

Aufnahmen: W. Fessmann

MARGRET BOVERI

Stanley Baldwin

Zum Rücktritt des englischen Premierministers

„Diskret genug, um zuverlässig zu sein, und dumm genug, um nicht zu intrigieren", das war die Meinung des englischen konservativen Parteiführers Bonar Law über Stanley Baldwin, als er sich im Jahr 1916 entschloß, den 49jährigen Abgeordneten zu seinem parlamentarischen Privatsekretär zu machen. Sieben Jahre später war derselbe Stanley Baldwin englischer Premierminister. Kein Mensch wußte eigentlich warum. Das Mißtrauen gegen seine Fähigkeiten war groß. Er hatte nichts Besonderes geleistet. Er gehörte nicht zu den führenden Familien des Landes. Seine Lebensgeschichte war die eines höchst normalen Engländers. Der Urgroßvater hatte in Bewdley, in Worcestershire, mitten im konservativen England, eine Eisengießerei gegründet – heute die Eisen- und Stahlwerke „Baldwin Ltd.". Stanley Baldwin war nach der Schulzeit in Harrow und dem Studium in Cambridge in die Fabrik eingetreten. Von Wilden House, wo er aufgewachsen war, hatte man den Blick über grüne Wiesen nach Westen zu den Abberley Hills. In Wilden House erschien manchmal unter den zahlreichen Vettern und Cousinen auch der Vetter Rudyard Kipling aus Indien. Es gab eine lustige Tante, die alle Leute nachahmen konnte. Und viel Religiosität. Der junge Stanley war gewissenhaft tätig in der konservativen Parteigruppe des Ortes. Das hinderte ihn aber nicht, zuweilen gegen seine politischen Prinzipien zu verfahren: als einmal die Arbeiter seiner Fabrik sich an einem Sympathiestreik ihrer Gewerkschaft beteiligen mußten, bezahlte er aus eigener Tasche die ausfallenden Löhne. Er mußte sich logischerweise sagen, daß er damit für die Gewerkschaften arbeite. Aber er hielt nie viel von Logik. Es war ihm wichtiger, daß die Frauen und Kinder der Arbeiter keine Not litten. Und letzten Endes war es vielleicht auch politisch das Richtige; denn er gewann sich auf Lebenszeit die Arbeitersympathien des Bezirks.

Der 29jährige Baldwin fällt bei den Wahlen durch. Der 31jährige Baldwin erbt die Fabrik des Vaters und erhält des Vaters Sitz im Unterhaus. Acht Jahre lang sitzt er auf den hinteren Bänken der Konservativen und schweigt. Er schließt einige Freundschaften. Und was mehr ist: er folgt mit gewissenhafter Aufmerksamkeit den Vorgängen im Parlament. Schon damals konnte er seine Meinung bilden über Churchill und Lloyd George, die in jener Vorkriegszeit die linksradikale pazifistische Vorhut eines liberalen Kabinetts waren. Und auch als Baldwin 1916 parlamentarischer Privatsekretär und 1917 Finanzsekretär im Schatzamt mit Ministerrang geworden war, blieb er still und bescheiden. Um so mehr Eindruck mußte es machen, als er im Oktober 1922 bei der berühmten „Verschwörung" im Carlton Club eine führende Rolle übernahm. Es galt, die Parteidiktatur Lloyd Georges zu brechen. Baldwin setzt mit seinem Vorgehen seine

politische Laufbahn aufs Spiel. Er gewinnt. Die Ära des militanten Nachkriegschauvinismus Lloyd Georges ist zu Ende. Die Ära Baldwin beginnt. Ob er selbst sich dessen bewußt war?

Seine Rede im Carlton Club ist berühmt. Sie ist sehr einfach. Er sagte u. a. über Lloyd George: „Er ist eine dynamische Kraft, und gerade dieser Tatsache entstammten unsere Schwierigkeiten. Eine dynamische Kraft besitzt etwas Schreckliches: sie vermag zu erdrücken, aber sie ist nicht notwendigerweise im Recht. An dieser dynamischen Kraft und an dieser bemerkenswerten Persönlichkeit liegt es, daß die liberale Partei, der er früher angehörte, zerschlagen daliegt. Es ist meine feste Überzeugung, daß es allmählich unserer Partei ebenso ergehen wird."

1923 erkrankt Bonar Law. Der Weg ist frei für Baldwin. Er wird Ministerpräsident und Parteiführer. Immer noch halten ihn die führenden Konservativen für dumm. Ihrer Meinung nach macht er einen Fehler nach dem anderen: er schreibt höchst unnötigerweise unter dem Motto „Schutzzölle" Wahlen aus und unterliegt. Er läßt MacDonald an die Macht kommen. Alle Welt ist erstaunt, als er schon 1924 wieder einen großen Wahlsieg erringt. Man lobt ihn, weil er seinen mächtigen Gegnern in der Partei, Churchill und Lord Birkenhead, hohe Ministerposten gibt. Und dann sieht man zu, wie es wieder bergab geht. Selbst Wickham Steed, der ihn zu den ganz großen Staatsmännern zählt, muß zugeben:

„Er führte England siegreich durch die Gefahren des Generalstreiks von 1926, aber nur, um hinterher einer politischen Paralyse zu verfallen. Solange seine zweite Amtsdauer als Premierminister dauerte, ging es mit seiner Regierung und mit der konservativen Partei unaufhörlich bergab, bis sie im Mai 1929 in einer Neuwahl gestürzt wurde."

Und Winston Churchill schreibt: „Wenn für John Bull nach dem Krieg und seinen Nachwirkungen vor allem eine Bettruhe nötig war, dann allerdings konnten keine Pflegerinnen gefunden werden, die es besser verstanden, für Ruhe in einem verdunkelten Raum zu sorgen und von dem Patienten alles fernzuhalten, was geistige Anstrengung oder starke Erregung verlangt hätte... Ihr Regierungsideal entspricht ganz dem des edlen Lords in der Operette von Gilbert und Sullivan, von dem es heißt: ‚Er tat eigentlich nichts, das aber machte er sehr schön'!"

Churchill faßt die zweite Hälfte der zwanziger Jahre schon unter dem Begriff der Ära Baldwin-MacDonald zusammen, obwohl damals tatsächlich noch ein erbitterter Zweikampf zwischen den beiden Parteiführern herrschte — man denke nur an die Erregung über die Veröffentlichung des Sinowjew-Briefs, die das erste Labourkabinett zu Fall brachte. Baldwin bestand diesen Zweikampf nicht gut. Er schien zu wenig zielbewußt. Es war wie einst in Bewdley: „menschliche" Rücksichten zogen ihn immer wieder von einer gradlinigen Politik ab. Und so schien er auch gerade im Menschlichen groß, als er sich unter dem Druck der Wirtschaftskrise bereit erklärte, in einem Kabinett der nationalen Konzentration unter MacDonald den zweiten Platz einzunehmen. Aber mit der Zeit wurde klar, daß er bei aller Aufopferung, Nachgiebigkeit und Zurückhaltung der Stärkere in dieser Kombination war, daß unter dem Firmenschild MacDonalds Baldwinsche Politik getrieben wurde. Gewiß, MacDonald hatte damals das größere Prestige;

er hatte alle großen Initiativen ergriffen: Freundschaftsreise nach Amerika; Flottenkonferenz und Flottenpakt; MacDonaldscher Abrüstungsplan. Aber während sich MacDonald auf dem internationalen Plan in den großen Fragen verstrickt, Abrüstung, Reparationskonferenzen, Hoover-Moratorium, Vorbereitung der Weltwirtschaftskonferenz, derweil arbeitet Baldwin in aller Stille an der Schutzzollpolitik, deretwegen er 1923 gescheitert war, und die er in den Jahren 1924—29 mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht hatte durchführen können. 1931 die erste Umstellung der englischen Zollpolitik, 1932 die Verträge von Ottawa. England verlegt das Schwergewicht vom Weltmarkt auf den Empiremarkt — und die Weltwirtschaftskonferenz ist von vornherein zum Scheitern verurteilt.

MacDonald, der Idealist, der seine Partei verraten hat, um seinem Land zu dienen, ist im Frühjahr 1935 krank und müde, seine Augen bewältigen die Fülle der Arbeit nicht mehr, in seinen Reden verliert er zuweilen den Faden. Er ist als Mensch verbraucht. Und außerdem auch als Aushängeschild einer nationalen Regierung. Baldwin tritt die Nachfolge an. Und dieser letzte Baldwin ist es, der uns Deutsche am meisten interessiert. Denn er hat, zuerst hinter den Kulissen, dann als anerkannter Führer Großbritanniens sein Volk dahingeführt, wo er es heute verläßt: an den Anfang einer Epoche ungeheurer Aufrüstung.

Sein letzter Regierungsantritt fällt in die Zeit der beginnenden Abessinienkrise. Der englische Mann auf der Straße ist für Verständigung mit Deutschland. Der folgsame Baldwin macht ein Stück Verständigung mit Deutschland: Flottenvertrag vom Juni 1935. Der englische Mann auf der Straße ist außerdem gegen Aufgabe Abessiniens an Italien, für Aufrechterhaltung des Völkerbunds. Empire-Erwägungen und Friedensideologie fließen da auf merkwürdige Weise ineinander. Der franzosenfreundliche Mann im Foreign Office sieht jedoch den Moment gekommen, um ein Exempel zu statuieren: „Wenn ihr Franzosen uns — d. h. natürlich den Völkerbund! — bei den Sanktionen gegen Italien unterstützt, dann werden wir — d. h. natürlich der Völkerbund! — euch bei etwaigen Maßnahmen gegen ein angreifendes Deutschland unterstützen." Aber für den Augenblick hängt Frankreich noch zu sehr an der halbzerbrochenen Stresa-Front und an den nie veröffentlichten Lavalschen Abmachungen mit Mussolini, um ganzen Herzens auf dieses Exempel eingehen zu wollen. Und gleichzeitig teilt die englische Admiralität mit: „Die letzte Konsequenz der Sanktionen ist der Krieg; wir sind aber für einen Krieg gegen Italien nicht bereit; bitte sorgt dafür, daß ein anständiger Friede zustande kommt." — Die Italiener haben zwar Adua und Aksum eingenommen, aber durch ihren Vorstoß auf Makallé befinden sie sich in einer gefährlichen Lage. Die Zeit gilt als günstig für ein Kompromiß. Hoare fährt nach Paris zum Verhandeln. Doch Laval hat schon einen wunderschönen, in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plan, den er aus der Tasche zieht. Hoare findet ihn viel zu weitgehend und ist erschreckt. Aber die Franzosen sind sehr bestimmt, und Hoare ist erholungsbedürftig — man kann ja noch weiterverhandeln und einige der schlimmsten Zugeständnisse zurücknehmen. Hoare nimmt den Lavalschen Plan als Diskussionsbasis an. Verschwiegenheit ist selbstverständlich. Hoare

reist weiter nach St. Moritz und bricht sich dort beim Schlittschuhlaufen das Nasenbein. Unterdes ereignet sich eine jener Tragikomödien, die in ihrer Art wohl nur im England der heiligen Sonntagsruhe möglich sind. Baldwin ist im Wochenende. Der Hauptdechiffrierer des Foreign Office ist auch im Wochenende. Sein Ersatzmann beherrscht den neuen Code noch nicht und übersetzt die lange Hoare-Depesche, so gut er kann. Manche Stellen kommen richtig heraus, andre falsch, andre gar nicht. Baldwin erschrickt über dieses Machwerk und verlangt eine Telephonverbindung mit Hoare in Paris. Hoare aber ist unterwegs nach St. Moritz. Der aufgeschreckte Baldwin sucht sich zu beruhigen mit dem Gedanken, daß er ja morgen den richtigen Wortlaut haben wird. Bis dahin hat es Zeit. Statt dessen stehen die wichtigsten Bestimmungen des Lavalschen Plans unter der Marke „Hoare-Laval-Plan" am nächsten Morgen in der französischen und kurz darauf in der Weltpresse. Was folgt, ist bekannt: Sturm der Entrüstung in England, Hoare kommt nach London, das Kabinett besucht ihn am Krankenbett. Hoare tritt zurück. Er verteidigt seine Politik in einer erschütternden Rede. Er verläßt tränenüberströmt den Parlamentssaal. Baldwin, der der öffentlichen Meinung nachgegeben hatte, muß feststellen: Niederlage der Regierung, moralischer Sieg Hoares. – Von da an geht es mit den italienischen Waffenerfolgen in Abessinien aufwärts, mit der Außenpolitik des Kabinetts Baldwin abwärts. Die Prosanktionseinigkeit, die ihm zu der Regierungsmehrheit von 434 gegen 181 verholfen hatte, bricht auseinander. Labour schreit nach verstärkten Sanktionen, die Rechte wünscht Verständigung mit Italien und Aufrüstung gegen Deutschland. Baldwin bleibt auf der mittleren Linie. D. h. er tut nichts. Auch er scheint müde und verbraucht zu sein.

Die Unzufriedenen auf dem rechten Flügel der Konservativen tun sich zusammen. Man spricht von einer Verschwörung gegen Baldwin auf der Wochenendeinladung bei Lord Winterton in Chiddingford. Anwesend sind u. a. Austen Chamberlain, Winston Churchill, Sir Henry Page Croft, Sir Eduard Grigg, Sir Robert Horne. Austen Chamberlain ist der unversöhnliche Feind Deutschlands, seit er mit der Gleichberechtigungspolitik des Dritten Reichs sein Locarno ins Wanken geraten sieht. Churchill, der vor dem Weltkrieg phantasievolle Memoranden über einen drohenden deutschen Flottenüberfall auf England ausgearbeitet hatte, arbeitet jetzt ebensolche Memoranden über einen drohenden deutschen Luftangriff aus. Die Forderung dieser Gruppe: Berufung einer hervorragenden Kraft als Wehr-Koordinationsminister – gemeint ist Churchill. Hinter dem allen steht der Ärger darüber, daß Baldwin an der nationalen Koalition festhält, statt den Konservativen das Übergewicht im Kabinett zu geben. Baldwin macht zwar Hoare zum Marineminister, aber zum Verteidigungsminister ernennt er einen Verwaltungsmann, Sir Thomas Inskip, den die Gruppe Churchill-Winterton für völlig unfähig hält.

Churchill ist schonungslos in seinen Angriffen. Er versucht in der Rüstungsdebatte des April 1936 zwischen den Schatzkanzler Neville Chamberlain (den Halbbruder Austen Chamberlains) und Baldwin einen Keil zu treiben. Er führt im Mai die Opposition gegen Baldwin im Kampf um die Kohlenbill. Er organi-

siert eine Parlamentsdeputation in Sachen Aufrüstung. Und während der großen Rüstungsdebatte vom 11./12. November sagt er zur Frage Mangel an Heeresmaterial: „Einer meiner Freunde hat neulich eine Anzahl von Personen in der Umgebung Londons in merkwürdigen Bewegungen, Kniebeugen und Gesten angetroffen. Seine Neugierde wurde angefacht. Er überlegte sich, ob dies eine neue Art von Gymnastik sei oder eine neue Religion — es gibt neue Religionen, die heutzutage in vielen Ländern sehr volkstümlich sind — oder ob es eine Schar von Irrenhäuslern sei, die an die Luft geführt wurde. Beim Näherkommen erfuhr er, daß es sich um eine Scheinwerferabteilung der Londoner Territorialarmee handelte, die ihre Übungen ausführte, so gut sie eben konnte, natürlich, ohne Scheinwerfer zu haben. Und doch wird uns versichert, daß wir kein Versorgungsministerium nötig haben." Und über die Minister des Kabinetts Baldwin sagt er: „Sie sind nur darin entschieden, unentschieden zu bleiben; entschlossen, unentschlossen zu sein; eisern im Sichtreibenlassen; fest darin, alles im Fluß zu lassen; allmächtig, aber impotent." Schlimmer für Baldwin, weil viel gewichtiger als die brillanten Worte des Mannes der vielen „politischen Selbstmorde" war die Tatsache, daß selbst die „Times" über Führungslosigkeit klagt und feststellt: „Sogar Mr. Baldwins ergebenste Bewunderer mußten zugeben, daß sein Schweigen bei bestimmten kritischen Gelegenheiten dieser morbiden Legende Nahrung gegeben hatte (nämlich dem Witz, daß Baldwin in Wirklichkeit schon längst gestorben sei). Das offenbare Fehlen einer bestimmten zusammenhängenden Politik, welches letzten Dezember bei den Pariser Friedensvorschlägen (Hoare-Laval-Plan) so auffallend war, schien sich in einem halben Dutzend weiterer Beispiele zu wiederholen."

Aber der verbrauchte, der totgesagte Baldwin kehrt aus einer langen sommerlichen Erholungspause zurück, um die schwerste Krise zu bewältigen, die England seit Jahren zu durchlaufen hatte: die Königskrise. Mit seiner Offenheit, die doch so viele Hintergründe unberührt läßt, mit seinem Takt, mit seiner starken inneren Bewegung gewinnt der Premierminister noch einmal die Herzen des ganzen Landes, während Churchill mit seinem Versuch, eine Königspartei zu gründen, kläglich an die Wand gedrückt wird.

Und was tut nun Baldwin mit der verstärkten Macht, dem verstärkten Vertrauen? Er schließt ein Gentleman's Agreement mit Italien, das allerdings den Belastungen der Spanienkrise und der Abessinienfrage nicht standzuhalten vermag. Und er gibt seine Zustimmung zu dem ungeheuren Aufrüstungsprogramm, das im Februar 1937 veröffentlicht und angenommen wird. Im Augenblick also, da die Churchill-Gruppe machtlos geworden ist, erfüllt er ihre Forderungen. Warum nicht eher? Warum überhaupt?

Hier, an diesem Punkt, so glauben wir, liegt das Geheimnis von Baldwins Macht. Er ist nicht schneller vorangegangen als der normale, langsam denkende „Mann von der Straße". Wäre er den Diehards gefolgt, so hätte er das Land nicht hinter sich gehabt. Und ohne die Zustimmung des Volkes ist eine wirksame Aufrüstung in England undenkbar. Immer wieder hat Baldwin in seinen Reden darauf hingewiesen, daß es zum Wesen der Demokratie gehört, zwei Jahre hinter

den Diktaturen nachzuhinken. Das schien lange Zeit nur eine lahme Entschuldigung. In Wirklichkeit war es bewußte Politik. Denn Baldwin war wirklich bereit, um zwei Jahre nachzuhinken. Die oft betonte Langsamkeit seines Verstands hielt Schritt mit der langsamen Reaktionsfähigkeit der öffentlichen Meinung, und das gab ihm die innere Sicherheit. Zwar gab es immer wieder Vorstöße, gleichsam Ankündigungen und Warnungen, die den Willen zur Aufrüstung kund taten: angefangen mit seiner Erklärung im Mai 1934, England müsse, wenn kein Luftabkommen erzielt werde, auf Gleichheit mit der größten Luftmacht abzielen. Fortgesetzt mit der Feststellung Ende 1934, daß Englands Verteidigungsgrenze in Zukunft nicht mehr an der Doverküste, sondern am Rhein verlaufe. Dazu während der Abessinienkrise immer neue Erklärungen, England müsse sein Verteidigungssystem verstärken, um seine internationalen Verpflichtungen einhalten zu können.

Doch nach solchen Ankündigungen folgte Baldwin immer wieder der Edenschen Linie der Verständigungspolitik. „Alle Möglichkeiten" sollten ausgeschöpft werden. Der Mann auf der Straße wollte den Frieden. Und Baldwin tat immer von neuem kund, daß auch er nur den Frieden wolle. Kein Wunder also, daß fast alle Kontinentalstaaten — und in diesem Punkt bestand bei aller Gegensätzlichkeit der Auffassungen eine merkwürdige Parallelität zwischen Deutschland und Frankreich — kein Wunder, daß die leitenden Staatsmänner des Kontinents die durchgehende Linie der englischen Politik, die auf Aufrüstung zeigte, so lange verkennen konnten, wenn selbst Baldwins Parteifreunde nichts anderes als Unentschlossenheit sahen. Hier ist der Punkt, wo Baldwins vielgerühmte Simplizität fast in Verschlagenheit umzuschlagen scheint. Er schien zwar nicht zu führen, sondern geschoben zu werden. Aber, wenn man nachträglich seine Reden seit 1934 überliest, ist man geneigt zu fragen: war im Grund nicht doch er der Führende?

Indem er so zögernd vorging, immer nur schrittweise, immer mit dem Blick zurück, hat Baldwin auf seine Weise das erfüllt, was er Demokratie nennt und was sowohl an Qualität wie an Umfang sich grundsätzlich von der englischen Vorkriegsdemokratie unterscheidet. Damals die Führerschaft einer liberal gesinnten Adelsschicht, in die als Blutzufuhr Elemente aus dem Mittelstand hereinkamen. Persönlichkeiten, denen man folgte. Gewiß hatte Edward Grey unter der Widerspenstigkeit der öffentlichen Meinung zu leiden, aber er schloß seine Entente mit Rußland, obwohl Rußland damals das bestgehaßte Land in England war. Dagegen Baldwin scheint nur ausführen zu wollen, was das Volk will. Und nur in einer Richtung wird sein Führerwille offenbar: in der Ernsthaftigkeit, mit der er versucht, das Volk zu dem zu „erziehen", was er für richtig hält. Er tut das nicht mit irgendeiner Überlegenheit von oben herab, sondern fast in sokratischer Weise, indem er selbst in aller Einfachheit, in aller Öffentlichkeit forscht, Überlegungen anstellt, wählt, entscheidet. Nur so ist seine Macht über die englischen Gemüter zu erklären, die so groß ist, daß selbst einer seiner sozialistischen Gegner, der als radikal verschriene Harold Laski von ihm schreibt:

„Er redet gewöhnlich mit jener großen Kunst, die den Zuhörern erlaubt, sich in ihm wieder zu erkennen. Er befriedigt sie, er bekommt ihr Vertrauen, weil er zusammenhängend ausspricht, was sie stolpernd sich bemühen, sich klarzumachen. Sein Verstand bewegt sich mit ihrem Verstand. Seine Hoffnungen und Befürchtungen und Wünsche sind handgreiflich, gewöhnlich, gerade, wie ihre eigenen. . . . Mit seiner Pfeife, seinem runden freundlichen Gesicht, seiner Art gemächlicher Leutseligkeit, seiner Vorliebe für ‚solide' Bücher, seinem Haß gegen intellektuelle Anmaßung, seiner echten Liebe für das Landleben, seiner offensichtlichen und hartnäckigen Einfachheit wirkt er gerade wie jeder Nachbar, der morgens losrennt, um den 9.15-Uhr-Zug an der Vorortbahn zu erreichen... Er ist ein Mann, von dem jeder das Gefühl hat, daß er ihn gut kennt. Aber es gibt wenige, die sich überlegen, daß ein Mann, von dem jeder das Gefühl hat, daß er ihn gut kennt, noch niemals Premierminister von England war."

Und was wird Baldwin selbst für ein Fazit ziehen, wenn er am 25. Mai bei dem großen Festbankett in Nr. 10 Downing Street zum letztenmal seine Funktionen ausübt, wenn er sich im Oberhaus in die Rolle eines „Elder Statesman" zurückzieht? In dem Bogen der Jahre, die er seit seiner ersten Ministerpräsidentschaft durchlaufen hat, ist manches Paradoxon zu finden: seine politische Laufbahn begann mit der Sprengung eines nationalen Kabinetts, sie endet mit der Führung eines solchen Kabinetts. Im Kampf um den Schutzzoll erlitt er seine erste große Wahlniederlage, dann setzt er das Empire-Schutzzollsystem durch — und er endet mit der Beauftragung van Zeelands in Sachen Weltwirtschaft, ein Auftrag, der nur eine Senkung der Zollschranken als Ziel haben kann. Er erklärt den Rhein zur Verteidigungsgrenze Englands, und seine Regierung willigt in die Entpflichtung Belgiens von den Locarno-Garantiebestimmungen ein. Sein Ziel ist Friede, und er setzt das größte Aufrüstungsprogramm Englands in Gang. — Es gibt manche Erklärung für solches Sichdrehen im Kreise. Er selbst hat einmal gesagt: „Es ist nicht immer möglich, das Ziel durch gradlinige Fahrt zu erreichen. Als kluge Seeleute haben wir unsere Maschine auf Rückwärtsfahrt zu stellen, wenn wir vor uns Felsen sehen. Der Hafen bleibt immer in unserem Blickfeld, wenn sich auch unsere Methoden ändern, je nach den Meeren, in denen wir fahren, und nach den Winden, die wehen."

Die Rückwärtswendung von der Abrüstung in die Aufrüstung ist eine Folge der Erkenntnis: „Die Tatsache hat sich durch bittere Erfahrungen erwiesen, daß die Schwäche des britischen Empire, ja sogar eine vermutete Schwäche, auf dem Feld der internationalen Politik ein störender Faktor war" (Hoare am 1.X.1936).

Und Baldwins letzte bitterste Weisheit ist wohl in dem Satz zusammengefaßt: „Der Friede kann nicht ohne Geduld und Fleiß, und vielleicht sogar nicht ohne Blutvergießen und Tränen aufgebaut werden."

Wenn er trotzdem weitergemacht hat, statt sich in die Resignation zurückzuziehen, so ist der Grund dafür gewiß vor allem in seiner Frömmigkeit zu suchen, in jener merkwürdigen Selbstbescheidung, die sich damit begnügt, das zu tun, was als recht erkannt wurde, ohne zu glauben, daß die Auswirkungen dieses Tuns im voraus zu erkennen oder abzuschätzen seien.

Matthias Claudius

an seinen Sohn Johannes 1799

Gold und Silber habe ich nicht;
was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als Du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

*

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet. Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur alle andre Dinge hier mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand. Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare Dir denn vergebliche Mühe, und tue Dir kein Leid, und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand soviel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor,

Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend etc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes. Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen. Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere. Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht, zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist. Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihrentwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinanderfließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

*

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du Recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

*

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

Vor kurzem ist ein von Rudo Spemann handgeschriebener Neudruck dieses Briefes im Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt erschienen.

FRANZ SEITZ

Wahrheit und Symbol

Wir sind daran gewöhnt, die menschliche Geistesgeschichte als ein Ringen um Wahrheit anzusehen. Diese Geschichte, nicht weniger reich an Heldentum und an Opfern als jene andere, vordergründigere, in der um die „realen" Dinge des Daseins gerungen wird, zudem durch viele und unentwirrbare Fäden mit dieser zur Einheit verbunden, erscheint aber eben unter diesem Gesichtspunkt als sinnlos und chaotisch, als Schlachtfeld, auf dem es nur Erschlagene, aber keinen Sieger gibt. Denn jede „Wahrheit", die neu auftritt und ihre Vorgängerin tötet, wird wieder von ihrer Nachfolgerin getötet. Es ist eine der schwersten Erfahrungen, die jeder geistig Lebendige zu machen hat, wenn er, die Katakomben des Geistes durchwandernd, an den Särgen der Wahrheiten vorübergeht und erkennen muß, daß alle Wahrheiten sterblich sind. Es gibt Auferstehungen und gespenstische Neubelebungen in diesem Bereich, aber immer wieder hat der Tod das letzte Wort.

Kann Wahrheit sterblich sein? Ist sie Wahrheit, wenn sie sterben kann? Da sie aber oftmals gestorben ist: ist dann alles Streben der Menschen nach Wahrheit ein eitler Selbstbetrug? Ist einer der stärksten Triebe des Menschen, von dem er fühlt, daß er edel sei und daß die Stimme des Höheren sich in ihm ankündige, ein leeres Blendwerk? Oder ist nur die letzte Wahrheit noch nicht gefunden? Jede Wahrheit war einmal die letzte, sonst wäre sie keine Wahrheit gewesen, und doch ist sie gestorben.

Wir haben ein geschichtliches Beispiel für die Wucht der Erschütterung, die aus solcher Erfahrung kommt, an dem Erlebnis Kleists an der Kantschen Philosophie. Kants Philosophie hatte zu jener Zeit Allgemeingeltung, sie beherrschte geistig die Zeit, sie war die Wahrheit der Zeit. Kleist, schon von neuen Strebungen ergriffen, von den Kräften des Kommenden erfüllt, erlebt in tiefer Erschütterung an dem Zusammenbruch der Kantschen Philosophie in sich den Zusammenbruch der Wahrheit überhaupt: „Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit heißen, wirklich Wahrheit ist, oder ob es nur so scheint." Er erkennt, „daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist".

In diesen Sätzen bricht eine Welt zusammen. Nicht bloß eine subjektive im Herzen des Dichters. Menschen wie Kleist leben stellvertretend; es ist ihre Aufgabe, geistige Vorgänge und innere Veränderungen, die sich durch Zeiten erstrecken, in sich persönlich durchzuleben, vorzuleben. In ihnen lebt, persönlich eingekörpert, das Überpersönliche.

Es bricht der Glaube zusammen, daß es hienieden erkennbare Wahrheiten gebe. Dieses Wort – das Wort „erkennbar" – das wir in den Kleistschen Satz einzustellen uns erkühnen, ist es wohl, das ihm den Sinn gibt, den er objektiv, über das persönliche Erleben Kleists hinaus hat.

Es weist auf jenen eigentümlichen Zustand der Zweischichtigkeit im Innern des Menschen hin, dessen Verkennung von den schwersten Folgen begleitet ist. Es ist jene Zweischichtigkeit, für deren Bezeichnung, obgleich ihr Dasein zu den wesensbestimmenden Grundlagen des Menschen und seiner Geschichte gehört, es noch keine volltreffenden und klarerfassenden Begriffe gibt. So behelfen wir uns zu ihrer Bezeichnung mit den Begriffen des „Bewußten" und „Unbewußten" und meinen damit jene beiden Sphären im Menschen, deren eine dem Verstand und der Erkenntnis, und deren andere den tiefer gelegenen Kräften zugeordnet ist.

Es ist weder beabsichtigt noch möglich, hier eine Bestandsaufnahme der Inhalte dieser beiden Sphären vorzunehmen; es soll nur der Wesensunterschied, der zwischen ihnen besteht, deutlich gemacht werden. – Prüfen wir zu diesem Zweck etwa unser Verhalten, wenn wir gezwungen sind, irgendeine für unser Leben wichtige Entscheidung zu treffen. Wir sehen uns zunächst einer Anzahl von Gründen und Gegengründen gegenüber, die wir aneinander abwägen; wir suchen uns die Folgen der Entscheidung zu konstruieren; wir hören den Rat anderer Menschen – aber während wir das alles tun, ist stets ein tieferes Wissen in uns, in dem die Entscheidung schon getroffen ist. Unter aller rationalen Erwägung spricht „ganz leise, ganz vernehmlich" die Stimme unseres Wesens, und sie ist es, die zuletzt die Entscheidung herbeiführt. Rationaler Nachprüfung scheint dann irgendeines der „Motive" gesiegt, irgendeiner der Gründe den „Ausschlag" gegeben zu haben – ja dem Handelnden scheint es selber so, wenn die innere Stimme wieder schweigt. Es bedarf einiger Übung der Selbsterkenntnis und einiger Härte der Selbstbeurteilung, um diesen Sachverhalt zu erkennen und einzugestehen. Aber er ist besonders den großen Handelnden nie fremd gewesen, und wir kennen das Wort eines der größten Täter der Geschichte, daß derjenige am weitesten komme, der nicht wisse, wohin er geht. Wir wissen auch von Taten und Entscheidungen oft weittragender Art, die im Drang des Augenblicks oft blitzschnellen Entschlüssen entsprangen und, ohne zureichende Kenntnis des Für und Wider der realen Umstände, aus der innern, überrealen Anschauungskraft heraus das Richtige trafen, und wir mögen uns in diesem Zusammenhang des Goetheschen Wortes vom „Dämon" erinnern, durch den allein alles wirklich Bedeutsame getan werde.

Was ist es nun, das da, unabhängig vom bewußten Wissen, ja nicht selten gegen dieses, spricht und handelt? Es ist die Tiefenschicht des Menschen, das Unbewußte, das allem Wissen voran, unerworben und unerwerbbar da ist. Es enthält die Substanz des Menschen. Es birgt jenes tiefere Wissen, das unmittelbar Gewißheit ist und nicht erst des Bestätigungsganges des Bewußtheits-Wissens durch Begriffsbildung, Logik und Schluß bedarf.

Damit enthält das Unbewußte den Wesensbesitz des Menschen. In ihm wurzeln Gemeinschaftsbildung, Kunst, Religion.

Damit ist es zugleich die Wurzelstätte jener großen und tiefen Dinge des menschlichen Daseins, die seine Würde, aber auch seine Schwere in sich fassen, die seine Bedeutung ausmachen.

Aber hier sind wir an dem Punkt, an dem das Wesen der andern Daseinsschicht deutlich wird. Denn das, was wir eben Größe und Tiefe des menschlichen

Seins nannten, gewinnt seine Bedeutung erst durch das Vorhandensein dieser andern Daseinsschicht. Es ist die Sphäre der Bewußtheit. Wenn das menschliche Leben im Unbewußten verbliebe, dann wäre es völlig „Natur"; es könnte vom Menschen wohl gelebt, aber nicht erfahren werden, so wenig die Natur sich selber zu erfahren vermag. Nur vor einem Gott, der über der Natur stünde, könnte dann das Leben zum Gegenstand werden; für den Menschen selber wäre es eine verschlingende Gegebenheit, wie es das Leben innerhalb der Natur ist. Unsere Bewußtheit macht es uns möglich, gleichsam die Rolle jenes Gottes selbst zu übernehmen und das eigene Leben zum Gegenstand zu machen. Durch diese Vergegenständlichung wird all das, was wir Größe, Tiefe, Bedeutung des Lebens heißen, erst möglich. Wir sehen, daß die Bewußtheitsregion viel mehr enthält als die bloße Intellektualität, die wir als die Fähigkeit zu Begriffsbildung und logischer Erkenntnis bezeichnen. Wir sehen, daß beide Sphären — Unbewußtheit und Bewußtheit — zum Menschen gehören und erst in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung die Ganzheit des Menschen ausmachen.

Hier aber — in der gegenseitigen Wechselwirkung von Bewußtheit und Unbewußtheit — setzen jene Fehlhaltungen durch den Menschen ein, von denen gesagt wurde, daß sie von den schwersten Folgen begleitet sind. Die Gestaltung dieser Wechselwirkung gehört zu den schwersten Aufgaben der Menschheit, vielleicht ist es deren schwerste. Jedenfalls bestimmt die Art des jeweiligen Lösungsversuches weitgehend den Charakter von Epochen und Kulturen; sie ist mitentscheidend über den Charakter ihrer Religion, ihrer Kunst und ihrer Politik und liegt heimlich und ungewußt ihrem Glück und Unglück zugrunde.

Es sei andeutend die Schwierigkeit umrissen, die zu bewältigen ist. — Alle elementaren Dinge und wesenhaften Inhalte des menschlichen Daseins haben ihren Sitz im Unbewußten. Sie sind mit dem Leben selber gegeben und äußern sich im Leben durch Leben. Wieder müssen wir auf die Natur als auf das Beispiel des gleichsam „reinen" Lebens hinweisen, das bewußtseinsfrei lebt. Im Menschen ist aber außer diesem „Leben an sich" noch die Region der Bewußtheit, in welcher die Phänomene dieses Lebens unentrinnbar zum Gegenstand einer Bearbeitung gemacht werden, die eigenen Gesetzen folgt. Man mag den Inbegriff dieser Gesetzlichkeit den Zwang zur Sinngebung heißen. Dieser Zwang, der unentrinnbar aus dem Wesen der Bewußtheit aufsteigt, erfaßt das urtümliche Erleben, transponiert es gleichsam in eine andere Kategorie und unterwirft es dabei einer andern Gesetzlichkeit.

Hier liegt die Quelle der Gefahren. Hier ist die Geburtsstätte der „Wahrheit". Es ist nun wohl deutlich geworden, was wir unter „Wahrheit" verstehen; nicht verstehen wir darunter die selbstverständlichen Feststellungen der Intellektualität, die Ergebnisse der Forschung, die mit den Werkzeugen der Begriffsbildung der Logik, des Experiments erzielt werden. Sie sind, bei aller Wichtigkeit, im höheren Sinn gleichgültig; erst in ihrer — kämpferischen oder bestätigenden — Berührung mit Inhalten höherer, religiöser Art, erst dann, wenn sie in den Bereich der Sinngebung eingreifen, gewinnen sie tiefere Bedeutung. Denn dieser Bereich ist das eigentliche Gebiet der „Wahrheiten". Das Leben

gibt Leiden und Freuden, Erschütterungen und Beseligungen, weiter nichts; aber die andere Region, in der das Leben vergegenständlicht wird, fragt nach dem „Sinn" des Erlebens, nach dem letzten Grund des Seins — und die Antwort nimmt kraft der Bewußtheitsstruktur dieser Region den Charakter der „Wahrheit" an.

Es geschieht dabei etwas eigentlich Unmögliches, etwas Widergesetzliches: eine Substanz gerät gleichsam in eine Apparatur, die für eine wesensandere Artkategorie gebaut ist. Die dabei entstehende „Wahrheit", die gemäß der Bewußtheitsgesetzlichkeit strukturiert ist, vermag den eigentlichen Inhalt, den sie zu bewältigen glaubt, gar nicht in sich aufzunehmen. So geschieht es, daß über das gleiche Lebensphänomen mehrere verschiedene, ja entgegengesetzte „Wahrheiten" entstehen. Dieser Vorgang führt zu schweren Hemmungen des Lebens im einzelnen und in den Kulturen, zu Spaltungen, Zerrüttungen, zu Kraftverlust in Religion und Politik, zu blutigen und wahrhaft sinnlosen Kriegen.

Das alles kann geschehen, weil jene Grenzüberschreitung zwischen Unbewußtheit und Bewußtheit sich bisher der Aufmerksamkeit und der Überwachung entzog und deswegen die begriffliche Aussage der Wahrheit selbstverständlich als mit dem Wesen des objektiven Sachverhalts als identisch gesetzt wurde. —

Solang die Kraft der Unbewußtheit stärker ist als die der Bewußtheit, hat jene verborgene Schwierigkeit keine lebenspraktische Bedeutung. Das ist der Fall auf der mythischen Stufe der Kulturen. Hier geschieht die Sinngebung nicht durch den Begriff, sondern durch das Bild. Darum stellt sich auf dieser Stufe die Frage nach der „Wahrheit" nicht. Darum ist die Religion keine solche der Lehre und des Dogmas. Darum sind die höchsten der sinngebenden Bilder, die Götter, Verkörperungen der Kräfte des Lebens. Denn die Unbewußtheit, die diese Kräfte hegt, kann unmittelbar in die Sinngebung einfließen. Der Rückfluß dieser Kräfte ins Leben gibt diesem jene Ganzheit und Kraft, welche die Stärke und Schönheit mythischer Kulturen ausmacht.

Mit dem Wachsen der Bewußtheitskräfte muß dieser Frühzustand, dieses Morgenglück der Kulturen vergehen. Auf entwickelterer Bewußtheitsstufe kann die Aufgabe der Sinngebung nicht mehr durch eine Bildwelt erfüllt werden. Die Eigengesetzlichkeit der Bewußtheit erstarkt und bezieht jene Aufgabe in sich ein. Die Religion nimmt die Form der Wahrheit an, die in Begriff, in Lehre und Dogma gefaßt wird. Damit ist jene verhängnisvolle Grenzüberschreitung in weltgeschichtlich großem Ausmaß vollzogen. Es ist hier nicht der Platz, von deren Folgen zu sprechen. Sie hat den Lebensgehalt der Religion gefesselt; sie hat die Liebesreligion Christi praktisch zu ihrem Gegenteil gemacht. Sie hat — das ist hier festzuhalten — zur Gefahr des Religionsverlustes überhaupt geführt.

Denn die Kraft der Bewußtheit wächst weiter. Mit ihrem Wachsen erkennt sie, daß das Kriterium der Wahrheit innerhalb ihrer eigenen Gesetzlichkeit und sonst nirgends liegt. Sie erkennt nicht mehr als wahr an, was sie nicht mit ihren eigenen Mitteln als wahr feststellen kann. Damit gerät die Religion, die über solche Beweismittel nicht verfügt, in den Vorwurf der „Unwahrheit". Damit verlegt sich der Schwerpunkt des Lebens überhaupt ins Wißbare und Materielle.

Das alles geschieht unter dem Zwang der Wahrheit. Wenn die Wahrheit zur Richterin über das Leben gesetzt wird, muß zuletzt unausweichbar die Bewußtheit sich triumphierend zur letzten Instanz des Daseins erheben.

Das ist geschehen, und wir wissen, was es bedeutet. Es bedeutet Religionsverlust, Sinnverlust, Übermächtigung des Daseins durch Mechanik. Es bedeutet zuletzt Untergang des Lebens in Katastrophen, die seine Triebe wohl zu entfesseln, aber nicht mehr zu beherrschen wissen. Denn durch die Abriegelung, die das Leben von seinem Quellgrund trennt, vermag dieses nur noch in der Form der nackten, naturalistischen Triebe, aber nicht mehr in der Gestalt einer religiösen Totalität zu dringen, die diese Triebe mitumfaßt und einordnet.

Das ist der Endzustand einer Entwicklung, in der unter der Dominante des Wahrheitszwanges die Wechselwirkung zwischen Bewußtheit und Unbewußtheit in eine ihrer Fehlformen gedrängt wurde. Zugleich ist damit die Aufgabe gestellt.

Die Kräfte des Unbewußten müssen ins Leben fließen können. Daß das geschehen kann, müssen Bewußtheit und Unbewußtheit sich gegenseitig in einer Form zugeordnet sein, die, weil sie der innern Gesetzmäßigkeit der beiden Bereiche entspricht, die gegenseitige Störung ausschließt.

Die durch die Bewußtheit gegebene Notwendigkeit der Sinngebung kann nicht in der Form der Wahrheit stattfinden. Diese Form bewirkt, daß die Gesetzlichkeit der Bewußtheit in die wesenhaft andern Inhalte der Unbewußtheit hineingetragen wird, und daß diese Inhalte dadurch gleichsam denaturiert und abgeschwächt werden. Die Rückkehr zur vorbewußten Bildsinngebung durch den Mythus ist der gesteigerten Bewußtheit verwehrt. Die Sinngebung muß in einer Art stattfinden können, die dem gesteigerten Zustand der Bewußtheit gerecht wird (und dessen Steigerung weiterhin zuläßt) – und zugleich den Wesensinhalten des Unbewußten den Eingang ins Leben offen läßt. Dieser Lösungszustand kann nicht erdacht oder konstruiert werden; er ist nur möglich, wenn er die naturgemäße äußere Entsprechung einer inneren Gesetzmäßigkeit ist.

Das ist der Fall. – Zur Veranschaulichung des hiebei obwaltenden Sachverhalts bietet sich das Verhältnis an, das im Bereich der Kunst zwischen den Elementen herrscht, die wir einerseits Stoff und Form, und andererseits Inhalt heißen. Wohl bilden beide eine unzertrennliche Einheit – aber dennoch sind es zwei Elemente, die im Werk eine einfache und dennoch geheimnisvolle Vermählung eingehen: derart, daß der sinnliche Stoff den unsinnlichen Inhalt stellvertretend anschaubar macht. Es ist das Verhältnis des S y m b o l s.

Damit ist endlich das Wort gesprochen, um dessen willen alles Vorhergehende gesagt werden mußte. Denn in der wesensgemäßen Zuordnung von Unbewußtheit und Bewußtheit herrscht die innere Gesetzlichkeit, die das Wesen des Symbolischen bestimmt.

Was sich im Vorgang der Wechselwirkung in der Bewußtheit meldet, ist stets nur Begleiterscheinung des Unbewußtheitsinhaltes, und niemals dieser selbst. Wohl bilden beide für uns eine Einheit; aber es ist nicht diejenige der Identität – der Bewußtheitsinhalt bildet den „Stoff", in dem sich der an sich unaussprechbare Wesensinhalt der Unbewußtheit kundgibt. Der Bewußtheitsinhalt gibt

den Sinngebungskörper, er ist die „Form" für den „Inhalt", der sich in der Bewußtheit selber nicht manifestieren kann. Er ist nicht absolut; er ist S y m b o l.

In der wesensgemäßen Zuordnung von Bewußtheit und Unbewußtheit tritt an die Stelle der Wahrheit das Symbol. Alle Gebilde der Sinngebung in Religion und Philosophie sind nicht absolut; sie decken sich nicht, wie der Wahrheitszwang will und der Wahrheitsglaube vermeint, mit einem Objektiven und Absoluten. Sie sind nur Stellvertretungen eines an sich nicht Aussprechbaren. Sie sind S y m b o l e.

Dieses „Nur" bedeutet nicht etwa eine Verminderung der Kraft oder einen Anlaß zu Klage und Trauer — dies sind sie nur in einer unentwickelten Bewußtheit, die einen Teil unseres Seins — und nicht den wichtigsten — für unser alles nehmen möchte. Es bedeutet in Wirklichkeit die Befreiung der Kraft; es bringt keine Minderung von Religion und Leben, sondern die Lösung aus Religions- und Lebensminderungen und die Rettung aus Lebensgefahren, in die uns die falsche Funktion der Bewußtheit gebracht hat.

Denn in dieser Haltung wird Religion wieder möglich. In ihr widerstreiten sich Glauben und Wissen nicht mehr. Das Wissen mag und muß immerfort an der Form arbeiten, in der das Unaussprechbare erscheint, aber es weiß zugleich, daß es nur an der Form arbeitet, daß es nur die Falten des Gewandes anders legt, in das sich das Unaussprechbare ewig und ewig neu verhüllt.

Und in dieser Haltung schließt sich die Kluft wieder, die zwischen Religion und Leben gerissen wurde, als die Religion, der Steigerung der Bewußtheit folgend, die mythische Form verlassen und zur Wahrheit werden mußte. Die Kraft der mythischen Zeiten vermag auf höherer, bewußterer Stufe wiederzukehren. Das Walten jenes geschichtsbildenden Dreischritts, der aus Gegensätzen ein Neues schafft, in dem die sich widerstreitenden Positionen in einem Dritten innerlich aufgehoben sind, zeigt sich auch hier. Auf den vorbewußten mythischen Zustand folgt als seine Antithese die Epoche der übermächtigen Bewußtheit. Daß diese an ihrem Ende angelangt ist, fühlen wir und sehen es an vielen Zeichen. Sollte auf sie nicht das dritte Alter des Geistes folgen, in dem die beiden feindlichen Gegensätze, ohne daß sie aufhören, Gegensätze zu sein, sich zu höherer Einheit verbinden? Es vermöchte eine neue Epoche heraufzuführen, von der wir wissen, daß sie höherer Art wäre als jene, die ihr vorangegangen.

EDUARD PLIETZSCH

Replik oder Kopie?

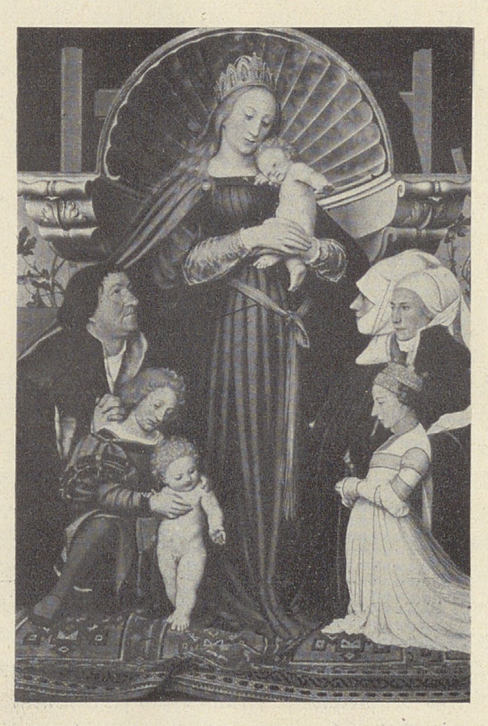
„Replik: in der Kunst ein zweites, vom Künstler selbst verfertigtes Exemplar.“ So lautet im Brockhaus die Erklärung des Wortes Replik. Wobei wir den Ausdruck verfertigt, statt geschaffen, dem Verfasser des Artikels hoch anrechnen wollen. In der Praxis ist der Begriff verschwommen, zumal die Unterscheidung Replik oder alte Kopie bisweilen mit Absicht vernebelt wird. Jene veränderten, nach der Meinung des Künstlers verbesserten Wiederholungen eines Gemäldes, die man als erste, zweite oder dritte Fassung bezeichnet und die den verschiedenen Zuständen in der Graphik entsprechen, scheiden bei unserer Betrachtung aus. Fassungen sind weder Repliken noch Kopien. Sie stellen untereinander abweichende Entwicklungsstufen im Schaffensprozesse dar. Die erste oder zweite Fassung wird vom Künstler verworfen. Obgleich er diese nicht immer vernichtet, will er doch nur die letzte Formulierung als das gelungene und endgültige Werk gelten lassen.

*

Im 19. Jahrhundert erregte der Streit über das Darmstädter und Dresdner Exemplar von Holbeins „Madonna des Bürgermeisters Meyer“ die Kunstgelehrten jahrzehntelang, bis schließlich durch Konfrontierung beider Bilder die Entscheidung zugunsten des Darmstädter Gemäldes fiel und das Dresdner Exemplar als alte Kopie von fremder Hand erkannt wurde. Da nur in Ausnahmefällen Wiederholungen alter Gemälde hinsichtlich ihrer Stilmerkmale und Qualitätsunterschiede auf Ausstellungen nebeneinander verglichen werden können, so muß versucht werden, der Lösung des Problems von einer anderen Seite her nahezukommen. Indem man sich die Eigenart, das künstlerische Temperament und den Schaffensprozeß der einzelnen Maler vergegenwärtigt, lautet die Fragestellung so: ist es beispielsweise Frans Hals zuzutrauen, daß er eins seiner genialen Bildnisse mit all den temperamentvollen Strichen und kleinen Zufälligkeiten der vehementen Pinselführung nachträglich ein zweites Mal in mühseliger Arbeit zum Verwechseln ähnlich wiederholt? Kann man sich Rembrandt vorstellen, wie er ein in Stunden visionären Schauens gestaltetes Werk eines Tages nüchternen Sinnes kläubelnd Strich um Strich, Zug um Zug nochmals anfertigt? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Und es heißt sie bejahen, wenn man hingegen an Meister der holländischen Feinmalerei etwa in der Art Frans van Mieris des Älteren denkt. Von den bürgerlichen Malern dieses Kreises kommen gleichwertige eigenhändige Wiederholungen, die auch vom Künstler signiert sind, des öfteren vor. Der beste Maler dieser Richtung, Gerard ter Borch, hat viele seiner berühmten Interieurszenen mit ihrem feinen Detail, mit der zur Schau gestellten Freude am gleißenden Gefältel der knisternden hellen Atlasroben wiederholt. Die Zurschaustellung der „schönen Malerei an sich“, die langsame, peinlich genaue Arbeitsmethode, die handwerkliche Ehrlichkeit, mit der auf solchen stillen Zustandsbildern dieselben Gegenstände mit der gleichen Akkura-

tesse immer wieder abgeschildert wurden, die ganze Absicht und Gesinnung läßt in diesem Falle das Vorkommen eigenhändiger Wiederholungen einleuchtend erscheinen.

Die Sache wird verwickelt, wenn man sich die handwerksmäßige Einstellung der in Gilden und Malerzünfte eingegliederten alten Künstler und ihre Werkstattgepflogenheiten vergegenwärtigt. Als Maler, die auf Wunsch der Besteller



Hans Holbein der Jüngere, Madonna des Bürgermeisters Meyer (Darmstadt, Großherzog von Hessen)

Aufträge ausführten, konnten sie nichts Bedenkliches dabei finden, ein Werk auf Verlangen nochmals zu liefern. Wenn von primitiven niederländischen Meistern gleichwertige Repliken ihrer Gemälde vorhanden sind, so besagt das also nach der damaligen Auffassung nichts gegen ihr schöpferisches Künstlertum. Noch bis zu Rubens hin, der gewiß eine Künstlerpersönlichkeit im modernen Sinne war, wurden sogar Schüler und Gesellen im weitesten Umfange bei großen Aufträgen zur Mitarbeit unbedenklich herangezogen. In Deutschland hatte, um ein anderes Beispiel herauszugreifen, die rege Nachfrage nach Cranach-Werken bekanntlich einen ausgedehnten Atelierbetrieb mit kopierenden Schülern und Gesellen zur Folge. Wahrscheinlich stammen künstlerisch vollwertige Wiederholungen auch vom Meister selbst. Allerdings nur von seiner mittleren, besinnlicheren und beruhigteren Schaffensperiode an. Denn daß Cranachs Jugendschöpfungen, deren leiden-

schaftlicher Gehalt an Grünewald gemahnt und die Zusammenhänge mit dem saftvoll drängenden und sprießenden Donaustil aufweisen, von ihm selber ein zweites oder gar drittes Mal unverändert wiederholt sein könnten, ist unwahrscheinlich. Somit gelangen wir auf die anfangs angedeutete Lösungsmöglichkeit des Problems Replik oder Kopie wieder zurück. Wie es widersinnig wäre, wenn der temperamentvolle junge Cranach von seinen pathetischen frühen Arbeiten



Alte Kopie nach Holbein (Dresden, Gemäldegalerie)

einen Abklatsch angefertigt hätte, so können auch angebliche Repliken von verwandten Künstlernaturen wie Hans Baldung Grien, Altdorfer, Nikolaus Manuel Deutsch – oder beispielsweise von Frans Hals, Rembrandt und dem späten Tizian nur als Werkstattkopien gelten.

Die Arbeitsmethode und der malerische Stil von Künstlern wie Holbein oder Vermeer würden an sich das Vorkommen von Repliken nicht ausschließen. In diesen Fällen verbietet aber die hohe Gesinnung, die man diesen Meistern zutraut, eine solche Annahme. Wenn von Schöpfern solchen Ranges Werke ein zweites Mal vorhanden sind, dann bemüht sich die Kunstforschung mit Recht, durch vergleichende Studien festzustellen, welches Exemplar einzig und allein vom Künstler selber herrühren kann. Schließlich noch ein Gegenbeispiel: Elsheimer. Einige Wiederholungen der liebenswürdigen Bildchen dieses etwas überschätzten Künstlers werden von zuständigen Kennern als Repliken von Elsheimers eigener

Hand bezeichnet. Eine Behauptung, die auch unter Zugrundelegung unserer Theorie sich als stichhaltig erweist.

★

Im 19. Jahrhundert, wo die Maler nicht mehr als Handwerker im zünftigen Sinne gelten wollten, wo sie sich durchaus als Künstler fühlen, haftet der eigenhändigen genauen Wiederholung etwas Verdächtiges, künstlerisch und beinahe



Frans Hals: Ein Laute spielender Narr
(Paris, Privatbesitz)

auch moralisch Bedenkliches an. Man wittert Phantasielosigkeit und Geschäftstüchtigkeit, wenn das beliebte Werk einige Male unverändert hergestellt wird. Welche Witze hat man seinerzeit über Ferdinand Hodler gerissen, als er seinen berühmten „Holzfäller" des öfteren wiederholte! Die Verehrer Hodlers wiesen darauf hin, daß diese dreizehn Exemplare – nicht vierzig, wie boshafte Leute behaupteten! – daß diese „nur" dreizehn Holzfäller keine Kopien, sondern veränderte Fassungen seien. Es zeuge für das ernsthafte Ringen des Schweizer Meisters, daß er das Thema immer wieder umkreist habe und von neuem an dessen Gestaltung herangegangen sei. Soweit ich die Holzfäller-Bilder kenne, haben sie aber nicht den Charakter von Vorstudien. Es sind abgeschlossene Werke, die auch vom Künstler nicht verworfen, sondern auf den Markt gebracht worden sind. Es ist entschieden bedenklich und wirkt als Kraftmeierei kompromittierend,

wenn eine ursprünglich großartige monumentale Geste dreizehnmal, und sei es auch mit Varianten, hintereinander nachgeahmt wird. Ausbrüche und Ausdrücke starken künstlerischen und auch menschlichen Erlebens sind einmalig. Werden die Ekstasen der Freude, die Regungen des Schmerzes mit den gleichen Temperamentsausbrüchen, ähnlichen Worten und fast in der gleichen körperlichen Haltung immer wieder in Szene gesetzt, dann zweifelt man schließlich auch an der Ehrlich-



Kopie aus dem 17. Jahrhundert nach Frans Hals
(Amsterdam, Rijksmuseum. Aus dem Frans-Hals-Buch von W. R. Valentiner, Deutsche Verlagsanstalt)

keit des erstmaligen Erlebnisses und der Echtheit der ursprünglichen Gefühle. Kein Grund zur Entrüstung liegt vor, wenn im 19. Jahrhundert bekannte Genremaler von ihren beliebtesten adretten Bildern Repliken, oft auf Bestellung von Kunstvereinen, angefertigt haben. Ihre Auffassung vom Wesen der Kunst war jener der altholländischen Meister des bürgerlichen Sittenbildes ähnlich, deren Malerei ungeachtet der mehrfach vorkommenden gleichen Darstellung nichts an Glanz und Schönheit einbüßte. Die Unterscheidungen, die man hinsichtlich der Möglichkeit und Berechtigung von Repliken an Beispielen der alten Kunst darlegte, können somit auch für die neuere Malerei als Maßstab gelten. Von van Gogh gibt es keine Repliken und kann es keine Repliken geben — oder er wäre nicht „van Gogh". Es würde auch den Glauben an Lovis Corinth erschüttern und alle Vorstellungen von seiner heißblütigen Kunst über den Haufen

werfen, wenn von seinen sozusagen im Trancezustand geschaffenen späten Landschaften und Figurenbildern eigenhändige Wiederholungen vorkämen, auf denen die leidenschaftlich erregten Pinselhiebe des Urbildes schlau nachgeahmt sind. Bei Trübner hingegen sind die kaum merklich abgeänderten Repliken seiner späten grünen Landschaften keine künstlerische Unmöglichkeit und Unbegreiflichkeit. Es liegt in der Richtung von Trübners nicht übermäßig sinnlicher Malerei mit ihrer



Gerard ter Borch: „Der Besuch“ (Schwerin, Gemäldegalerie)
Aufnahme: Heuschke, Schwerin

präzisen konstruktiven Pinselführung, dieser gleichsam architektonischen Malweise begründet, daß er die verstandesklaren Bilder kühlen Sinnes wiederholen konnte.

*

Ein einziges Wort, die Nennung eines Malernamens, könnte die gesamte Theorie glänzend ad absurdum führen: Greco. Dieser Mystiker und Ekstatiker, dessen Kunst fast ans Pathologische grenzt und der zu Unrecht von manchen Betrachtern und Forschern für wahnsinnig erklärt wurde, hat von seinen scheinbar im Furioso hingeschleuderten Werken ganze Serien von Repliken angefertigt. Infolgedessen muß die bisherige Auslegung und Deutung seines Schaffens und seiner Persönlichkeit grundfalsch gewesen sein. Wie man weiß, mißtraute Wilhelm Bode dem Künstler zeitlebens und empfand eine geradezu gehässige Abneigung gegen seine Werke. Vor einem Laokoonbilde mit den schlingernden, sich

bäumenden und werfenden glatten langen Leibern sagte er einmal mokant: „Das glitschige Gezappel. Dieser Greco hätte Fischstilleben malen sollen!" Da hier nicht mit gezinkten Karten gespielt wird, so wollen wir uns nicht auf Bode als Kronzeugen berufen, denn der große Forscher und Kenner ist Greco gegenüber nicht objektiv gewesen. Die Hilfe und Bestätigung kommt im rechten Augenblicke von unvermuteter, hochwillkommener Seite. Von einem Laien, einem kunstwissen-



Gerard ter Borch: „Der Besuch" (Paris, Petit-Palais)

schaftlichen Outsider. Es ist der verehrte englische Schriftsteller W. Somerset Maugham, der in dem außerordentlichen Buche über Spanien, Don Fernando, die Greco-Legende unwiderleglich zerstört. Auch Somerset Maugham stellt mit Befremden die Frage: „Ich kann nicht verstehen, wie el Greco immer und immer wieder dieselben Bilder malen konnte, wenn er wirklich von jenen religiösen Empfindungen erfüllt war, die die Leute an ihm feststellen. Er konnte nur so verfahren, wenn der dargestellte Vorgang ihn selber kalt ließ." Das ist keinesfalls der Angelpunkt, durchaus nicht einer der Kernsätze, von denen Somerset Maugham aufbricht, um dem Problem el Greco auf den Leib zu rücken. Der Leser möge selber in der Tauchnitz Edition Nr. 5228 die Seiten 148–183 (und nicht nur diese) lesen, um sich den Genuß zu verschaffen, wie hier in geistreichen, zugleich treffenden und wahren Sätzen el Greco als hinreißend genialer barocker Dekorateur, als ein fabelhafter Maler, aber auch als berechnender und ver-

schlagener Levantiner, als ein ganz gerissener Bursche überzeugend dargestellt wird. Als man zum ersten Male an das Problem Replik oder Kopie heranging, war einem „Don Fernando" unbekannt. Rein aus der vorgefaßten Meinung und Theorie heraus mißtraute man der sogenannten Mystik und Ekstase el Grecos. Da nachträglich Somerset Maugham auf seine Weise die Auffassung bestätigt, so hat man das sehr angenehme Gefühl, diesmal nicht auf dem Holzwege zu sein.



El Greco: 11 eigenhändige Repliken des „Hl. Franziskus" (Abbildung einer Seite aus dem Greco-Werke von A. L. Mayer, wo 20 Repliken des Gemäldes angeführt sind)

Rundschau

Feierliche und andere Politik. Mit der ganzen Macht- und Glanzfülle, über die das englische Empire verfügt, ist die Krönung des englischen Königs begangen worden. Sie war eine Demonstration der gewaltigen Kraft und des ungebrochenen Machtwillens des großen Reiches, die ihren Eindruck auf die zuschauende Welt nicht verfehlt hat. Auf der an die Krönung anschließenden Empirekonferenz sind sehr ernste Worte von den Delegierten der Dominien ebenso wie von den Vertretern der Krone gefallen, die alle den Willen bekundeten, im Falle es nötig sei, das Gewicht der Macht in die Waagschale der Politik zu werfen, aber zu gleicher Zeit auch nicht verhehlten, daß recht große gemeinsame Sorgen vorhanden sind. Man wird aber mit Sicherheit damit zu rechnen haben, daß eines Tages die Völker des Empire für die gewaltige Aufrüstung politische Zinsen fordern werden. — Von London nach Paris ist die Entfernung sowohl räumlich wie politisch immer kleiner geworden. Was Wunder, daß fast alle Krönungsgäste auch einen politischen Abstecher nach Paris machten, der nicht dem Besuch der Weltausstellung galt. Paris scheint mit dem Ergebnis dieser Unterhaltung zufrieden zu sein. — Nicht vertreten bei der Krönung in der gleichen Größenordnung wie andere Staaten war Italien, und die italienische Presse nahm von der Tatsache der Krönung keine Notiz. Trotzdem ist, nicht zuletzt infolge der gemäßigten Rede des Grafen Ciano, eine leichte Entspannung zwischen beiden Staaten spürbar, für die aber ein sicheres Fundament noch nicht geschaffen ist. In Spanien geht der Bürgerkrieg ohne wirkliche militärische Entscheidungen weiter, bisher besteht keine Aussicht, durch einen vermittelnden Schritt der Mächte auch nur einen Waffenstillstand zu erreichen. — In London ist wohl der Entschluß gefaßt, den Völkerbund, mit dessen Ableben voreilig gerechnet war, neue Bedeutung zu geben. Die Verhandlungen in Genf dauern bei Abschluß dieses Berichtes an, so daß über die Aussichten dieses Versuches Abschließendes noch nicht zu sagen ist.

Der Himmel in Abwehr? Lichtenberg hat wohl recht gehabt, wenn er vor hundertsechzig Jahren die ebenso bilanzmäßige wie prophetische Feststellung machte: „Die Welt muß noch nicht sehr alt sein, weil die Menschen noch nicht fliegen können", wobei er unter der „Welt" natürlich nur die menschliche Welt, die Zivilisation, Kultur oder allgemein ausgedrückt den Fortschritt des Gedankens meinte. Man kann in der Tat zwischen dem Verhältnis des Menschen zum Fliegen einerseits und dem allgemeinen Reifezustand des Geistes auf der anderen Seite eine erhellende Beziehung aufstellen. Das eigentlich freie, der Menschennatur zukommende Verhältnis zum „Himmel" scheint wirklich erst bei einer geistigen Entwicklungsstufe möglich zu sein, wie sie die moderne Welt langsam zu erreichen anfängt. Noch heute trägt der „Himmel" bekanntlich für unser Denken vielfach die Zweideutigkeit in sich, daß wir bei seinem Begriff Geistiges und Sinnliches schier untrennbar miteinander vermischen. Er ist für uns nach wie

vor in irgendeiner mit den Ergebnissen der Naturforschung, man weiß nicht wie, subjektiv verquirlten Weise der „Sitz des Göttlichen" geblieben, die Aufblicksphäre für jegliche Form der Enthebung vom bloßen Menschsein. Nur daß dieser geistige Himmel eben während einer langen Geschichte des menschlichen Denkens und Forschens immer mehr ins Unsichtbare „irgendwo über uns" zurückgedrängt wurde. Wenn Aristoteles, nachdem das Luftmeer und der irdische Himmel bereits in der Antike säkularisiert waren, noch glaubte, wenigstens in den Fixsternen unmittelbar etwas Ewiges anzuschauen und diesen Glauben dem Mittelalter vererbte, so hat die neuere Zeit nicht nur Schritt für Schritt jegliche materielle Sinneserscheinung des Himmels in den Bereich des Vergänglichen einbezogen, sondern zuletzt mit der Relativitätstheorie auch noch den Himmels r a u m selber ent-feint, wenn eine solche Wortbildung einmal gestattet sein mag. Die Himmelseroberung hatte andererseits aber auch ihre Schrecken und ihre frühere Frevelhaftigkeit schon mit dem Augenblick verloren, wo man mit aller Entschiedenheit die fundamentale christliche Erkenntnis „Gott ist Geist ..." in sich zu verwirklichen vermochte.

Es ist daher nicht bloß fehl am Orte und an der Zeit, sondern geradeswegs unreligiös und in einem etwas verborgenen Sinne heidnisch-abergläubig, wenn irgendwelche einzelnen Rückschläge des Menschen bei der k o n k r e t e n Eroberung der Luft immer wieder auch dazu Diskussionsanlaß werden, eine parallele g e d a n k l i c h e Rückentwicklung zu befürworten. Wie viele Gespräche mit dem Gedankenkern: „Der Mensch gehört der Erde, der Frevel des Fliegens wird immer wieder seine Opfer fordern usw. ...", wie viele Gespräche und Gedanken dieser Art mögen z. B. nach der furchtbaren Katastrophe des Luftschiffes „Hindenburg" gepflogen oder doch wenigstens (wie die leidenschaftlichen, hierzu antithetischen Vertrauenskundgebungen für Zeppeline und Fliegerei bewiesen) als dunkle gedankliche Unterströmungen fühlbar geworden sein! Es wird sicherlich noch geraume Zeit dauern, ehe der Mensch zutiefst davon überzeugt ist, daß er mit dem Aufstiege in die Luft kein frevelhafteres Abenteuer als mit einer Seefahrt oder Eisenbahnfahrt unternimmt. Die sinnliche Natur des Menschen kennt ja auch de facto kein schrecklicheres Medusenantlitz als dasjenige des räumlichen Abgrundes. Abgestürzte Menschen, welche ihren Sturz noch mit Bewußtsein erlebten, sollen mit der grauenhaften Verzerrung ihrer Gesichtszüge oft selber einen medusischen Schrecken bei dem Betrachter auslösen. Und doch würde es nicht nur innerlich gefährlich, sondern grundsätzlich flach und selbstbetrügerisch sein, wofern man das Abgründige unseres Daseins, durch solche Erlebnisse erschreckt, in räumlichen Konstellationen lokalisieren wollte, mag auch schon die Schreckenszone andersartiger Todesbegegnungen schmaler und leichter überwindbar erscheinen als gerade diejenige, wenn uns zugleich die Erde und der Boden unter den Füßen entzogen wird. — Die moderne Technik ist aus dem Geiste geboren, es ist Geist, der in ihr den Menschen von seinen natürlichen Beziehungen fortlockt; und insofern stellt sie eine Entwicklung dar, die mit dem christlichen Weltimpuls durchaus in Synchronisation steht. Nur allerdings mit der einen Einschränkung, daß sich gerade in den technisch-mechanistischen Bezirken niedere, dem Dämonischen gegen-

über anfälligere Formen des Geistes verwirklichen, die dann freilich den Menschen in eine äußerste Verlorenheit und in ein unlösbares Chaos hineinreißen können, wenn er sich ihnen allein anvertraut und nunmehr — auf unseren speziellen Fall des Fliegens angewandt — unten die Erde und über sich Gott und das Gewissen verloren hat. Dann erst könnte man wahrhaftig sagen, daß sich ihm gegenüber der „Himmel in Abwehr" befindet, wofür uns das traurige Ende des „Vogelmenschen" Clem Sohn vor einiger Zeit ein bedenkliches Beispiel gegeben hat.

Die einzig mögliche Weltreligion. In seinem vorletzten, 1933 ins Deutsche übertragenen Buche „Les deux sources de la morale et de la réligion" hat der französische, drüben nach wie vor unübersehbar einflußreiche Denker Henri Bergson u. a. auch ein Bekenntnis zum Christentum abgegeben. Dieses Bekenntnis war aus zweierlei Gründen besonders interessant. Einmal, weil Bergson ein Denker ist, dessen philosophische Entwicklung „von unten" kam, aus den Niederungen der Physiologie und Psychologie (sei es schon oft in Widerspruch zu den materialistischen Schulen), und der nunmehr in seinem hohen Alter dennoch die Stufe eines gereinigten „Mystizismus", wie Goethe die Weltauffassung des Greisenalters etwas zweideutig charakterisierte, errungen zu haben scheint. Dann aber auch aus dem Grunde, weil dieses persönliche „Heimfinden" bei Bergson mit einer höchst bemerkenswerten objektiven Erkenntnis verbunden war; der Erkenntnis, daß das Christentum die einzig mögliche Weltreligion wäre. Er hat für sich die Folgerung daraus gezogen, Mitglied der katholischen Kirche zu werden.

Hieran erscheint uns vor allem der Umstand merkwürdig, daß eine solche Erkenntnis in unserer Zeit aus den besonderen Zusammenhängen eines, wie das fragliche, gearteten Denkerlebens herausspringen konnte. Enthält sie doch eigentlich einen Doppelschritt und eine doppelte Läuterung und Überwindung. Auf der einen Seite würde es uns schon genügt haben, einen seiner Struktur nach durchaus „heidnischen" Gedanken- und Erkennensweg, wie es derjenige Bergsons ist und als philosophische Lehrmeinung auch immer bleiben wird, schließlich in ein einfaches Bekenntnis zum Christentum ausmünden zu sehen. Daß dieses Bekenntnis sich aber dann noch geradezu potenziert und eine der größten Entscheidungsfragen der modernen Welt — die innere Auseinandersetzung der großen Religionen — in ihrer Lösung vorwegnimmt, wenn auch freilich ohne einen entwickelten Beweis der These zu geben: dieser Zusatz enthält eine sublime gedankliche Überraschung. Man muß sich hierfür die allgemeine Situation ein wenig verdeutlichen: das Christentum missioniert seit einigen Jahrhunderten in Amerika, Afrika, Asien; mit der im letzten Jahrhundert entwickelten Kenntnis speziell der alten asiatischen Kulturen war aber bei uns immer entschiedener die Diskrepanz empfunden worden, daß die überwiegende Mehrzahl der christlichen Missionare beider (auch der katholischen) Konfessionen das Heil unter Menschen zu bringen wagten, von denen sie umgekehrt weit tiefer über sich selber hätten belehrt werden können. Aus der Erkenntnis dieser anthropologischen und ethischen Zusammen-

hänge heraus genießt denn auch bis auf den heutigen Tag der Gedanke des Orient-Missionierens bei uns selber gerade unter den wirklich gebildeten Schichten wenig Sympathie. Und doch dringt hier nur der alte Irrtum in neuer Form ans Tageslicht, daß es für das Verständnis und die Vermittlung der christlichen Heilslehre auf die Weisheit und den Rang des jeweiligen Vermittlers entscheidend ankäme. Es kommt aber eben nicht darauf an, sondern allein auf den gedanklichen Vollzug selber, den das ungebildetste Kind aus dem Volke ebenso oder noch besser verwirklichen kann wie der siebenfach gesiegelte Weise. Die Situation wird aber noch — mit Verlaub gesagt — um eine weitere Stufe delikater dadurch, daß das Christentum zur gleichen Zeit, wo es die Welt zu erobern wagt, in seinen Heimatländern mit Ermüdungserscheinungen zu kämpfen hat, dergestalt, daß man sich am Ende dieser beiden weltgeschichtlichen Prozesse die fast diabolisch-ironische Situation vorstellen könnte, daß der Orient im gleichen Zeitpunkte vom Christentum ganz erobert würde, wo das Abendland zu allen möglichen vorchristlichen und physiologisch wie geistig weniger anstrengenden „nationalen" Religionsweisen zurückgesunken ist. Wir wollen nicht prophezeien und spekulieren. Die reale Entwicklung der Dinge ist heute so weit, daß immerhin gerade die östlichsten Länder eine beachtliche Stufe der Christianisierung bereits erreicht haben. Im japanischen Mutterland, ausschließlich Koreas, gibt es zur Zeit 250000 evangelische und 108934 katholische Christen. China ohne die Mandschurei zählt 900000 evangelische und 2704200 katholische Christen (man sieht aus diesen von kompetenter Stelle eingeholten Zahlen beiläufig auch das eine, daß die Katholiken offenbar sorgfältiger zählen und das Individuum wichtiger, d. h. christlicher nehmen als die Protestanten). Das sind in beiden Ländern umgerechnet auf die Bevölkerungszahl etwa jeweils ²/₃ % der Gesamtbevölkerung. Gewiß eine vorerst noch sehr niedrige Zahl, die jedoch ein anderes Gewicht bekommt, wenn man bedenkt, daß in China der erste Mann des Reiches, der Marschall Chiang Kai-shek, ebenso unter diesen zwei Drittel Prozent zu finden ist, wie der Begründer des modernen China Dr. Sun Jat-sen ein Christ gewesen ist. Sie gewinnt weiterhin ein anderes Gewicht dadurch, daß es sich bei diesen ostasiatischen Christen der überwiegenden Mehrzahl nach in der Tat um „Christen", d. h. um Wahl- und Bekenntnischristen, nicht aber um bloße eingetragene Mitglieder staatlich sanktionierter Kirchen handelt. Wir können hierfür nur noch einmal den Namen Chiang Kai-sheks nennen, von dem es inzwischen bekannt geworden ist, daß er die vom Tode ständig bedrohten Wochen seiner jüngsten Gefangenschaft nur mit Hilfe seines christlichen Glaubens bestanden hat: „Mein Glaube an Christus wuchs. In dieser seltsamen Prüfung dachte ich genau an die 40 Tage und Nächte, die Jesus in der Wüste verbracht hatte, und wo er die Versuchung zu bestehen hatte . . ." Solche Bekenntnisse sprechen nicht nur für die Person des Bekenners, sondern auch für die in der Tat weltweit reichende Kraft des christlichen Glaubensgutes, das sich in jedes, noch so verschieden geartete menschliche Schicksal transformieren läßt. Wir wollen noch einmal betonen, nicht prophezeien und spekulieren zu wollen; wir glauben aber an den Satz, daß das Christentum die „einzig mögliche Weltreligion" ist.

SIEGFRIED BERGER

Die Schwedenorgel

Erzählung

Erdmuthe trug den dickbauchigen Krug, der einen bunten Herbststrauß zusammenhielt, behutsam in die Diele des Herrenhauses, stellte ihn auf den Sims des Kamins und zupfte die Zweige zurecht. Dann musterte sie die beiden Kaffeegedecke, die an einer Ecke des langen, den getäfelten Raum durchquerenden Eichentisches aufgelegt waren. Sie wirkten verloren in der großen Diele. Ungeduldig schob das Fräulein die hochlehnigen Stühle an die Wände zurück und schalt: „Es ist doch keine Gerichtssitzung, ihr langweiligen, verschossenen Gesellen!" Dann schaltete sie das Deckenlicht ein, aber der Schimmer der schwachen Glühbirnen versickerte kraftlos. Da war die Dämmerung doch gemütlicher. Das Mädchen kletterte auf die runde Eichentruhe, ihren Kindersitz, und saß eine Weile in Gedanken verloren. Im Nebenzimmer war es noch still, der Vater schlief wohl noch. Plötzlich ließ sie sich von dem runden Deckel der Truhe hinabgleiten; sie wußte jetzt, was in der Herbstkühle gut tat: ein Feuerchen im Kamin. Sie eilte hinaus und kniete bald, Weidenkörbe mit Reisig, Tannenzapfen und Holzscheiten neben sich, vor dem verräucherten Kamin und schichtete kunstgerecht dürre Zweige, Kienäpfel und Holzstücke in der dunklen Höhlung auf. Bei aller schlechten Zeit und Armut, das gab der gute Wald immer noch in Fülle. Sie holte den Silberleuchter vom Tisch und zündete die gelbe Kerze an. Dann lehnte sie sich wartend gegen die Steinbrüstung des Kamins und tastete leicht über die vertrauten Ornamente. An der Seite, wo sie stand, plagte sich ein dickes Puttchen damit ab, den schweren Sims zu stützen. Sie streichelte die runden Kinderbacken und fuhr mit dem Finger über das Stupsnäschen. Die Putte sperrte das Mäulchen ein wenig auf und machte ein schnurriges Gesicht. Lachte es oder weinte es? Uralt war dieses Lärvchen, es hieß, der Kamin sei schon da gewesen, als das Herrenhaus seine größten Tage sah. Damals sollte der Große Kurfürst hier in der Diele die getreuen Stände der neuerworbenen Grafschaft auf Brandenburgs Zepter haben schwören lassen, und dort an dem Tisch sollten die Standesherren, Bürgermeister und Gemeindeschulzen ihre Unterschriften auf die Huldigungsurkunde gemalt haben. Da mochte der Herr hier gestanden und sich den landesväterlichen Rücken am Kaminfeuer gewärmt haben. Von dem siebenmal zusammengenagelten und geflickten Prunkstuhl drüben in der Herrschaftsloge der Dorfkirche hieß es auch, der Brandenburger habe darin gethront. Ob sie es heute wagen durfte, dem Vater von der Orgelsache zu sprechen? Einmal mußte es geschehen, sie hatte es Hans Freygang versprochen, der drüben im verwaisten Pfarrhof hauste, für den jüngst verstorbenen Hauptlehrer Schule hielt und den Kirchendienst versah. Bei dem Patron der Kirche, dem Vater, sollte sie Fürsprecher sein, aber sie wußte schon den Ausgang des Gespräches. Es waren

trübe Zeiten für das alte Rittergut. Hoch in den Vorbergen des Harzes gelegen, gab es schon in besseren Jahren nur schmalen Ertrag, und jetzt, nach dem großen Kriege, war es eine rechte Not mit den Leuten, den Steuern, den Preisen, den verfallenen Gebäuden – sie kannte die Litanei aus den langen Gesprächen mit dem Inspektor, denen sie oft beiwohnte. „Du mußt abgehärtet werden, Erdmuhte", pflegte der Vater zu sagen. „Jetzt haben wir noch die Offizierspension. Aber wenn ihr mich Alten drüben in der Gruft in den ewigen Ruhestand versetzt habt, dann mußt du hier allein fertig werden!" Die Brüder lagen bei Smorgon und Verdun; nur eine schmale Holztafel in der Familiengruft bewahrte ihre Namen.

Der gute Alte! Sie hörte ihn jetzt anmarschieren, mit energischen, ein wenig kurzen Reiterschritten. Rasch bückte sie sich und hielt die Kerze an die Reisigwelle im Kamin. Der alte Herr, gedrungener Gestalt und frischen Gesichts, ein wohlerhaltener Sechziger, trat lächelnd heran und sah behaglich zu, wie das Flämmchen wuchs und von einem Zweiglein zum anderen übersprang. Bald knisterten und knackten die dicken Tannenzapfen. „Du hast meinen Wunsch erraten", sagte der Gutsherr anerkennend und legte Erdmuthe die Hand auf die Schulter. Er mußte sich ein wenig aufrichten dabei, die schmale Gestalt der Tochter überragte ihn fast um Kopflänge. „Lassen wir den feierlichen Kaffeetisch und nehmen die Tassen in die Hand!" Sie zogen sich Sessel heran, und der Hausherr legte sorgsam das lange Schüreisen zurecht. Bald war er eifrig dabei, das Feuer zu regieren, warf jetzt einen harzigen Kienapfel in die Glut, daß er mit leichtem Knall platzte, und richtete dann über der zusammensinkenden Reisigglut kunstvoll die Scheite. Da faßte sich Erdmuthe ein Herz. Sie habe ja geringe Hoffnung, begann sie zaghaft, daß sich verwirklichen lasse, was sie erbitte, aber vielleicht gäbe es doch einen Ausweg? Mit der Orgel in der Kirche ginge es wirklich nicht mehr. Eine Qual sei es und eine Plage, das Gedudele und das verstimmte Gequietsche jeden Sonn- und Festtag mit anzuhören.

Ob das außer Erdmuthe wohl jemandem auffiele, daß die Orgel recht heiser und erkältet sei, fragte der Gutsherr zurück und fuhr, als Erdmuthe schwieg, lächelnd fort, ja, der alte Kantor, das sei ein rechter Orgelkünstler gewesen, der habe genau gewußt, was der alten Krächzerin mit den geflickten Bälgen noch zugemutet werden könne, und habe begriffen, daß es nur alle zweihundert Jahre einem Kantor vergönnt sei, eine neue Orgel zu schlagen. Er habe sich die Tasten und Register ausgesucht, die noch etwas hergaben; der neue junge Herr reiche da nicht heran. Freilich, manchmal sei es zum Erbarmen, und manchmal zum Lachen.

Zum Lachen fände sie dabei nichts, erwiderte Erdmuthe verstimmt, und Herr Freygang sei allerdings ein guter Musiker.

Der Gutsherr eiferte: Was ein guter Musiker – die Gräfin Bottenhausen rede ja sogar von Herrn Freygang als von einem Künstler – was solch ein Mann, der sogar noch Doktor der Musik heiße, in ihrem Wald- und Holzdorfe solle? Wer es wohl für eine Staatsweisheit halten möge, einen so hochgelehrten Orgelschlager und Geigersmann als Vizekantor hier heraufzuschicken? So einer solle nach Leipzig an die Thomas-Schule oder in die Hauptstadt an das Graue Kloster.

Erdmuthe sagte leise, ob denn der Vater nicht wisse, daß für viele feldgraue Männer kein Platz war, als sie heimkamen, keine Stelle, kein Brot. Sie glaube auch, daß der Doktor Freygang bei den Thomanern besser aufgehoben sei. Er habe ihr einmal gesagt, es sei für die Heimkehrer kein Raum in der Herberge gewesen, und nun wäre er auf einmal Alleinherrscher in dem großen, leeren Pfarrhause. Überdies habe er nicht wehleidig geredet, sondern dankbar.

Der Gutsherr gab der Tochter die leere Tasse, packte das Schüreisen und stieß heftig zwischen die Holzscheite. So stand es schon, daß sie auf die Gefühle des Fiedelmanns lauschte, daß sie unterschied, ob er traurig oder dankbar daherredete! Er hatte Erdmuthe die musikalische Ausbildung gegönnt und auch den künstlerischen Kreis bei der Gräfin Bottenhausen. Da hielt sie wacker stand mit ihrem Klavierspiel zwischen den anderen Liebhabern. Mochte sie auch hier spielen und üben, soviel sie wollte, außer von zwei bis vier Uhr. Sie hatte die künstlerische Ader von ihrer Mutter, und ihm war das Brausen und Perlen des Flügels ein behaglicher Hintergrund in dem sonst so stillen Hause. Aber nun das gefährliche Interesse für den Fiedelmann! Er bezwang sich und sagte ruhig, er wolle für sein Dorf einen rechten Kantor haben, der die Kinder in Ordnung halte, für die Bauern ein Hypothekengesuch aufzusetzen und einen Tarif zu deuten wisse. Das sei die Hauptsache. Daneben gehöre für Herz und Gemüt ein ordentlicher Pastor her, kein Himmelstürmer, ein Imker etwa mit ein bißchen Latein und Griechisch oder ein Familienforscher. Ob das nun heute ein Lesegottesdienst gewesen sei? Ein Kantor hätte aus der Postille vorzulesen, zwanzig Minuten, und basta. Und der Herr Freygang hätte frei geredet!

Von Lützen und Gustav Adolf, zum jungen Volk, warum solle er das nicht? fragte Erdmuthe erstaunt.

Nein, erwiderte der alte Herr eigensinnig, der Vizekantor habe gesprochen wie ein Dichter; das gehöre anderswohin. In der Schule werde fast in jeder Stunde gesungen. Auch keine Sache! Er gönne ja der Witwe des alten Kantors mit ihrem Korb voll Töchtern von Herzen, daß sie im Lehrerhause weiterwohnen dürfe, aber ein so dichterisches Exemplar wie Freygang passe nicht in dieses weltferne Dorf. So lieblich es aussehe von der Höhe und vom Waldrande her, es sei ein hartes Leben hier und keine Stätte für –. Er hatte ein heftiges Wort unterdrückt, fühlte er doch den „blauen Blick" Erdmuthes. Er kannte ihn von der verstorbenen Gattin her als Zeichen, daß eine Grenze erreicht sei.

Wieder stieß er in die Flammen, wandte geschickt ein dickes Holzstück um und fuhr ablenkend fort, er sei zu alt für diese Zeit. Was das für eine Krankheit sei, die den alten Kantor niedergeworfen habe. Grippe? Das glaube er nicht. Eine Krankheit für Großstädter sei das und nicht für einen derben Waldläufer.

Er solle sich nicht versündigen, erwiderte die Tochter bedrückt. Jeder sterbe an dem Vorbestimmten, das hätten sie doch im engsten Kreise bitter genug erfahren. Da nickte der Gutsherr und sagte nach einer Weile des Gedenkens, sein großes Mädchen wisse ja, das Volk spreche oft von einem armen Patron. Nun, der Freiherr von Rieda sei solch ein armer Patron in Wahrheit und könne keine neue Orgel stiften. Erdmuthe ging, noch einen Korb mit Holz zu holen. Als sie wieder

kam und dem Vater den frischen Vorrat zurechtgerückt hatte, daß er zulangen und das Kaminfeuer nach seiner Lust versorgen könne, brummte der alte Herr, sie sehe doch, wie es bestellt sei. Da müsse nun das Fräulein laufen und selber das Holz schleppen. Früher sei da ein Klingelzug gewesen. Er sah die steile Falte des Mädchens und wußte, daß sie sich noch nicht geschlagen gab.

Ob sie mit ihrem Schmuck anfangen dürfe, was sie wolle, sagte die Tochter nach einer Weile, als das Feuer versorgt war.

Zum Händler solle der Schmuck, fragte der Vater befremdet, den er so gerne an ihrer Mutter Hals und Händen gesehen und bewundert habe? Erdmuthe biß sich auf die Lippen, sie war geschlagen. Es wurde eine schweigsame Herbstdämmerstunde, und der Gutsherr war besorgt. Wenn es an den Schmuckkasten ging, dann auch an das Herz der Frauen. Würde nur der junge Fiedelmann recht bald weggeholt und weit fort! Es wurde ihm alles klar. Mit seiner Frau war die Musikalität in die Familie gekommen. Erdmuthe war aufgeschlossen für Kunst und Menschen und leider einsam genug hier oben auf dem Waldgute. Listig überschlug er im stillen alle seine Verbindungen und Freundschaften. Jäger und Krieger kannte er viele, auch ein paar Juristen. Aber keinen einzigen Oberschulrat oder Musikgewaltigen. Auch Erdmuthe schwieg und kramte eigensinnig in Gedanken alle Schublädchen und Ringkästchen mit ihrem Mädchen- und Erbgut durch, bis sie auf den abgegriffenen Lederkasten stieß, in dem der Schwedenschmuck lag, von der Großmutter ererbt. Drüben an der dunklen Wand hing ein Bild, das die alte Frau gemalt hatte. Sie sollte einen unbändigen Stolz gehabt haben. Man rühmte Erdmuthe nach, das korngelbe Haar, die Augen und die hellen, geschwungenen Brauen von der Ahne geerbt zu haben, der Marschallstochter. Den Schmuck hatte das Mädchen erst nach dem Kriege auf seltsamen Umwegen über die schwedische Gesandtschaft nach später Testamentsvollstreckung erhalten. Die Mutter hatte ihn nie getragen. So fragte sie nun, ob wohl der Schwedenschmuck, den sie neulich empfangen und der seit Großmutters Tode unberührt geblieben sei, wohl eine Orgel aufwiege. Der Gutsherr lehnte das Schüreisen gegen die Steinwand des Kamins und sah die Tochter an. Er beherrschte sich und stellte sich eine gerechte Frage: Was war er selber gewesen, als er so alt war wie das Mädchen? Fähnrich bei den Halberstädtern. Und wie hatte es damals um seinen Respekt vor alten Dingen gestanden? Er gewann seinen guten Humor zurück und überlegte lange. Der schwedische Schmuck durfte nicht aus dem Haus. Aber warum sollte nicht aus dem hohen Norden eine neue Orgel kommen? Jeden Posttag studierte er die geheimnisvolle Liste in der Zeitung, die auswies, was für ein unbegreiflicher, fast täglich sich mehrender Schatz in lumpigen Dollarnoten wie auch in schwedischen Kronen steckte. Die Großmutter stammte aus hochmögendem Hause, das mehr besaß als ein gutes Wappen.

Erdmuthe sah, daß der Vater einen Plan schmiedete, und rührte sich nicht. Ob sie wirklich glaube, fragte der Gutsherr später, daß Freygang ein so großer Held auf seiner Fiedel sei, wie die Gräfin Bottenhausen, die er bekanntlich außerhalb der Musikzimmer für ebenso gescheit wie verehrungswürdig halte, bei jedem musikalischen Tee behaupte? Erdmuthe bejahte das leidenschaftlich. Sie brummte, und

es stand ihr allerliebst, stellte der Vater fest. Sein Plan war fertig, und er zögerte nicht, wenigstens eine Seite davon zu entwickeln. Da er, der Gutsherr, ein armer Patron geworden sei, warum solle der so berühmte oder Berühmtheit verdienende Fiedelmann nicht eine Kunstreise nach Schweden machen und sich ein paar hundert Kronen zusammengeigen? Diese Wunderkronen, aus denen man schon eine Orgel hervorzaubern könne. Zumal der gute Mann so dichterisch reden könne und aus der Lützener Pflege stamme. Wittenberg und Eisleben, Lützen und Breitenfeld, das sei etwas für eine Schwedenfahrt! Kurzum, Erdmuthe solle den Doktor fragen und an die schwedischen Vettern schreiben. Das Mädchen war heimlich schon begeistert von dem Plan, machte aber ein verschlossenes Gesicht, als sie dem Vater die Zigarren holte und Feuer bot. Warum er das alles so spöttisch sage, fragte sie und sah ihn über den flammenden Fidibus hinweg fest an. Und für jetzt möchte er sie entschuldigen, sie müsse in den Ställen nach dem Rechten sehen. Der alte Herr nickte. Er lauschte ihren Schritten und hörte, wie das Mädchen draußen die Schuhe wechselte. Dann fiel die große Außentür ins Schloß, etwas hart.

*

Während des Morgenrittes hatte Erdmuthe den Schwedenplan noch einmal reiflich durchdacht. Der behäbige Braune, den sie reiten durfte, wenn der Gutsherr ihn nicht brauchte, war recht zufrieden, daß heute kein Galopp von ihm verlangt wurde. Es ging in leichtem Trabe über die schöne Grasnarbe langer Waldwege hin, bis das Mädchen um die elfte Stunde oberhalb des Dorfes aus dem Walde heraus auf den schmalen Pfad lenkte, der zum Pfarrgarten führte. Der Pfarrhof lag abseits vom Orte in einem großen Garten, der mit weiser Abstufung von Zier-, Gemüse- und Obstgelände weit den Berg hinaufreichte. An dem verfallenen Hinterpförtchen hielt sie an, hob mit dem Reitstock den einfachen Riegel hoch und schloß ihn dann lächelnd wieder von innen; der Garten war kaum verwahrt, und die Obsternte war eingebracht, aber gewiß nicht von Herrn Freygang, dem die Gemeinde das leere Anwesen überlassen hatte. Die Reiterin überschaute prüfend den Hof; noch immer war der Holzstall leer und für den Winter nicht vorgesorgt. Sie spähte die Reihe der geschlossenen, blinden Fenster entlang; der Einsiedler schien im Studierzimmer zu sitzen. So lenkte sie, das Pferd auf dem Rasen haltend, um das alte, verwitterte Haus herum. Am offenen Fenster des Arbeitszimmers saß in der Herbstsonne der Vizekanzler, wie der Gutsherr so grimmig den Aushilfslehrer Hans Freygang nannte, und las weltvergessen. Erdmuthe fielen wieder die langen, kräftigen Geigerhände des Mannes auf. Die Linke hielt das dichte Haar über der wulstigen Musikerstirn zurück, die Rechte ruhte, den Bleistift haltend, auf einem halbbeschriebenen Notenblatt. Freygang bewegte wie ein Kind die Lippen beim Lesen und erschrak, als plötzlich ein großer Pferdekopf im Fensterrahmen erschien. Auf dem Arbeitstisch lag zwischen Notenblättern und Büchern eine rotbraune Geige, die der Musiker eilig in Sicherheit brachte. Dann schlug er das Buch zu und nahm zögernd die Hand, die ihm die Reiterin vom Pferd herab reichte. „Erschrocken?" fragte sie heiter. „Die Kartoffelferien scheinen Ihnen behaglich zu sein? Und welche philosophischen Studien

habe ich unterbrochen?" Die Antwort fiel etwas verwirrt aus. „Keine Furcht", rief Erdmuthe, „Pferde fressen keine Geigen. Ach, Herr Doktor, ich bin heute auf Orakel eingestellt. Geben Sie mir einmal Ihr Buch, es sieht so geistlich aus." Sie gab ihm den Reitstock, nahm den Band und las: „Die Geige und ihre Meister."

„Sehen Sie", rief sie lebhaft, „meine Ahnung! Geigenmeister, das trifft sich gut! Heraus, Hieronymus, aus dem Gehäuse! Ich muß Ihnen etwas erzählen!" Ja, wenn das so einfach wäre, dachte der Vizekantor und verwünschte das stattliche Loch am rechten Ärmel des alten, grauen Soldatenrockes, den er trug. Daß seine Füße barfuß in Pantoffeln steckten, brauchte das Fräulein vom Schloß auch nicht zu sehen. So trat er noch dichter an die Fensterbank heran und fragte, unter Erdmuthes prüfendem Blick schmählich errötend, recht ungeschickt: „Und die Orgel?" — „Das sollen Sie ja hören, Sie musikalisches Wunderkind, kommen Sie doch endlich heraus!" rief das Fräulein. Zum Glück drehte sich jetzt der Braune unvermutet nach dem Gebüsch um; er hatte Lust, ein wenig zu rupfen. Eilig ließ der verlegene Vizekantor die Pantoffel fahren und rannte davon. Es dauerte eine Weile, bis er, in Stiefeln und Joppe, im Garten auftauchte. Erdmuthe war abgestiegen. Der Braune graste behaglich. Noch immer verwirrt, trat Freygang vor das Fräulein und verneigte sich. „Nicht so feierlich!" wehrte das Mädchen ab, etwas unwillig über sein linkisches Gebaren. Sie wußte, er würde in dem größten Saal vor tausend Menschen ruhig und sicher stehen und spielen, aber wenn er in das Schloß kam oder ihr und dem Vater sonst begegnete, trat er immer an wie zur Quadrille. Das mußte sie ihm bald abgewöhnen. Sie begann, das Rasenrund zu umschreiten, und nun, im Gehen, fand der Vizekantor leichter die Worte. Er sprach davon, wie unerträglich ihm gestern das Orgelspiel wieder gewesen sei; es müsse etwas für das Instrument geschehen. Erdmuthe erklärte trocken, sie habe schon verhandelt, aber der Patron sei arm und gebe nichts. Sie winkte kurz ab, als Freygang zu einer beweglichen Rede ansetzte und entwickelte ihm den neuen Plan. Daß sie den Schwedenschmuck hatte hergeben wollen, verriet sie nicht, aber sie begann folgerecht mit der Großmutter Aurora Strömfeld und endete mit der Hoffnung, daß sich die neuen Orgelpfeifen auf einer musikalischen Reise durch Schweden wohl würden zusammengeigen lassen. Sogar der Erzbischof sei mit den Strömfelds verwandt.

Daher ist sie so hell, so fremd und doch vertraut, dachte Hans Freygang, während sie noch vieles sagte von Devisen und Reisewegen. Doch der Vizekantor sann nur darüber nach, daß Erdmuthe eine Gesandtin aus dem hohen Norden sei und genoß wieder den Hauch ihrer Frische. Es freute ihn, daß sie so weit her war; er träumte sich über die Waldberge, die Ebene und über das baltische Meer hinweg. Wie gern wollte er diesen Weg ziehen! „Begreifen Sie, Geigersmann?" fragte Erdmuthe am Schluß ihrer Erzählung. Er nickte eifrig, und sie zog einen dicken, mit vielen Marken beklebten Brief aus der Reitjacke. „Da steht alles drin. Soll ich ihn absenden? Über das Meer? Zur schwedischen Vetternschaft? Vorerst sagen Sie noch einmal die Liste der Stücke, die Sie am besten spielen. Ich kenne sie ja so ziemlich, möchte aber wissen, ob ich auch nichts vergessen habe." Nach dem begeistert vorgetragenen Bericht war sie zufrieden. Ob sie nun eine

Zusage aus Schweden bekommen würde oder nicht, sie hatte die Lust, die alle gescheiten und willensstarken Frauen haben, ein wenig Vorsehung zu spielen, band den Braunen los, saß auf und rief vom Gaul herab: „Ich reite zur Post! Morgen schon schwimmt der Brief über die Ostsee!" Ein Wink noch, und Roß und Reiterin waren verschwunden.

Hans Freygang sah ihr erstaunt nach. War es schon gewiß? Er sollte nach dem Norden wallfahren und die neue Orgel zusammenspielen, damit endlich dort drüben in der alten Kirche das heisere Gebrumm und mißliche Gequietsche aufhöre, das die alte Orgel allsonntäglich für Musik ausgab. Die gute, keifende Alte! Ihr Material war gar nicht übel, aber da stand sie nun länger als hundert Jahre in dem zugigen, breiten Wehrturm der Kirche, verzogen, verquollen, erkältet, den Staub vieler Menschenalter im Hals.

Der Brief Erdmuthes lag längst in der dicken Tasche des Landbriefträgers, als Hans Freygang noch immer stand und sich wunderte. Aus der schwedischen Linie stammte der Kern ihres Lebens, nicht von dem gedrungenen, etwas derben Reiter und Freiherrn von Rieda, aus Schweden stammte das Helle, das Glasklare und Kühle an ihr. Wie gern wollte er nach dem Norden, wenn sie es wünschte. Unbehagliche Sorgen tauchten auf: Geld zur Fahrt bis Trelleborg, Urlaub, Vertretung — doch er schob das alles mit dem Geigenbogen beiseite, saß bis in den späten Nachmittag hinein, der Sonne folgend, in den Fensterbänken des weitläufigen Pfarrhauses und geigte. Was er sich sonst zu verbieten pflegte, dem gab er sich heute mit Leidenschaft hin: er phantasierte, warf Melodien verschwenderisch in den Herbsttag hinaus, geigte die Bäume und Sträucher an und verspielte den schönen stillen Ferientag, er wußte selbst nicht, warum und wie.

*

Erdmuthe ahnte nicht, daß sie genau so spöttisch zu sprechen pflegte wie der Vater, sie konnte aber diesen Ton jetzt kaum ertragen, wenn von der Schwedenreise die Rede war. Eines Abends, als der Gutsherr behaglich bei einer Flasche Burgunder saß, ließ er die Spottdrosseln wieder pfeifen. Das ganze Dorf wisse schon, daß in den Vizekantor ein neumodischer Raptus gefahren sei. Er stehe in der Kirche stundenlang auf der Orgelempore und geige, was die Saiten nur aushielten. Es klinge ja ganz feierlich, aber werktags in der Kirche? Das sei nicht landesüblich. Der Inspektor, der alte Fuchs, habe es dem jungen Mann schon beizubringen versucht, aber es habe nichts geholfen; soviel Geigenspiel hatte die alte Kirche in tausend Jahren nicht gehört wie jetzt in den Kartoffelferien.

„Es gefällt mir ja ganz gut", fügte der Gutsherr hinzu, als er die verschlossene Miene seiner Tochter sah. „Von nichts kommt nichts. Es wird soviel Rühmens von der Geige gemacht. Hat der Vizekantor wirklich eine alte italienische aus Cremona?" Er gewahrte den flüchtigen Schimmer wohl, der bei dieser Frage über Erdmuthes Züge glitt. Sie kannte die Geschichte der Geige. „Nein, alt ist sie nicht", sagte sie lächelnd, „aber trotzdem sehr gut und aus deutschem Holz gemacht." Dann lenkte sie von der Schwedenreise fort und fragte, ob es wahr sei, daß Einquartierung käme? Sie habe es von der Muhme Hohnstein

gehört. Schließlich müsse ja dies und das vorbereitet werden. Der Gutsherr zog die Stirne kraus. Auf der Posthilfsstelle hatte man wieder geschwatzt. Er berichtete in seiner unwirschen kurzen Art: „Ja, ein ganzer Stab kommt hierher, weiß der Himmel, und die neue Kriegsführung, warum in diesen Winkel der Welt! Das Haus wird voll! Die Herren verpflegen sich selbst, in Anbetracht der seltsamen Zeiten. Abwechslung für einen alten Soldaten und auch für dich! Wird dann der Spuk in der Kirche aufhören? Wann reist dein Schutzbefohlener eigentlich?"

„Ist das Spuk", fragte Erdmuthe hochmütig, „wenn sich ein ordentlicher und fleißiger Mensch für eine große Aufgabe gründlich vorbereitet? Ich kann nichts dafür, wenn ein Inspektor nicht begreift, daß man zum Üben einen Raum mit besonderer Akustik braucht. Darf ich daran erinnern, daß am nächsten Sonntag die Musikfreunde herüberkommen? Rieda ist an der Reihe."

Der Alte nickte begütigend und hob das Rotweinglas prüfend gegen das Lampenlicht. Es gleißte und funkelte im Glase wie Rubin. Ganz zart erschien das eingeschliffene Wappen der schwedischen Großmutter. Einen Pfeilschützen hatte die Dame im Wappen geführt. Er hatte es bisher kaum beachtet. Nun, die Erdmuthe hatte etwas Scharfes, Zielsicheres. Mochten sie nur den Geigenmann gleich dort oben behalten. Der Gutsherr hatte Sorge. Erdmuthe brauchte einen Mann und keinen Träumer, und das Gut brauchte einen Herrn. Aber der alte Mann wußte auch, daß es selten im Leben nach Wunsch geht. Er lauschte auf das gemütliche Rucken der alten Standuhr im Winkel. Dann fragte er, ob sich Erdmuthe wohl denken könne, was er jetzt für vierundzwanzig Stunden sein möchte. Zögernd kam die Antwort: „Rennstallbesitzer?" — „Nein", sagte der alte Herr listig, „Oberschulrat möchte ich sein." Erdmuthe schüttelte den Kopf. Dann griff sie unversehens über den Tisch nach dem Rotweinglas und nahm einen langsamen, tiefen Schluck. „Welchen Trinkspruch hast du jetzt geflüstert, oder welches Stoßgebet?" fragte der alte Herr. Die Tochter lachte hellauf. „Dergleichen hast du mir nicht viel beigebracht. Hals- und Beinbruch habe ich gewünscht!" Der alte Jäger brummte: „Das ist so übel nicht. Ein solcher Herzenswunsch ist immer richtig!"

*

Die Zusage der schwedischen Vettern war schneller gekommen und freundlicher ausgefallen, als anzunehmen war, und stimmte die kleine Musikgesellschaft im Riedaer Herrenhaus erwartungsvoll und festlich. Die Gräfin Bottenhausen hatte gebeten, daß in der Diele musiziert würde. Es sei das der größte und holzreichste Raum mit der besten Akustik. Sie hieß die gastfreieste Dame im Lande und hatte alle Gäste, die gerade unter ihrem Dache Zuflucht gefunden hatten, in den verwitterten Kutschen ihres Gutes mit herüberfahren lassen, baltische Damen, einen alten Professor und Schriftgelehrten, zwei Maler. Sie alle wußten schon von dem Vorhaben und sprachen nur von der romantischen Reise in das Nordland. Erdmuthe hörte das Wort nicht gern. Sie vertrug keinen Spott auf diesem Spielfelde, mied jedes Gespräch mit Hans Freygang und mühte sich um die Gäste, mit besonderer Innigkeit die alte Freundin umsorgend, die am Kamin saß. Wie

überall, wo der weiße Gebieterinkopf der Gräfin erschien, führte sie sogleich die Herrschaft. Noch im hohen Alter von zierlicher Gestalt, war sie stets mit altmodischer Eleganz gekleidet und wußte einen kleinen Kreis am Teetisch ebenso sicher wie eine große Gesellschaft zu beherrschen. Der Hausherr hatte sich neben ihr verschanzt, versorgte als Feuernarr wieder den Kamin und war froh, daß über den Gesprächen, Vorschlägen und Neuentdeckungen schwedischer Beziehungen aus Stammbäumen und Künstlerfreundschaften wenig musiziert wurde. Nur hin und wieder schlug die Gräfin Bottenhausen mit einem alten Degen, den sie sich hatte von der Wand herabreichen lassen und dessen schönen Griff sie liebte, klirrend an das Schüreisen des Freiherrn, gebot Ruhe und ließ etwas spielen. Hans Freygang probte die Stücke aus, die er auf der Nordreise spielen wollte. Es war dem Gutsherrn nicht entgangen, daß der Vizekantor, wenn er endete, den Bogen vor Erdmuthe senkte und daß die beiden sich ansahen. Die ehrfürchtige Stille, die nach dem Air von Bach eintrat, wurde dem alten Herrn unbehaglich, und so brach er sie mit der kurzen Frage nach Alter und Ursprung des Instrumentes, das alle so zu bezaubern schien. Er habe gehört, es sei gar nicht alt? Wieder fing er den Blick stummen Einverständnisses zwischen Erdmuthe und dem Geiger auf. Die Gräfin Bottenhausen fühlte sein Unbehagen und begann von Cremona zu erzählen, wo sie als junge Frau gewesen sei, um die alten Werkstätten zu sehen. Sie spüre heute noch den Duft von altem Holz und frischem Lack in den kühlen Werkstätten der Violinenbauer. „Und Geigen aus deutschem Holz gibt es auch?" fragte der Freiherr eigensinnig dazwischen. Der junge Mann sollte ihm Antwort stehen, sollte sprechen und erzählen von seinen verschrobenen Dingen, anstatt zu spielen und mit dem Fiedelbogen das Mädchen zu behexen. Hans Freygang spürte ungewiß, daß er etwas zu verteidigen habe, und sagte, die Geschichte der Geige sei sonderbar genug. Die Gräfin Bottenhausen ermutigte ihn, zu erzählen, und auch Erdmuthe, die zuweilen mit der Teekanne umherging, ermunterte ihn, er solle nur die hübsche Geschichte seiner Geige zum besten geben. Sie haßte es, wenn er, vor Bescheidenheit stumm, zwischen den andern saß. Noch einmal klang die tiefe, belegte Stimme des Schloßherrn dazwischen: „Sagen Sie, aus welchem Holz macht man Geigen? Welcher Baum ist eigentlich so musikalisch?"

„Es sind zwei Bäume, und sie stehen selten genug beieinander", sagte Freygang und nahm seine Geige vom Tische auf. „Ahorn und Fichte geben ihr bestes Holz für diesen leichten, zierlichen Leib, den Träger und Sender der Geigentöne. Schauen Sie!" Er drehte das Instrument um. „Diese köstliche Zeichnung! Das ist Ahornholz, hart und fest. Auch die Zargen hier, die Seitenwände, sind daraus gemacht und hier –" er wandte dem Gutsherrn die schöngeschwungene Oberseite der Geige hin – „hier erkennen Sie schlichtes Fichtenholz. Beide Hölzer müssen ganz trocken sein, uralt abgelagert. Das ist das Geheimnis der Bäume, diese Verbindung von Ahorn und Fichte, und dazu kommt das Geheimnis des Lacks und viele andere Mysterien des Baues – aber wir sind hier nicht in einer Musikschule, verzeihen Sie!"

Der Gutsherr brummte zu diesen Worten vernehmlich Beifall. Schon unbefangener fuhr der Geiger fort: „Ich soll Ihnen erzählen, wie ich zu dieser

Geige kam. Sie ist jung, für eine gute Geige sehr jung, aber alles um ihre Geschichte ist alt, uralt gewesen. Der Mann, der sie baute, war alt, und das Lackgeheimnis besaß seine Familie schon aus der Zeit vor Johann Sebastian! Das Holz aber, aus dem die Geige gefügt ist, steckte schon im Freygangschen Gehöft, als Friedrich der Große den Krieg mit Maria Theresia und den Sachsen anfing." Vom Kamin her tönte ein unwilliges Brummen. „Anfangen mußte", verbesserte sich Freygang höflich. „Verzeihen Sie, Herr Baron, ich bin Sachse. Und die Baumstämme haben damals wirklich schon in unserer Scheune gesteckt. Es stand auf einem Brett zu lesen, die Zimmerleute hatten sich darauf verewigt, die das Scheunendach gerichtet hatten. Es war eine Lehmscheune; um etwa 1900 mußte sie neu gedeckt werden. Dabei fanden wir das bemalte Brett mit der Jahreszahl 1735. Auch lasen wir, daß alle Balken gut abgelagert waren und im Gemeindeholz gewachsen. Es war in den Herbstferien, als dies entdeckt wurde; als kleiner Domschüler war ich Feriengast auf dem Hof. Mein Onkel, der Bauer, war auch Windmüller und damit ein halber Zimmermann. Ich weiß noch, wie er mit mir nach Feierabend noch einmal in das Scheunengebälk kletterte, mit dem Taschenmesser von jedem Balken ein paar Späne abzog und prüfte. Nach dem Abendessen sagte er zu mir: ‚Du bist fix mit der Feder, wenn du auch sonst mit dem Rücken umreißt, was du mit den Händen gemacht hast. Schreib deinem Vater sofort eine Karte, ich hätte das Holz gefunden, das er so lange sucht. Er soll herkommen.' Die Karte wurde noch zur nächsten Station gebracht, und wie staunte ich, als der Vater schon am nächsten Abend – wir kamen von der Mühle – auf den Holzstämmen im Hofe saß. Der Onkel setzte sich dazu, und die beiden berieten lange. Ich mußte zum Kantor laufen und um den Atlas bitten. Spät gingen wir schlafen, und als ich lag, sagte der Vater in die Dunkelheit hinein: ‚Die Ernte ist herein, ich kriege die Pferde und fahre morgen früh nach Markneukirchen mit dem großen Fichtenbalken aus der Scheune und dem Ahornstamm, der so lange in der Panse lag. Der Baum hat hier im Hofe gestanden. Willst du mitfahren? Die Ferien gehen darüber hin!' – ‚Zum Geigenbauer?' fragte ich beglückt. ‚Ja, wir bringen ihm das reine Gold', sagte der Vater. Ich lag noch lange wach und freute mich auf die Fahrt. Der Vater konnte gut mit Pferden umgehen, das wußte ich. Er war der Jüngste aus dem Freygangschen Hof, und Lehrer, später Organist geworden am Dom meiner Heimatstadt. Er gab mir die Achtelgeige in die Hand, als ich fünf Jahre alt war. Ich kenne niemanden, der mehr Geduld hatte, ein Kind zu lehren."

Vom Kamin her hörte man es knistern und knacken. Der Hausherr stieß die glühenden Scheite auseinander und legte frische auf. Die Wallfahrt mit dem trockenen Holz erschien ihm lächerlich. Warum hatten sie nicht die Eisenbahn benutzt? Freilich, die Ernte war herein gewesen, Hafer lag genug auf dem Speicher, und der Mann am Schalter verlangte bares Geld. Da war es schon besser gewesen, die Pferde zu nehmen, aber er wünschte den Erzähler schon jetzt nach Upsala.

Hans Freygang hatte den Bogen aufgenommen und strich mit dem Finger über die weißen Roßhaare. „Ach, die Oktoberfahrt, das bunte Saaletal hinauf und dann dem Erzgebirge entgegen! Das Glück meines Vaters, zwei Pferde vor

sich und den Jungen neben sich zu haben und kostbare Last auf dem langen Leiterwagen. Der Vater sprach nicht viel, er gab gut acht auf die Gäule, die er abends selber besorgte, und auf die Straße. Ab und zu, bei der Rast, wenn die abgeschirrten Pferde am Wegrain Gras zupften, erzählte er mir etwas von wunderbaren Schicksalen, die Geigen und Cellis gehabt hatten, von den vier Zauberinstrumenten, die ein Fürst dem Meister Beethoven schenkte und die noch im Bonner Geburtshaus hängen, und daß natürlich auch die beste Geige totes Holz bleibe, wenn sie ein herzloser Geselle, gar ein Virtuose, spiele. Er brachte mir bei, daß Virtuosen nichts anderes seien als Akrobaten und zwar eine ehrenwerte Geschicklichkeit aufwiesen, aber gar nicht spielen könnten. Das alles hörte ich an den sonnigen Spätherbsttagen auf der Fahrt durch das schöne, friedliche Land, und wenn ich mich nach den staubgrauen, ungefügen Stämmen auf unserem Wagen umblickte, dann kam es mir wie ein Märchen vor, daß darin hundert und mehr zierliche Geigen, Bratschen und Cellis steckten, eine hinter der anderen, schön geschwungen und fein gewölbt. Ja, es war ein Wunder, daß in den vielen Jahresringen der Stämme unendliche Lieder und Weisen, helle und dunkle Töne, zarte und machtvolle, eingewachsen waren, die nun gelöst werden und in die Weite schweben, klingen und in Menschenherzen einziehen sollten. Nach einigen Tagen hielten wir zur Mittagsstunde im Hof unseres Markneukirchener Freundes. Ich stand bei den Pferden, während der alte, von der Arbeit schon gebeugte Geigenbauer mit dem Vater auf den Wagen kletterte und die Stämme untersuchte. Er mußte wohl zufrieden sein, denn er sagte schließlich: ‚Lieber Freygang, Sie kommen zur rechten Zeit.‘ Ich sehe noch die knochige und knotige Hand, mit welcher er über den unansehnlichen Fichtenstamm strich: ‚Da steckt die letzte Reihe Geigen drin‘, sagte er leise, ‚die ich noch bauen kann. Es kommt so viel auf den edlen Stoff an und daß er geruht hat, ganz lange. Denn Musik ist eine heilige Unruhe. Sie verschönt den Stoff, und dann verzehrt sie ihn.‘ Ich habe das damals nicht verstanden, aber doch jedes Wort behalten. Mein Vater zog das Brett der Zimmerleute von 1735 hervor und wies es dem Alten. Er nahm es andächtig wie eine Partitur und blickte lange auf die ungelenken Buchstaben. Wir schirrten die Pferde ab und brachten sie in einen Ausspanngasthof. Am Nachmittag blieb ich bei den Gesellen in der Werkstatt und sah zu, wie sie mit vielfältigem Handwerkszeug umgingen, und für jedes Stück wußten sie einen wunderlichen Namen. Nach dem Abendessen mußte ich dem alten Herrn etwas vorspielen. Natürlich das Largo und dann einen Choral. Es war meine Zeit der Dreiviertelgeige. Der Geigenbauer schien zufrieden, holte noch ein Weinglas herbei und schenkte auch mir einen Fingerhut voll ein von dem süßen Johannisbeerwein. Wir stießen an, und der alte Künstler nannte den Preis für die Balken: ‚Ich mache Euch eine schöne, nein, eine edle Geige aus Eurem Holz. Laßt dem Alten Zeit und mahnt ihn nicht. Ich muß sehen, fühlen, hören, welche die beste wird. Das dauert seine Zeit. Prosit, gute Leute! Auf die Wundergeige aus der Freygangschen Scheune!‘ Ich weiß noch, wie die Männer lächelten, austranken und über den Kristallrand der Gläser zu lauschen

schienen auf den Klang, der einmal in die Welt dringen sollte und noch schlummerte zwischen den Fasern der mächtigen Holzstämme.

Ich entsinne mich auch noch, wie das Gespräch ernst wurde. Ich verstand es nicht mehr, doch weiß ich die Worte noch. Vom Entsagen und im Schatten bleiben sprach der Geigenbauer, der ja nie berühmt geworden ist und seinen Namen nicht groß gesehen hat. Und doch gibt es einige wunderbare Geigen von seiner Hand. Nur muß man sie am Klang erkennen. Sie sind nicht durch einen edlen Namen geschmückt.

Der Vater ist tot, die Hände des Geigenbauers zittern, seine Augen sind blind geworden, aber hier ist sein bestes Werk, die Geige, die er damals versprach."

Hans Freygang nahm sie an das Kinn und ließ ihre Saiten klingen in allen Lagen; sie war stark und weich in der Tiefe; die letzten Höhen, die sich auf dem Griffbrett erreichen ließen, klangen noch hell und frei; fröhlich über sein edles Instrument ging der Spieler in das stolzschwebende Lied über, mit dem wir seit Urväterzeit Gott loben. Lächelnd ließ er die Geige sinken. Erdmuthe hatte ihn noch nie so frei und stolz gesehen, aber sie verbarg vor dem prüfenden Blick des Vaters ihre Mitfreude.

Die Gräfin Bottenhausen sagte mit ihrer milden, tragenden Stimme, nach dieser Erzählung freue sie sich der tüchtigen Gesandtschaft nach Schweden noch mehr. Es sei ja freilich ein kleiner Beutezug, aber einer voll Ehre. Schon oft seien wir Deutschen ehrenvoll ausgeblutet und arm gewesen, wie heute wieder.

Der Gutsherr und Erdmuthe hatten schon während der Erzählung einige Bewegung im Hof und im Hause wahrgenommen. Jetzt erschien die Muhme Hohnstein, die Getreue, in der Tür und winkte ihrem Fräulein. Erdmuthe folgte ihr, kehrte aber sogleich zurück und sprach mit dem Vater, der sich freudig erhob und hinausging. Das Fräulein verkündete, der Vorbote der Einquartierung sei schon eingetroffen, ein Hauptmann. Die gute Hohnstein habe ihn versorgt, ohne zu stören, der Vater werde ihn wohl gleich hereinbitten. Es kam kein rechtes Gespräch mehr auf, man sah gespannt nach der Tür, durch die endlich ein hochgewachsener Offizier mit dem Gutsherrn eintrat. Er hat die Moltkesche Haltung, erinnerte sich die Gräfin Bottenhausen erstaunt und überflog mit geübtem Blick die Bänderreihe auf der linken Brustseite des Generalstäblers. Ein Held, dachte sie, aber auch ein wenig Gelehrter. Auch der große Wappenring entging ihrem Späherauge nicht. Wie mag er den Geiger begrüßen? durchfuhr es Erdmuthe, als sie den hageren, in jeder Faser beherrschten Offizier vor den Musiker treten sah; sie bemerkte, daß Freygang stutzte und beide ein wenig zögerten, ehe sie sich höflich die Hände reichten.

Der Herr Hauptmann habe nach so langem Ritt durch den Herbstnebel einen Kaminplatz verdient, befahl die Gräfin; sie spürte, daß der unsichtbare Ring gebrochen war, der alle eben noch einte, und nahm den „Moltke" in ein liebenswürdiges Verhör. Ihr Patenkind werde Pflichten haben um diese Stunde, mahnte sie dann lächelnd die verträumt dasitzende Erdmuthe und reichte ihr die Hand zum Kuß. (Fortsetzung folgt)

RUDOLF PECHEL

Von der Weisheit des Soldaten

„Viel leisten, wenig hervortreten; mehr sein als scheinen!"
v. Clausewitz.

Das Soldatische sollte sich wie das Moralische immer von selbst verstehen. Wenn man beginnt, zu viel davon zu reden, ist entweder irgend etwas nicht in Ordnung oder es bleibt auf jeden Fall die Gefahr des Zerredens gegeben. Denn auch in Zeiten, in denen die Worte billig wie Brombeeren geworden und oft nur noch Luftschwingungen ohne tiefere Bedeutung, freilich aber nicht ohne ungewollte Ironie sind, bleiben die geheimnisvollen, magischen Gesetze wirksam, nach denen Worte absolut werden, ein Eigenleben erhalten und den Sinn, den sie aussagen sollten, verkehren oder entkernen. „Es wird heute in Deutschland viel von Soldatentum und soldatischem Leben gesprochen und geschrieben – nicht ganz soviel wie von Heldentum und heldischem Leben, aber immerhin genug, um dort wie hier den Verdacht bloßen Wortrausches nahezulegen." Mit diesen Worten beginnt ein just zur rechten Stunde erschienenes Buch: „Die Weisheit des Soldaten" von Dr. Bruno H. Jahn (Berlin, Keil-Verlag. RM. 2.–). Denn hier wird von dem Standpunkt ausgegangen, daß zum Soldatentum vor allem nüchterne Klarheit gehört und daß jede Selbsttäuschung sich früher oder später rächen muß. Kugeln und Granaten lassen sich nun einmal nicht aus ihrer Bahn schwatzen. Sauberes Denken und unerbittliche intellektuelle Redlichkeit, Klarsichtigkeit und Eindringlichkeit sind die Voraussetzungen auch des militärischen Erfolges. Bequeme Täuschung und selbstgefällige Oberflächlichkeit werden zu Verbrechen.

Den Wert dieses Buches bestätigt das Vorwort des Generalobersten v. Fritsch, der es gerade dem Offiziersnachwuchs und den jungen Offizieren ohne Kriegserfahrung empfiehlt.

Durch seine inhaltliche Substanz und die vorbildlich klare Gedankenführung rechtfertigt sich der anspruchsvolle Titel. Denn hier wird von einem, der dabei war, das lebendige Vermächtnis des Frontsoldaten an den Soldaten von heute und morgen weitergegeben, gegründet neben dem persönlichen Erlebnis auf die Erkenntnis der Grundlagen des Soldatischen an sich.

Sicherlich ist das Männliche schlechthin die Grundlage jeden Soldatentums, in dem es in seinen besten Eigenschaften gesteigert und zu gleicher Zeit in zuchtvolle Form gebracht wird. Die wechselvolle und traurige Geschichte des deutschen Volkes hat es nicht erlaubt, dem deutschen Menschen eine Form zu geben, wie „der Engländer", „der Franzose" und Angehörige anderer Völker sie verbindlich für ihr Gesamtvolk darstellen. Das war früher so und wird auch naturgemäß in einer Zeit stärkster Wandlung nicht von heute auf morgen anders. Vielleicht hat im preußischen Beamten, gewiß aber im preußischen Offizier eine Höchstsumme von deutschen Eigenschaften geprägte Form erhalten. Wer stets den Standpunkt vertreten hat,

daß das Soldatische nicht als etwas für sich allein Lebendes anzusehen ist, sondern als ein integrierender Teil des ganzen deutschen geistigen und kulturellen Lebens, wird vor den Bedenken nicht zurückscheuen, grade den Soldaten als den ausgeprägtesten Typ deutschen Wesens hinzustellen, wenn auch in früheren Zeiten eine solche Herausstellung dem Welturteil über die Deutschen abträglich gewesen sein mag. Es ist wahrlich kein Zufall, daß in der ganzen Welt das Interesse und das Fragen nach dem Wesen des deutschen Soldaten von heute stark zugenommen haben und daß sich hier sogar eine Möglichkeit internationaler Verständigung zeigt. Bei der mehr als babylonischen Sprachverwirrung in der politischen Begriffsbildung bildet sich hier fast so etwas wie eine Internationale der Soldaten. Es sei in diesem Zusammenhang auf das starke und wesenhafte Buch des Franzosen René Quinton: „Die Stimme des Krieges" (Berlin—Zürich, Der Graue Verlag) verwiesen, in der deutschen Übertragung von Fred Schmid. Dieser französische Soldat und Nationalist schrieb seine Gedanken vom Kriege und vom Soldaten in einer klaren Härte ohne Pathos und in einer neuen Geistigkeit, die von seinen Landsleuten deshalb stark beachtet wurde, weil sie eine Brücke über den Rhein bilden kann. So kann der Soldat als deutsche Lebensform bewußt herausgestellt werden. Denn alle anderen Spielarten des „deutschen Menschen" haben sich nicht als krisenfest erwiesen. Darum ist der Versuch, Eindeutiges über das Wesen der deutschen Soldaten auszusagen, nicht nur begrüßenswert, sondern notwendig.

Die geschichtlichen Wurzeln des heutigen Soldatentums liegen im Ritter- und Landsknechtstum. Gab jenes den Begriff des Eintretens für eine Sache oder eine Idee und die Grundlagen der Ehrauffassung, so dieses den der Kampfkameradschaft, beide zusammen den Begriff der Wehrhaftigkeit als Beruf. Aus diesen Grundlagen erwuchs dann in Brandenburg-Preußen die letzte Prägung zum Soldatentum als einer Lebensform und eines Gestaltungswillens. Hier wurde die Aufgabe gestellt, Volkserzieher und Gesittungsträger zu werden. Eine Aufgabe, die in aller Zukunft nicht aufgegeben werden kann, ohne an die Grundlagen soldatischen Seins zu rühren. Die Wehrmacht darf stets nur in ihrer rückhaltlosen Einsatzbereitschaft ein Machtmittel — und das stärkste — des Staates sein. Sie darf weder — anders als nur vorübergehend in Zeiten, wo jeder andere Weg verrammelt ist, in Form der Militärdiktatur — den Staat beherrschen noch in ständigem Gegensatz zum Volke stehen. Denn sie braucht das Vertrauen des Volkes, aus dessen Söhnen sie sich ergänzt.

Neben der nüchternen Klarheit gehören zu den grundlegenden soldatischen Eigenschaften Ruhe, Gleichmut und Tatkraft aus Triebsicherheit, unbegrenzte Hingabefähigkeit und rückhaltloser Gehorsam und Disziplin. Deren Voraussetzung selbstverständlich die Sicherheit ist, daß die Befehlenden lautere Träger großer sittlicher Ideen sind. Denn da der Kampf des Soldaten immer um den höchsten Einsatz, den der Mensch nur zu vergeben hat, um das eigene Leben geht, kann er nur bestanden werden, wenn der Soldat für eine große Sache oder eine große Idee kämpft. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Frömmigkeit für den Soldaten, wobei natürlich nicht an das Eingeschworensein auf irgendein Be-

kenntnis gedacht wird, aber ebensowenig ohne die tragende Idee des Christentums auszukommen sein wird. „Right or wrong — my country!“ hat nur bedingte Gültigkeit, und nur rohe oder gleichgültige Naturen können sich darüber hinwegsetzen, wenn die Karte „wrong“ geschlagen hat: der wahre Soldat muß sich im Recht wissen, wenn er Leben nimmt und einsetzt!

Befehlen kann nur der, der bewußt die Verantwortung vor dem höheren Auftraggeber und vor dem eigenen Gewissen übernimmt. Und der Gehorchende ist zwar völlig frei von jeder Verantwortung bei der Ausführung des Befehls, aber nur so weit, wie in dem Befehl nicht ein unehrenhaftes oder gesetzwidriges Verlangen liegt und es von einem verantwortungsfähigen Vorgesetzten erteilt wird. Daraus ergibt sich für alle Soldaten, Führer wie Untergebene, daß kein Befehl ihnen die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen abnehmen kann: die Eigenverantwortlichkeit für das Wohl und Wehe der Volksgemeinschaft. Nur von hier erklären und rechtfertigen sich die Fälle, in denen die höchste sittliche Pflicht zwingt, einem Befehle nicht zu gehorchen. Das ewige Vorbild bleibt Yorck bei Tauroggen. Befehlen aber darf nur, wer selbstlos befiehlt, weil er selbstlosen Gehorsam verlangt.

Der Soldat hat aus seiner Eigenart heraus für die Wortakrobaten nur ein mitleidiges Lächeln, in das sich ein gutes Gran Verachtung mischt. Denn für ihn ist die phrasenlose Leistung eine Selbstverständlichkeit. Der echte Soldat — und je mehr er leistet, um so mehr — ist bescheiden. Auch für den Soldaten von heute bleibt die harte altpreußische Einfachheit eine unabdingbare Forderung. Er hat weder den preußischen „Leutnant mit Königszulage“ vergessen, der dem alten Heer viele seiner besten Führer schenkte, noch den Generalstäbler in der schlichtesten Uniform, die die Vorkriegszeit kannte, der gerade durch seine Schlichtheit und die bedingungslose Hingabe an die Idee der Pflicht eine geistige Freiheit und eine gesellschaftliche Sicherheit erlangte, die schlechthin vorbildlich waren.

Die Grundlage jeden soldatischen Seins aber bleibt die Ehre, die er mit letzter Selbstverständlichkeit zu verteidigen hat und deren Wahrung ihn davor schützt, jemals leichtfertig des andern Ehre anzutasten, und die ihn befähigt und berechtigt, jeden einen Lumpen zu nennen, der leichtfertig die Ehre eines andern beschmutzt.

Ehre heißt sittliche Untadelhaftigkeit. Hier liegt eine der Hauptaufgaben des Offiziers gegenüber der Volksgemeinschaft. Ohne festgefügte Sittlichkeit, ohne eindeutige, klare Begriffe von Gut und Böse, die jeder Relativität entzogen bleiben, kann keine Lebensgemeinschaft Bestand haben. Sittlichkeit läßt sich nicht befehlen, sondern nur beispielhaft vorleben. Gemeinschaften — berufliche wie staatliche — lassen sich mit Aussicht auf Dauer nur von Männern führen, an deren sittlicher Untadeligkeit nicht zu deuteln ist. Für den Soldaten kommt zu dem „Ohne Tadel“ hinzu das „Ohne Furcht“.

Der geborene Soldat bedarf als Quelle der Weisheit im Grunde nicht mehr als die Kriegsartikel und das Exerzierreglement. Wobei allerdings vorausgesetzt werden muß, daß immer das Exerzierreglement so den besten und erhabensten militärischen Geist atmet wie das Exerzierreglement vor dem Kriege, in dem man sowohl im Inhalt wie in der Form den Geist der Scharnhorst, Clausewitz, Moltke und Schlieffen ebenso wiederfand wie in den Heeresberichten der ersten Kriegs-

jahre. So richtig das ist, so sehr wird man dem Doktor Jahn beipflichten, wenn er mit unüberbietbarem Ernst die Notwendigkeit einer gründlichen Schulbildung als Vorbedingung für ein brauchbares deutsches Soldaten- und vor allen Dingen Offizierstum betont. Denn es ist ein tendenziöses Geschwätz, daß der angeblich gehirnmäßig überbildete Deutsche im Weltkriege nicht so seinen Mann gestanden hätte wie ein in Überbetonung der Muskelkraft lediglich zum Marschieren und ähnlichen Verrichtungen ausgebildeter Sportler. Das Gegenteil ist richtig: der junge deutsche Soldat mit der gründlichen Schulbildung der Vorkriegszeit hat sich — von den moralischen, durch die Bildung entwickelten Fähigkeiten abgesehen — auch in der rein körperlichen Leistung sogar den Söhnen des sportlichsten Volkes der Welt, den Engländern, überlegen gezeigt.

Je weniger künftig jemals wieder das Offizierskorps eine abgeschlossene Kaste sein darf, um so weniger kann es eine gute Schulbildung entbehren. Da nach dem inneren Gesetze des Offizierstums grundsätzlich nun einmal der Gebildetere der Geeignetere ist — was keinem wirklich Tüchtigen den Weg verbaut — müssen durch die Schule die Elemente einer wirklichen Geistes- und nicht nur Charakterbildung vermittelt werden: neben dem Wissensstoff Vorstellungskraft, Vorstellungsschärfe, Überschau, Gedächtnis und Ausdrucksvermögen. Der Wert des Offizierskorps und damit der Wehrmacht hängt wesentlich ab von der Güte der höheren Schulen.

Sehr beachtenswert sind die Ausführungen über den Unwert der sogenannten „vormilitärischen Jugendausbildung". Denn in ihr liegt die Gefahr eines seelischen Müdemachens und militärischen Verbildens. Kinder müssen unbehindert spielen dürfen, denn das Spiel ist die ihnen gemäße Form des Erlebens und Erfahrens. Sie begreifen die Wehrhaftigkeit besser im Spiel „Trapper und Indianer" oder „Räuber und Gendarm" als in noch so sorgfältig angelegten Felddienstübungen, deren Sinn ihr Vorstellungsvermögen überschreitet. Ein dusseliger Rekrut, der noch nie ein militärisches Kommando gehört hat, aber über einen offenen Kopf und ernsten sittlichen Willen verfügt, wird eher ein zuverlässiger und guter Soldat werden als der, der als Kind schon gedrillt wurde und darum den nötigen Eifer nicht mehr aufbringen kann und dem erst die Einbildung genommen werden muß, schon alles zu wissen, was ihm grade die militärische Erziehung erst beizubringen hat.

„Ein Heer ohne Rangunterschiede, die sich stützen auf einen gesunden Gesellschaftsaufbau des Volkes, ist trotz aller gewaltsamen Ordnung und Zucht nur ein äußerlich geordneter Haufen, der sofort zerschellen muß, wenn ihm ein unüberrennbares Hindernis entgegentritt." Ein Oben und ein Unten ist nun einmal im Bauplan der Welt und jeder menschlichen Ordnung. Aber die Berechtigung zur Zugehörigkeit „Oben" liegt nur in der stolzen Fähigkeit, zu dienen. Und nur der ist Herr, der dienen kann, und der Offizier muß ein Herr sein. Er ist der Erzieher des Soldaten. „Kein Erzieher kann zu etwas anderem erziehen als zu sich selbst. Der deutsche Offizier muß also Vorbild seiner Mannschaft sein, muß schließlich Vorbild des ganzen Volkes sein. Das ist seine schwerste Verpflichtung — ist seine höchste Ehre!"

Randbemerkungen

Angewurzelt wie eine Frau vorm Schaufenster einer Putzmacherin, bleibe ich vor jenen Gemälden stehen, die bei Wohnungsumzügen zwischen allerlei Gerät an der Hauswand abgestellt worden sind. Die Sonnenuntergänge und sehr nackten Frauen auf eine Ottomane, die Heidelandschaften und Stilleben, die da im grellen Tageslichte an der Mauer lehnen, fesseln unmittelbarer als ein Kunstwerk im feierlichen Museumsraum. Auf der Elektrischen verrenkt man sich neugierig den Hals, wenn ein Maler in offener Droschke ein Bild irgendwohin transportiert. Die Künstler sollten sich dergleichen Wahrnehmungen zunutze machen, indem sie Ausstellungen im Freien veranstalten. Das ist nicht scherzhaft gemeint. In Paris gibt es von jeher solche Kunstmärkte in des Wortes ursprünglicher Bedeutung. Auf diesen Märkten vereinigen sich von Zeit zu Zeit die noch nicht zu Geld und Ruhm gelangten Maler eines Bezirkes. Hier werden, unglaublich, aber wahr, auch von jenen Leuten Bilder gekauft, die in Kunstausstellungen, falls sie solche überhaupt besuchen, vor der Tür des Verkaufsbüros schüchtern zurückweichen, weil sie der irrigen Meinung sind, Aquarelle und moderne Bilder kosteten ein Heidengeld. Diese Pariser Kunstmärkte weisen allerdings einen hohen Prozentsatz an unvorstellbar dilettantischen, ganz erbärmlichen Machwerken auf. Da die Verkaufsstände von den betreffenden Malern selber betreut werden, so macht man jedesmal die zwar nicht neue, aber immer wieder erstaunliche Beobachtung: je unkünstlerischer und banaler die Bilder sind, um so dämonischer und wildgenialer sehen ihre Maler aus. Wir alle wissen längst, und Oskar Wilde hat es in einem Bonmot, dessen Sinn er freilich durch seine eigene Lebensführung widerlegt hat, ausgesprochen: „Jeder wahre Künstler lebt nur in seinen Werken und ist daher als Persönlichkeit völlig uninteressant." Ernst zu nehmende Künstler unterscheiden sich nicht im geringsten durch Tracht und Haltung von dem bürgerlichen Publikum. Zufällig hatte man Gelegenheit, vor vier Wochen, am letzten Tage des April, an der Vorbesichtigung der Londoner Akademie-Ausstellung teilzunehmen. Hier allerdings fiel inmitten der sehr eleganten Menge ein älterer Herr, dem man auf zwanzig Meter Entfernung den durchgeistigten Künstler ansah und der die Werke der Kollegen verständnisvoll betrachtete. Da er von vielen Anwesenden ehrerbietig gegrüßt wurde und seine Erscheinung bekannt vorkam, erkundigte man sich, wer der berühmte Bildhauer oder Maler sei. „Der ehemalige Ministerpräsident Ramsay Macdonald", lautete die Auskunft. — Wie gesagt: die Pariser Maler hinter ihren Verkaufsständen mit den unglaublich kitschigen Machwerken schauen genau so aus, wie sich vereinzelte törichte Backfische und alle schlechten Filmregisseure einen Künstler vorstellen. Sie sind à la Rembrandt aufgemacht, tragen flatternde Krawatten, Samtjoppen, riesige Schlapphüte — wo kauft man bloß die Dinger? — und jene Vollbärte, die auch heute noch in Frankreich selbst bei jungen Männern üppig ins Kraut schießen. Auch läßt ihre entsagungsvoll bittere Miene keinen Zweifel obwalten, daß wir ein Genie vor uns haben, das nicht bloß von den Zeitgenossen, das von seinem Jahrhundert verkannt wird. Dieser Künstlertyp ist bei uns fast gänzlich verschwunden. Taucht er doch einmal auf, dann erregt er halb höhnisches, halb mitleidvolles Gelächter. Darf man rückschließen, daß mit dem langsamen Dahinsiechen dieses verlogenen Malertyps auch die trostlosen Kitschbilder allmählich verschwinden? Man darf.

*

Mit Kunstwerken soll man also auf den Markt gehen. Oder man verberge sie hinter Schloß und Riegel und verrammele der Menge den Zutritt. Frank Wedekind hat einmal sehr richtig bemerkt, um in Berlin Erfolg zu haben, dürfte ein Künstler nicht ständig dort wohnen. Für die Zeit vor dem Kriege traf das jedenfalls zu. Wenn man einem Dichter regelmäßig im alten Café des Westens oder bei Steiner & Hansen begegnete, wo er selbst bei bestem Vorsatz und Willen unmöglich sich ununterbrochen genial äußern konnte, dann enttäuschte er jenes

snobbistische Publikum von damals. Wie? Man erwartete ein bissiges und geistreiches Wort über die Erziehung der jungen Mädchen. Statt dessen vertiefte sich der Mann in die „BZ" und erkundigte sich womöglich, ob tatsächlich gestern in Hoppegarten „Drusus" elffaches Geld gebracht habe. – Ein überschätzter Maler konnte infolge eines kunstpolitischen Betriebsunfalles viele Jahre lang seine Gemälde in den von Max Liebermann beherrschten Ausstellungen nicht mehr zeigen. Der tüchtige Mann machte aus der Not eine Tugend. Sein früher Ruhm beruhte bestimmt auch darauf, daß er die Bilder nur nächsten Freunden und zuverlässigen Verehrern zeigte, die im inbrünstigen Tone des Propheten von der farbigen Herrlichkeit und Gewalt der geheimgehaltenen Meisterwerke erzählten. Als junger, grüner, sehr bescheidener Kümmerling – „Ach, niemals ist es uns wieder so gut ergangen wie damals, als es uns noch schlecht ging" – wurde ich auch einmal huldvoll in jenem Atelier vorgelassen. Einfältig vor Stolz prahlte man noch wochenlang mit diesem raren Erlebnis. Als nach Jahren die Bilder schließlich doch in Ausstellungen und Galerien auftauchten, da stellte sich heraus, daß seinerzeit eigentlich kein Grund zur Aufregung vorhanden gewesen war. – In Museen macht man immer wieder diese Beobachtung: Besucher, die ihre Teilnahmlosigkeit kaum verhehlen und gähnend von Saal zu Saal schlendern, werden plötzlich munter, neugierig und scharf, sobald jemand eine Seitentür zu den Verwaltungsräumen öffnet, wo im Gange ebenfalls Gemälde hängen. Vielleicht birgt dieser Vorsaal die eigentlichen Kunstwerke? Obgleich die Leute die Tizian- und Rubens-Säle achtlos durchwanderten, dringen sie jetzt darauf, unbedingt die Depotbilder im Korridor zu besichtigen.

*

Was besagt das alles? Dies alles besagt, daß sogar philiströsen Menschen die Ahnung aufdämmert, Kunst sei keine Ware, der Zugang zu ihr sei ein wenig von Romantik umwoben, ihr Erwerb bedeute ein seelisches Abenteuer. Sammler alter Kunst wissen fast von jedem ihrer Objekte seltsame Anlässe, Erlebnisse und Zufälle, die sich bei der Entdeckung und Erwerbung abgespielt haben, zu berichten. Manchmal stimmen diese Geschichten sogar. Oft wird die Freude am Besitz eines Kunstwerkes, dessen Ankauf Zug um Zug glatt vor sich ging, leicht getrübt, weil der Erwerb leider nicht mit jenen romanhaften Überraschungen und aufregenden Entdeckerfreuden verknüpft gewesen ist, die sich so schön zu Anekdoten ausspinnen lassen. Wie zum Beispiel jene herrliche Geschichte –

Aber dieses bunte und kurzweilige Thema nehmen wir lieber ein andermal vor.

Plietzsch

Literarische Rundschau

Neue Dokumente zum Kriegsausbruch

Die Veröffentlichung dieser Dokumente aus den deutschen Gesandtschaftsarchiven hat eine interessante Vorgeschichte. Im April, Juli und Oktober 1935 veröffentlichte die französische Vierteljahrsschrift „Revue d'Histoire de la Guerre Mondiale" die Berichte der sächsischen und württembergischen Gesandtschaft in Berlin aus dem Juli und den ersten Augusttagen 1914. Diese Berichte enthielten zwar mancherlei Unrichtigkeiten und sachliche, durch falsche Abschriften entstandene Entstellungen – aber sie waren echt! Sie sind vermutlich durch den Vertrauensbruch eines ehemaligen Mitgliedes des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses des Deutschen Reichstages in den Besitz der französischen Zeitschrift gekommen. Um dieser Veröffentlichung den Charakter der Sensation zu nehmen, erteilte das Auswärtige Amt, getreu seinem Grundsatze, daß es in der Kriegsschuldfrage nichts zu verbergen habe, den Auftrag, diese Berichte im Originalwortlaut der Forschung zugänglich zu machen und auch die der badischen Gesandtschaft in die Veröffentlichung einzubeziehen; die Berichte der bayrischen Gesandtschaft liegen ja seit 1925 im Druck vor.

Die nunmehr vorliegende Sammlung „Deutsche Gesandtschaftsberichte zum Kriegsausbruch 1914. Berichte und Telegramme der badischen, sächsischen und württembergischen Gesandschaften in Berlin aus dem Juli und August 1914. Im Auftrag des auswärtigen Amtes herausgegeben von August Bach" (Berlin 1937, Quaderverlag G. m. b. H.) enthält alle Berichte der sächsischen, württembergischen und badischen Gesandtschaften, soweit sie inhaltlich für die diplomatischen Verhandlungen im Juli und in den ersten Augusttagen 1914 von Bedeutung sind. Darüber hinaus haben auch die Berichte der Militärbevollmächtigten der drei Gesandtschaften, soweit sie inhaltlich auf die diplomatischen und militärischen Ereignisse der Julikrise Bezug nehmen, Aufnahme gefunden. Dagegen sind verständlicherweise Personalangelegenheiten der Gesandtschaften, die einen rein innerpolitischen Charakter tragen und für den Gang der Krise bedeutungslos sind, nicht aufgenommen worden. Die Anordnung der Dokumente folgt wie die der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" in chronologischer Reihenfolge, deren Vorbild entsprechen auch Verzeichnis der Dokumente, Zeittafel und Namenverzeichnis. Sie sind inhaltlich als eine unentbehrliche Ergänzung der „Deutschen Dokumente" zu bewerten, wenn man natürlich auch nicht erwarten darf, daß sie noch wesentliche neue Gesichtspunkte eröffnen könnten. Doch fällt auf manche Situation helleres Licht, mancher Spezialfrage wird doch neues Material zugeführt. Überwältigend wieder, auch hier dokumentarisch erhärtet, der unbedingte Friedenswille des Kaisers und der deutschen Regierung.

Eine besondere Note erhält die Veröffentlichung durch eine Einleitung, in der der Herausgeber auf 34 Seiten wohl die knappste und gleichzeitig klarste Schilderung der Julikrise gibt, die wir besitzen; sie darf von nun an als die klassische Genesis der Kriegsausbruchsperiode von deutscher Seite gelten. Dem Verfasser kam zustatten, daß er nicht nur über eine Literatur- und Quellenkenntnis verfügt wie wenige, sondern daß sich ihm für dieses Unternehmen auch noch Quellen auftaten, die sonst unzugänglich sind und deren wertvollste Stücke er in seine Darstellung einbaut: so Auszüge aus dem Tagebuch des Generalobersten von Plessen, auf dem Briefwechsel des Generalobersten von Lyncker mit seiner Gattin, aus den Berichten der deutschen Militärattachés in Wien und Petersburg, ein Schreiben des Generals von Bertrab an General von Moltke, schließlich einige bisher unbekannte Berichte und Telegramme der deutschen Botschafter in London und Wien sowie des Gesandten im kaiserlichen Gefolge. Diese Quellenstücke bringen eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis zu Teilfragen der Julikrise, an denen künftig keine Darstellung vorübergehen kann. So, um nur ein Beispiel für viele anzuführen, die Tagebucheintragung Plessens als Ergebnis der Besprechung vom 31. Juli im Berliner Schloß: „Die Gesamtmeinung ging dahin, auch die äußersten Versuche zu machen, den Frieden zu erhalten." Und das nach einer Beratung, bei der bereits alle Beteiligten wußten, daß die russische allgemeine Mobilmachung in vollem Gange war! Kaum etwas, was den deutschen Friedenswillen mehr dokumentieren könnte, als dieses Quellenzeugnis! Mit Recht kann der Verfasser seine Darstellung schließen: „Als um Mitternacht des 4. August das englische Kriegstelegramm: ‚Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen' in die Welt hinausging, nahm das deutsche Volk mit freier Stirn einen Kampf auf, den sein Monarch und seine Staatsmänner in tage- und nächtelangem Ringen vergeblich zu vermeiden gesucht hatten."

Interessant ist, was der Verfasser über Kaiser Wilhelm II. gelegentlich seines „Halt-in-Belgrad"-Vorschlages" schreibt: „Der Monarch, der in kritischen Situationen immer ein sehr feines Fingerspitzengefühl verriet, hatte in vielleicht stärkerem Maße als seine ersten politischen Ratgeber ein Empfinden für die wahrscheinliche Resonanz der serbischen Antwort. Kaiser Wilhelm war im tiefsten eine absolut friedliebende Natur. Er hatte die Wiener Aktion gegen Belgrad als notwendig erkannt und gebilligt. Er hatte Kaiser Franz Joseph seine Unterstützung auch für den Fall eines russischen Eingreifens zugesagt. Er glaubte aber, daß mit der serbischen Antwort das von Wien gewünschte Ziel erreicht sei, und daß damit auch die deutsche Politik des

5. Juli ihr Ende gefunden habe. Er war innerlich für eine Änderung der deutschen Haltung und hat dies auch in der Unterhaltung mit Kanzler und Kriegsminister offen ausgesprochen. General von Falkenhayn sagt in seinem Tagebuch, der Kaiser sei bereit gewesen, ‚sich von den Wegen Österreichs zu trennen'." Aber diese Abkehr von der Politik des 5. Juli war nicht mehr möglich, und alle weiteren Friedensbemühungen wurden durch das Vorgehen Rußlands vereitelt, dem zu einer Stunde, als die Katastrophe noch vermieden werden konnte, in den Arm zu fallen die Leitung der englischen Außenpolitik nicht die Kraft und, in ihre militärischen Abkommen verstrickt, letzten Endes auch nicht den Willen besaß. So nahm das Unheil seinen Lauf.

Dr. Kurt Jagow.

Bildbücher

In der Reihe „Kunstbücher des Volkes", der wir schon viele wertvolle Veröffentlichungen verdanken, ist jetzt der Band „Matthias Grünewald in seinen Werken" erschienen von Wilhelm Fraenger (Berlin, Rembrandt-Verlag. 152 Seiten, 90 Abbildungen). Fraenger nennt seine Monographie einen physiognomischen Versuch. Er versteht es, in einer Form, die sich an alle wendet, das Werk von Matteus Gothard-Nithart, genannt Grünewald, und seine Persönlichkeit überzeugend zu deuten. Er füllt dadurch eine Lücke aus, da Grünewald im Gegensatz zu Albrecht Dürer es verschmäht hat, sein eigenes Gesicht und seine Persönlichkeit den Zeitgenossen und der Nachwelt vertraut zu machen. Fraenger beherrscht den gesamten Stoff, der durch die Forschungen der letzten Jahre stark bereichert ist, und gibt ein vollständiges Bild des Menschen und Künstlers Grünewald, soweit die Bruchstückhaftigkeit seines Werkes diese Rekonstruierung erlaubt.

Im gleichen Verlage sind zwei weitere wesentliche Veröffentlichungen erschienen, die ebenso durch die musterhafte Wiedergabe der Bilder ausgezeichnet sind wie der Grünewald: „Meister Bertram von Minden" von A. Doerner (40 Abb., 6 farbige Tafeln und 3 Falttafeln. RM 5,80) und „Wilhelm Busch, der Künstler" von Robert Dangers (125 Abb. und 3 Farbdrucke. RM 6,50). Professor Doerner gibt ein ansprechendes und lebensvolles Bild von Meister Bertram, bekannt als Schöpfer des Grabower und Buxtehuder Altars und des großen Hannoverschen Passionsaltars. Meister Bertram stammte aus Minden in Westfalen und wirkte als Maler in Hamburg, wo er den Kämmereirechnungen nach wohl fast ausschließlich für die Stadt Hamburg gegen lohnendes Entgelt tätig war. Es sind Urkunden aus den Jahren 1367 bis 1389. Meister Bertram ist zu großem Wohlstand gelangt, wie seine Testamente aus den Jahren 1390 und 1410 bestätigen. Seine Lebenszeit wird zwischen den Jahren 1335 und 1415 liegen. Sein Schaffen verdient aus dem Grunde ganz besonderes Interesse, weil er in einer Übergangszeit schuf und es verstanden hat, die Gotik mit der Renaissance in organische Verbindung zu bringen. Professor Doerner ist in ganz besonderem Maße berufen, die Persönlichkeit und das künstlerische Schaffen und die Bedeutung Meister Bertrams uns nahezubringen, da er als Leiter des Hannoverschen Landesmuseums den großen Passionsaltar für das Museum erworben hat. Deshalb — aber nicht nur deshalb — steht auch der Passionsaltar im Vordergrund dieses Buches, und ihm sind die meisten Abbildungen gewidmet. Der Buxtehuder und der Grabower Altar ebenso wie der Passionsaltar sind in drei Falttafeln wiedergegeben. Von den übrigen Werken des Meisters sind die wichtigsten berücksichtigt. Es ist sehr zu begrüßen, daß diese zusammenfassende Monographie des bedeutenden deutschen Künstlers erschien, da bislang sein Schaffen im großen Zusammenhang nicht gebührend gewürdigt war. — Mit einer schönen Leidenschaft setzt sich Robert Dangers für den Künstler Wilhelm Busch ein in seinem Buche, das er im Auftrage der Wilhelm-Busch-Gesellschaft herausgibt. Hier ist eine nahezu lückenlose Übersicht geboten über die gelungensten Leistungen des Malers und Zeichners Wilhelm Busch unter besonderer Hervorhebung seiner Meisterleistung in der Darstellung niederdeutscher Landschaft und von Pflanzen und Tieren. Einen besonderen Reiz des Buches bilden die Zeichnungen und Ölbilder, die überhaupt erstmalig hier veröffentlicht wer-

den. Dangers hat vollkommen recht, wenn er die Unkenntnis des malerischen Schaffens von Busch jenseits seiner großen humoristischen Werke beklagt. Denn das rein künstlerische Werk umfaßt nicht weniger als 800 Ölgemälde und über 1000 Handzeichnungen, zu denen noch einige Skizzenbücher und 12 Plastiken kommen. Das Buch wird es sicherlich erreichen, daß in Zukunft neben dem unsterblichen Humoristen und Karikaturisten der Maler und Zeichner Wilhelm Busch nicht mehr übersehen werden kann.

In seinem Buch „Köpfe" hat Friedrich Emil Krauß mit der Kamera 21 Menschen eingefangen, die in meisterhafter Wiedergabe die Wesensmelodie der Dargestellten so erfaßt haben, wie es sonst eigentlich nur der Stift des Zeichners kann. (München, F. Bruckmann.)

Ein buntes Kartenbilderbuch „Seht, das ist Deutschland!" stellte Bernhard Klaffke zusammen mit Zeichnungen von Günter Liedtke und Wilhelm Plünnecke (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 3,–). Hier ist ein buntes Allerlei vereinigt, das in seiner Gesamtheit von der Schönheit deutscher Städte bis zu Leibgerichten der deutschen Stämme das Wesen Deutschlands zu erschließen versucht. Von „Begeisterung, Verwunderung und freudigem Stolz" getragene junge Menschen schufen hier etwas Neues, das manchem manche Freude machen wird.

Ein Buch wunderbarer und zugleich wehmütiger Schönheit ist das „Südtiroler Bilderbuch" von Walter Plangger (Berlin, Verlag Grenze und Ausland. 112 Seiten), das in schlichten, jeden persönlich ansprechenden Worten die wundervollen Landschaftsaufnahmen des herrlichen Berglandes deutet. Man möchte, wenn man das Buch aus der Hand legt, sofort die Devisengenehmigung für eine Reise nach Südtirol beantragen.

Rudolf Pechel.

Landschaft des Herzens

Der Berichterstatter, dem es eine große Sache scheint, gegen die Realität der Welt die Wirklichkeit des Herzens zu setzen, stellt mit Bedacht ein Wort über diese Anzeige, das, vieldeutig zudem und darum ihm recht, trotz seiner Abgenutztheit, in seinem Mißbrauch und vorgeblichen Verschleiß neu und erregend ist wie von Anbeginn her. Es war verführerisch, vom gewandelten Herzen zu sprechen, weil das Unaufhörliche, die unablässige Wandlung, Inhalt dieser Bücher ist: das Herz aber, davon wir zehren, das älteste Ding der Welt, wandelt sich nicht; es bewahrt und findet zu seinem Grund wohl zurück.

Aart van der Leeuw wirkt einen buntanmutigen Teppich des Lächelns um einen alten Komödienstoff in seiner leichtherzigen, im Frankreich des Ancien régime spielenden Geschichte „Ich und mein Spielmann" (Aus dem Holländischen von Anine Gerdeck-De Waal. Wien 1937, Franz Leo & Co. 232 Seiten). Ein reicher verspielter Adliger flieht vor den Schrecknissen einer Ehe mit einem unbekannten, ihm seit Kindheitstagen anverlobten Edelfräulein aus der Provinz. An der Seite eines närrisch-weisen Spielmanns wandert er, Menschen und Landschaft und neue Lebenserfahrung wie fremde Erdteile erobernd, durch die Isle de France. Auf ihren abenteuerlichen, von Mut und Übermut, von Sonne und Sternenzauber erfüllten Wegen finden die Landfahrer ein reizendes Bauernmädchen, das sie aus mancherlei Fährnis und Verfolgung retten, daran der Edelmann sein Herz verliert und darin er zum guten Ende die auch vor ihm geflüchtete Verlobte entdeckt.

Ist schon dieses Werk wie ein unwiderleglicher Beweis für ein Wort Talleyrands, daß die eigentliche Süße des Lebens nur kenne, wer vor 1789 gelebt habe, so ist es vollends die viele Erschütterungen und Beglückungen bereitende, nachhaltig erzählte Lebensgeschichte des Züricher Schriftstellers Henri Meister von Mary Lavater-Sloman (Henri Meister. Ein biographischer Roman. Zürich 1936, Morgarten-Verlag. 377 S. mit 9 Autotypien), mit der die Verfasserin für einen breiteren, nicht nur literaturwissenschaftlich beteiligten Kreis Neuland bereitet. 1744 als verspäteter Sohn eines protestantischen Pfarrers in zweiter Ehe geboren, frühreif, begabt, in jedem Betracht wohlgebildet, schön wie ein Liebling der Götter, zum Geistlichen bestimmt, gerät Henri Meister mit zwanzig Jahren in den wie ein Frühlingswind über Europa hinbrausenden Strom des neuen, des welt-

offenen, weltfrohen Geistes, verfaßt er seine Kampfansage gegen alle Orthodoxie, „De l'origine des principes religieux", wird unter Anklage gesetzt und muß die Heimat verlassen. Er geht nach Frankreich, findet Eingang in die „salons d'esprit", wird vollends Schüler Voltaires und Rousseaus, wird Freund und Mitarbeiter Diderots, Grimms, an dessen berühmt-berüchtigter „Correspondance littéraire, philosophique et critique" er maßgeblichen Anteil hat, wird Freund und Geliebter der süßen Germaine de Vermenoux, deren Sohn er erzieht und zu einem unerschrockenen Menschen bildet, wird Vertrauter Neckers und des Adels, der Germaine Necker und späteren de Staël. Vor dem Hintergrunde des sterbenden Rokoko lebt er ein Leben der Fülle und Süße. Die Revolution überrascht den, den sie eigentlich kaum überraschen sollte. Nach einem unerhörten Liebeserlebnis inmitten des blutigen Aufruhrs, Tote beklagend, selber voll Tod und Trauer, rettet er sich nach Zürich in Enge und Geborgenheit. Ehe er völlig in bürgerliche Verhältnisse eintritt, ruft ihn Germaine de Staël nach Coppet, ihn noch einmal in die große Welt und in die Wirbel der napoleonischen Ära ziehend. Müde und ausgebrannt kehrt er nach Zürich heim, heiratet ohne sonderliche Lust, allein um der bürgerlichen Notwendigkeit willen, seine Jugendfreundin Ursula Bürkli-Schultheß, in deren Hause er, seinen Büchern, Erinnerungen, Verzichten lebend, schreibend, wenn die Stunde günstig, so 1805 „Cinq nouvelles helvétiennes", 1809 „Euthanasie, ou mon dernier entretien avec elle sur l'immortalité de l'âme", 1810 „Lettres sur la vieillesse", 1815 „Essai de poésie religieuse", 1818 „Voyage de Zurich à Zurich" und 1820 „Berne et les Bernois", 1826 stirbt — ein begnadeter Mann, der wahrlich alle Süße und alle Trauer des Lebens erfuhr. Seine Totenmaske ist wie eine Marke, wie ein Zeichen dessen, bis zu welcher Höhe das Menschliche sich erhob und welche Stürze es überdauerte, ist wie ein Echo, darin das ganze achtzehnte Jahrhundert nachhallt.

Ein Werk voll Schönheit und Anmut und voll von verborgener Nachdenklichkeit schenkt Else Ernst mit ihrem Märchenbuch „Die Neumondnacht" (Merseburg 1936, Friedr. Stollberg. 231 Seiten, Einband und 32 Zeichnungen im Text von der Hand der Erzählerin). In einer Rahmenerzählung sind hier fünfzehn Geschichten, die uralte Märcheninhalte neu gestalten, zusammengefaßt. Eine Unbekannte hält einen grimmigen Mann eine Neumondnacht lang mit ihren Erzählungen von seltsamen Geschehnissen und wunderbaren Errettungen so in Bann und Zauber, daß seine strengbewachte Schwester mit ihrem Geliebten zu fliehen vermag. Dieser Geliebte ist der Feind des rauhen Bruders, dem sich die fremde Märchendichterin am Ende dieser phantastischen Sommernacht als Schwester des Entführers bekennt. Wir befänden uns nicht im Reich des Märchens, wenn danach nicht die Feinde versöhnt würden. Die Witwe Paul Ernsts wird mit diesem Buch gewiß manche Freude bereiten, und es sei hierbei gestattet, an ihre früheren Bücher, „Begebenheiten im Rosenmond", und vor allem an das erstaunliche und starke Werk „Das Spukhaus in Litauen" zu erinnern.

Erstaunlich stark, streng und sehr groß ist auch der Roman „Die Pflegegeschwister" von Hildur Dixelius (Aus dem Schwedischen von Ernst von Aster. Berlin 1937, Wichern-Verlag. 199 Seiten), eine Dichtung von Schuld und Erlösung des Menschlichen. Es ist die hart, schonungslos und dennoch nicht ohne Versöhnlichkeit erzählte Geschichte der Ehe Elins und Johans, die als Pflegegeschwister unter einem herrischen, grausamen, dem Trunk verfallenen Manne aufwuchsen und von ihm bis zur Entwürdigung gepeinigt wurden, und den Johan in einem Streit erschlug. In der schrecklichen Nacht nach dem Tode dieses Mannes finden die Pflegegeschwister sich aus der Qual der in Haltlosigkeit und Schwäche verstrickten Kreatur. Sie heiraten; sie kommen zu Wohlstand und sicherem Besitz, an den sie sich wie gefesselt fühlen, da der Schatten des Vaters über ihrem Leben steht. Ihr Leben wird von diesem Kampf mit Recht und Unrecht völlig unterhöhlt, und die Ehe zerbricht. Elin rettet sich in ein Leben der Arbeit und Freudlosigkeit und kann doch innerlich nicht fort von dem Manne, an dessen Schuld sie auch über seine neue, noch unglückliche Ehe Anteil hat. Erst als Johan bekennt und Strafe auf sich nimmt und danach als ein

Sterbender aus dem Gefängnis heimkehrt, scheint ihre Schuld gelöscht. Nach dem Tode Johans heiratet Elin einen älteren, gefestigten Mann, der wohl noch einige leise Freude in ihr Dasein bringen mag. Der Roman, letztlich doch von jener großen Unbestechlichkeit und Unbedingtheit, die das nordische Schrifttum zu immer wieder neuer, wunderbarer und erregender Begegnung für uns macht, lehrt, daß es kein Entrinnen gibt, daß Schuld Schuld bleibt und daß Menschentun und Menschenwort nicht zu erlösen vermögen.

Beherrscht, eingangs das Wort in strenge Zucht nehmend, danach aber, als sei er von seinen Bildern überwältigt worden, in der Strenge nachlassend, erzählt Hans W. Hegemann mit einer beachtlichen Fähigkeit, eine Landschaft — hier ist es die Umwelt des Niederrheins — mit allen ihren Farben und Tönen zu verdichten, in seinem Roman „Solitüde" (Frankfurt a. M. 1937, Societäts-Verlag. 247 Seiten) von dem Krisenjahr eines deutschen Offiziers der Vorkriegszeit, der aus Krankheit, Schuld und Schicksal in die große Verlassenheit gerät. Seltsame, geheimnisvolle Begegnungen — darunter Frauen, wie sie nur ein dichterischer Mensch sichten kann, deren jede voll tiefen Sinnes scheint, führen den Offizier zu Pflicht und neuer Aufgabe zurück.

Man kennt Otto Heuschele, von dem eine Reihe von Büchern — Briefe, Briefsammlungen, Herausgaben, Gedichte, ein Roman, Bücher der Bekenntnisse — vorliegt, bei denen sich, nicht anders wie zum Ruf der Schall, gesetzmäßig fast das Wort „schöngeistig" einstellt, als den Träger einer feierlichen, irgendwie nahezu priesterlichen Haltung. Mit unterschiedlichem Erfolge und ohne sonderlichen Dank hält er unter den Schreibenden der Jahrgänge 1900 bis 1910 — an dem Tage, da dieser Bericht geschrieben wird, vollendet Heuschele sein siebenunddreißigstes Lebensjahr — den gefährdeten Platz eines Verwalters des Erbes inne, das der deutsche Idealismus hinterließ. Die Gefahr eines solchen Mittlertums, Leben ständig in der dünneren Luft einer klassisch geordneten, dem Ephemeren abgewandten Welt, liegt offensichtlich in der schmalen Grenze, darüber gesunder Traditionalismus leicht epigonal wird und darin Form und Inhalt einander nicht mehr zu entsprechen scheinen. Und übersteigert zwar, doch naheliegend, scheint die Möglichkeit des Versuchs, ein Geschehen aus dem Schützengraben oder vom Arbeitsamt in die Sprache Iphigenies zu fassen. Diese Grenze hat Otto Heuschele, mit der nicht ungefährlichen Fähigkeit des rückhaltlosen Anheimgebens begabt, ein Genie der Freundschaft gleichsam, bisher vermieden, wenngleich Abhängigkeiten, Ursprung der Anregungen, Maß und Gesetz seines von großen Vorbildern abgeleiteten Weltbildes leicht, allein schon durch die in seinen Schriften zu findenden wörtlichen Anführungen, nachzuweisen wären. Nach alledem überrascht kaum, daß auch in einem größeren Werk erzählenden Inhalts, wie dem jüngst erschienenen „Das Feuer in der Nacht" (Eine Trilogie. Berlin 1937, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 320 Seiten), weniger Elemente des Erzählerischen, Romanhaften, Handlungsmäßigen, als vielmehr reine Anschauung, schöne Bilder und feierliche Rede vorherrschen. In drei Stücken, „Christian der Freund", „Das Feuer in der Nacht", „Die Nacht an der Grenze", von denen das mittelste, gleich dem Mittelstück eines Triptychons, das nach Gehalt und Form das vollendete ist, während die anderen, vollends das Schlußstück, Nebenwerk scheinen, wird von Begegnungen und Erlebnissen in Krieg und Nachkrieg berichtet. Die Härte und Wirklichkeit dieser Zeit wird am idealen Bilde gezeigt, abgezogen von der wirklichen Wirklichkeit. Das Buch, in dessen sehr schönem Mittelstück, „Das Feuer in der Nacht", dem Dichter die erhabene Gestalt einer großen Mutter im Kriege gelungen ist, ist mehr Beschreibung, und gewiß schöne und dichterische Beschreibung, denn Erzählung.

Stefan Sturm, dessen Buch „Mensch auf dem Amboß" hier das „bisher schönste Zeugnis für den volkserzieherischen Wert des Arbeitsdienstes" genannt wurde („Deutsche Rundschau", Dezember 1936), legt fünf kurze Erzählungen vor „Das verwandelte Herz" (Breslau 1937, W. G. Korn. 93 Seiten.) Es sind sinnvoll und beweglich erzählte — „Das verwandelte Herz", „Der Berg Weltende und mein Leben" — fast schon anekdotisch zugespitzte — „Hochwasser", „Der letzte Ku-

raz“, „Die bunten Häuser“ – Geschichten aus dem Riesengebirge, die Mensch, Landschaft und das geheimnisvoll Hintergründige der Bergwelt in schöne Gleichnisse fassen.

Ein sehr eigenwilliges, humoriges, Axel Munthe, dessen Name wiederholt darin fällt, zu einigem Dank verpflichtetes Capreser Tagebuch veröffentlicht Heinrich Alexander Stoll: „Capri – Traum und Leben“ (Göttingen 1937, Deuerliche Buchhandlung. 149 Seiten mit 25 Federzeichnungen von Rud. Gahlbeck-Schwerin). Aus der eigenartigen Beschreibung einiger zauberischer Frühlingswochen auf Capri und ihrer meist anmutigen Erlebnisse, die ein mehr als nur Angerührtsein durch ein Obenhintun oft verdeckt, ersteht in verführerischer Farbigkeit die Insel des Kaisers Tiberius, die immer zu den Landschaften unseres Herzens, das von Träumen sich nährt, gehören wird. E. K. Wiechmann.

Tragik der frühen Reife

Wenn ein Beweis dafür nötig wäre, daß das Geschick eines Menschen schon vor seinem Ablauf in nuce vorhanden und bestimmt ist, so könnte man ihn auf recht überzeugende Weise in der eigentümlichen Textur schöpferischer Leistungen finden, die von sehr früh gestorbenen Geistern hervorgebracht wurden. Die gestaltenden Seelenkräfte treiben in ihnen bisweilen Blüten von einer wundersam fragilen Schönheit mit einer ähnlichen Eile hervor, wie im physischen Bereich manche Krankheiten, die den Todeskeim in sich tragen, etwa die Tuberkulose, das von ihnen befallene Individuum für die gedrängten, ihm noch verbleibenden Tage besonders lebenswach und lustfähig machen. Diesen frühreifen Schöpfungen gegenüber will eine bloß verstandesmäßig kausale Erklärung nicht recht standhalten. Sie scheinen uns schwerlich anders als metaphysisch bestimmbar. Es ist, als ob in ihnen der frühe Tod durch frühere Vollendungen bereits schattenhaft vorgezeichnet wäre. Solch ein Schicksal kann nun äußerlich und überpersönlich z. B. in Gestalt eines Krieges über den betreffenden Menschen kommen. Aber auch bei jenen Ikarus-Naturen, deren frühes Ende uns stärker in ihrem Charakter und ihren Veranlagungen selber begründet erscheint, also etwa bei Novalis, Hölderlin, van Gogh, Wolfgang Gräser behält man die Überzeugung, daß sie in ihren kurzen Schaffensperioden bereits im Sog der Katastrophe standen, auch wenn dies natürlich erst via facta festgestellt werden kann.

Wir kommen auf diese Gedankengänge angesichts eines sehr merkwürdigen Buches „Gestalten und Probleme“, das die Hinterlassenschaft eines im Oktober vorigen Jahres, vierundzwanzigjährig, aus dem Leben gegangenen Schriftstellers Eugen Gottlob Winkler enthält (Leipzig 1937. Karl Rauch. 300 Seiten. Herausgegeben von Hermann Rinn und Johannes Heitzmann). Das Buch vereinigt fünf große Abhandlungen über George, Platen, E. T. Lawrence, Ernst Jünger und Hölderlin sowie eine Reihe kürzerer Aufsätze und Rezensionen, die sich der Mehrzahl nach ebenfalls mit literarischen Erscheinungen und Fragen der europäischen Gegenwart beschäftigen. Die verschiedenen Stücke sind durchweg in führenden Zeitungen oder Zeitschriften der letzten Jahre gedruckt gewesen und hatten den Namen des Verfassers bei den dafür zuständigen Instanzen auf eine achtungs- und hoffnungsvolle Weise bekanntgemacht. Mehr allerdings noch nicht und mit Recht nicht; denn eine Reihe guter Aufsätze, die in der gleichzeitig erleuchtenden wie verdunkelnden Gesellschaft anderer Arbeiten im Umkreise einer guten Zeitschrift an die Öffentlichkeit getreten sind, können noch keine Berühmtheit schaffen und den Namen ihres Verfassers den zugestopften Ohren eines breiteren Publikums nahebringen. Dazu bedurfte es nicht bloß einer solchen Leistung als vielmehr eines einschlagenden Ereignisses, das dann hinterher allerdings auch die Augen für die Qualität der Leistung schärft. Es hätte wohl gut noch zehn, zwanzig Jahre dauern können, ehe Winkler allein durch die Wirkung seiner Arbeiten in Deutschland ein Name geworden wäre. Er hat den kürzeren Weg vorgezogen, die Aufmerksamkeit mit einem Ruck auf sich zu lenken (wobei wir unter diesem „er“ weniger sein bewußtes Ich als seine Entelechie verstehen möchten), und ist, wie erzählt wird, mit Hilfe von Veronal aus dem Leben gegangen, indem er vor dem Spiegel die Stationen seines Absterbens be-

obachtete. (Leider haben die Herausgeber des Buches keine Möglichkeit geboten, die Wahrheit dieses Gerüchtes nachzuprüfen, da ihr Nachwort offenbar mehr Wert auf gescheite Schreibweise als auf die Beibringung biographischen Materials gelegt hat.) Wie dem aber auch sei, der jähe Tod hat die Leistungen dieses Vierundzwanzigjährigen so blitzartig erleuchtet, daß sie in gewisser Weise jetzt erst voll existent geworden sind. Man sieht mit einem Male: hier lebte geheimnisvoll-öffentlich unter uns und neben uns ein junger Mensch von unverwechselbar genialer Veranlagung, dessen literarische Arbeiten mit dem Augenblick einerseits rätselvoll, andererseits erst ganz verständlich werden, nachdem man begonnen hat, die Existenz ihres Verfassers hinter ihnen mit zu erblicken. Arbeiten eines Vierundzwanzigjährigen, der mit ihnen vollkommen unter den Erwachsenen steht, was Bildungsfülle, Ausdrucksreife, denkerischen und darstellerischen Atem, Skala der Worte und Begriffe anbetrifft; der sie übertrifft in genialer Entschiedenheit, in wuchtigem Wesensblick, in „frühem Führertritt". Die großen Essays über Stefan George, Platen, den späten Hölderlin — Themen äußerster literaturwissenschaftlicher Delikatesse — sind ohne jegliche Aspiration im sicheren Bewußtsein der gleichen Ebene mit ihrem Gegenstande geschrieben, und sie enthalten in der Tat eine solche Fülle faktischer Erkenntnisüberlegenheit, daß der Leser darüber selbst die gelegentlichen Anmaßungen und Fehlurteile nicht als eigentliche Blasphemien empfindet. So besonders im George-Aufsatz, der sicherlich der angreifbarste ist und doch das Ebenbürtigste, was bisher über den Dichter geschrieben wurde. Vielleicht noch tiefer dann auch zugleich in die eigene Tragik hineinleuchtend die beiden Essays über den Obersten Lawrence und Ernst Jünger, Aufsätze im Grunde genommen um die Problematik des Nihilismus, demonstriert an zwei seiner wesentlichen Erscheinungen. Nicht aber, daß Winkler nun nur mit diesen Themen eine Gelegenheit für eine transparente Selbstdarstellung gesucht hätte; vor allem der Lawrence-Aufsatz — unseres Erachtens der beste des ganzen Buches — ist eine so füllige biographisch-monographische Kurzdarstellung, daß man ihn gut vor jede Ausgabe der „Seven Pillars of Wisdom" stellen könnte. Und doch eben erzählt, beschreibt, referiert hier kein „objektiver Geist", sondern es philosophiert ein leidenschaftliches Subjekt, das von der großen, der einzigen Frage des Nichts und des Seins mit Basiliskenblick angeschaut wurde. Winkler hat sich dann — wohl am meisten durch den Einfluß Jüngers bestimmt, nur eben ohne dessen legitimierendes Kriegserlebnis — für das Nichts entschieden, vielleicht weil er die Perspektive auf Gott hin zu gleicher Zeit zu oft als bloße „konsequente Denkmöglichkeit", nicht aber als einzige Existenzmöglichkeit innerlich durchgespielt hatte; sein Aufsatz über Claudels „Soulier de satin" verrät viel hierüber. Das frühe, selbstgeschaffene Ende wird dadurch jedoch nicht weniger rätselhaft; von einer „gottesgerichtlichen" Entscheidung kann nach so kurzem Hybriswege kaum gesprochen werden, wenn auch Winkler in den letzten kleinen Aufsätzen verdächtigerweise sich bereits selber den Rang zugesteht, hier und da akzentuiert in der Ichform zu sprechen. Trotzdem ist nichts Krankes, nichts irgendwie die Sphäre des Pathologischen Berührendes in diesem Buche als eben lediglich die unwahrscheinlich frühe Reife bei nördlichem Blutfundament. Die Herausgeber planen für den Herbst einen zweiten Band des dichterischen Nachlasses, dessen Erscheinen uns sicherlich noch in unvermindertem Interesse an dieser wieder einmal nachdenkenswerten Gestalt unseres Geisteslebens vorfinden wird.

Joachim Günther.

Vom Faschismus

Das Petrarca-Haus setzt seine nach einem umfassenden und großen Plan angelegte Arbeit für die Festigung der Grundlagen eines guten Verstehens zwischen dem italienischen und dem deutschen Volke fort. In den Veröffentlichungen des Petrarca-Hauses (Deutsch-italienisches Kulturinstitut) erscheinen zwei Reihen: „Italienische Studien" und „Vorträge" (Kommissionsverlag Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). In der ersten Reihe der „Italienischen Studien" untersucht in einer gründlichen Arbeit Thea von Seuffert „Venedig im Erlebnis deutscher Dichter" (RM 3,60). An der Wandlung des Venedig-Bildes im Gefühl und der Auf-

fassung deutscher Dichter entwickelt sich hier ein aufschlußreiches Bild des Gestaltwandels im Bewußtsein der Menschen überhaupt an einem konkreten und interessanten Beispiel. In der gleichen Linie bewegt sich die Schrift von Oskar Walzel „Florenz in deutscher Dichtung" (RM 1,80). Walzel versteht es meisterhaft, ausgehend von Ghirlandajos Tornabuoni-Bildnis Florenz als Stadt und Lebewesen, wie dieser einzigartige Platz deutsche Dichter gefangen und zur befreienden Deutung gezwungen hat, darzustellen. Dem italienischen Dichter Alfredo Oriani gilt eine Untersuchung von Herbert Frenzel (RM 3,60). Oriani, der von 1852 bis 1909 lebte und viele Romane und Novellen schrieb, gilt dem heutigen Italien dank seiner zahlreichen politischen Schriften als der prophetische Künder der Entwicklung, die Italien unter Mussolini genommen hat. In der zweiten Reihe, den „Vorträgen", ist eine kleine Broschüre des deutschen Botschafters in Rom Ulrich von Hassel erschienen, „Deutschlands und Italiens europäische Sendung" (RM 1,–). In seiner klaren, durchdachten und verantwortlichen Art umreißt v. Hassel die Möglichkeiten, die als verpflichtende Aufgabe vor den beiden Ländern stehen: für das große Ziel, Europa wieder ins Gleichgewicht zu bringen und dadurch zu einer gesamteuropäischen Zusammenarbeit fähig zu machen, durch gemeinsames Wirken auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiet sich zusammenzufinden und den Weg aus dem europäischen Labyrinth zu zeigen.
Gleichfalls italienischen Fragen ist das Buch von Heinz Holldack „Söhne der Wölfin" gewidmet (Stuttg., Franckh'sche Verlagshandlung. 196 Seiten). Die Wandlung Italiens untersucht Holldack auf den Gebieten des Lebens, der Kultur, der Politik und der Wirtschaft. Das Buch ist geschrieben in einem starken Glauben an die Persönlichkeit des Duce, der – wie Holldack es aus dem Erlebnis von Mussolinis großer Rede nach den italienischen Manövern symbolisch zu deuten sucht – allein vor seinem Volke steht, aber hinter ihm die Majestät des Königs, der Tradition und des Gesetzes. Das Buch hat reichen Bildschmuck.

Hebbel

Von Hebbels Werken liegt eine neue Ausgabe vor in vier Hauptbänden, die seine Werke, und in drei Ergänzungsbänden, die seine Tagebücher umfassen (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Der erste Band, der von den Werken die Gedichte und „Mutter und Kind" enthält, wird durch ein knappes und doch erschöpfendes Lebensbild Hebbels vom Herausgeber Gerhard Fricke eingeleitet, das mit tiefschürfendem Verständnis Hebbels Persönlichkeit und seiner Dichtung gerecht wird. Auch dem ersten Band der Tagebücher setzte Fricke eine Einleitung voraus. Der Text der Werke sowie der Tagebücher entspricht dem heutigen Stande der Forschung; überall ist exakte und saubere Arbeit geleistet. Von den früheren Klassiker-Ausgaben des Verlages unterscheidet sich diese neue Ausgabe schon durch ihr größeres Format, das sowohl durch den geschmackvollen Einband wie durch die klare Textanordnung besticht.

Von Städten, Landschaften und Ländern

Wir hatten verschiedentlich Gelegenheit, auf die gute Arbeit hinzuweisen, die von den Betreuern der Bayrischen Ostmark geleistet wird. Jetzt liegen zwei neue Veröffentlichungen vor in der Reihe „Städtebücher der bayrischen Ostmark": „Bayreuth. Der Lebensweg einer Stadt" von Herbert Conrad (Gauverlag Bayrische Ostmark G.m.b.H., Bayreuth. RM 3,75) und „Amberg. Die alte Stadt im neuen Reich" von Artur Kreiner (ebenda RM 3,75). Beide Bücher sind auf Kunstdruckpapier gedruckt, und in beiden tritt der Text zugunsten eines ausgezeichnet ausgewählten Bildmaterials, das er wirksam unterstreicht und deutet, bescheiden zurück. In beiden Büchern, für die als Herausgeber die Städte zeichnen, werden diese beiden Stätten deutscher Geschichte und deutscher Kultur als lebendige Persönlichkeiten dargestellt.
Ein weiteres Zeugnis der geschickten Arbeit der „Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr", die wirklich zu werben versteht, ist das Heft „Westdeutschland", das mit einer Karte und vielem Bild-

material nicht nur alles das dem Leser vermittelt, was er an praktischem Wissen für eine Reise durch diese schönen deutschen Lande braucht, sondern ihm durch den Text von Ludwig Kapeller darüber hinaus auch das Verständnis für die kulturelle Bedeutung erschließt. So soll hier kein landläufiger Reiseführer geboten werden, sondern eine geistig betonte Einführung in die Landschaft mit allen ihren Möglichkeiten. Die Art solcher Werbung ist geschickt, und das ist um so begrüßenswerter, als diese Hefte zugleich neben dem deutschen Text in sechs Fremdsprachen erscheinen.
32 prachtvolle Landschaftsaufnahmen von Otto Stork leitet in lebendiger neuer Fassung seines alten Evangeliums Paul Fechter ein: „Die frische Nehrung" (Königsberg, Gräfe & Unzer), eine Schrift, die auf diesen Blättern einer Empfehlung nicht bedarf.
Ins Nordmeer führt das Buch von Paul Burkert „Island" (Zeulenroda, Bernhard Sporn. 50 Abbildungen. RM 2,85). Im Untertitel heißt dieses Buch „eine erlebnismäßige Schilderung der Insel am Polarkreis", und die Art, in der Professor Burkert, einer der gründlichsten Grönlandforscher und Islandkenner schreibt, bestätigt in jeder Zeile diesen Anspruch. Er hat wirklich Island erlebt, weil er es im Erforschen erschaute, und versteht das Wesen dieser an krassen Gegensätzen so reichen Insel ebenso nahezubringen wie die Art seiner Bewohner.

Vinzent van Gogh

Das Prachtwerk über Vinzent van Gogh, zu dem Wilhelm Uhde eine hervorragende und bemerkenswerte Einleitung schrieb, liegt in zweiter veränderter Auflage vor (Wien, Phaidon-Verlag). Dankenswerterweise sind an den Schluß briefliche Äußerungen van Goghs zu den einzelnen Werken gesetzt worden, die gerade bei diesem Künstler ganz tief in die letzten Zusammenhänge des künstlerischen Schaffens hineingehen. Hier sind 121 Bilder van Goghs vereinigt in Kupfertiefdruckwiedergabe und ein großer Teil in Farben, beides in geradezu hervorragender Ausführung. Die Auswahl aus dem Gesamtwerk van Goghs, die hier dargeboten wird, traf Ludwig Goldscheider. Es ist wirklich selten, daß man ein solches, allen Ansprüchen an Ausstattung und Reproduktion genügendes Werk empfehlen kann, dessen erstaunlich niedriger Preis die Anschaffung auch dem bescheidenen Bücherkäufer ermöglicht.

Knigge von heute

Mit der ihn auszeichnenden echten, lebendigen und humorvollen Originalität, die in einem sehr sympathischen und reifen Menschentum begründet ist, hat Ernst Heimeran eine neue Gabe von großem Reize für alle, die den Sinn für eigenwillige Persönlichkeit noch nicht verloren haben, dargebracht: „Anstandsbuch für Anständige" (München, Ernst Heimeran. RM 4,80). Heimeran liest der heutigen Welt ein gescheites und amüsantes Kolleg über ziemliches Benehmen, das seine offenen Augen und seinen mutigen Sinn bekräftigt. Dann folgt in einer Fülle von Zitaten, geschmückt mit vielen Bildern, eine Art kleiner Kulturgeschichte der Anstandslehre, die durch ein Verzeichnis von 200 Quellenwerken abgeschlossen wird. Schon die Zahl dieser Bücher beweist das immer vorhandene Bedürfnis nach einem sicheren Führer auf dem Parkett des Lebens, und Heimeran beweist wiederum eine fundamentale Sachkenntnis, die in Deutschland selten geworden ist, indem er aus den Anstandsbüchern des 15. bis 20. Jahrhunderts treffsicher die Rosinen herausgenommen und in seinen Kuchen eingebacken hat.

Sprüche der Weisheit

Ein Brevier von vielen Graden ist das von Annemarie Meiner zusammengestellte Büchlein „Lob des Alters" (Leipzig, Inselverlag. 75 Seiten). Annemarie Meiner lehnt ausdrücklich ab, daß ihre Sammlung etwa lediglich ein Trostbuch für alternde Menschen sein soll, und ihre Auswahl aus der Menschheitsweisheit bestätigt das auf jeder Seite. Wir wissen ja lange, daß nach Moeller van den Brucks Wort Jugend keine Frage der Jahre, sondern der Einstellung ist und daß es schließlich wohl nur darauf ankommt, der durch die einzelnen Lebensabschnitte gestellten Aufgabe gerecht zu werden und sich ihrem Gesetze zu fügen. Nun

wird hier mit behutsamer Hand und nahezu umfassender Kenntnis ein Reichtum reifer Weisheit zusammengetragen, der auch den jungen Menschen, wenn er das Gesetz seiner Jahre zu erfüllen sich bemüht, ebensoviel geben kann, wie er den Alternden den Schmerz des allmählichen Schwindens von Möglichkeiten lindert, weil er das Glück der Reife erkennen lehrt.

Schiffahrt ist not

Das Buch von Eduard A. Pfeiffer „Schiffahrt und Seewesen" (Stuttg., Franckh'sche Verlagshandlung. 262 Seiten) gibt mit einer Fülle des Materials, von vielen Bildern und farbigen Tafeln unterstützt, eine lückenlose Übersicht von den Möglichkeiten und den Tatsachen der Seefahrt. Der Inhalt ist gegliedert in die Abschnitte: Ein Riesendampfer wird besichtigt; Rund um den Hafenbetrieb; Ein neues Schiff wird in Dienst gestellt. Alle einschlägigen Fragen, auch das Verhältnis von Wirtschaftlichkeit und Geschwindigkeit, die technischen Gebiete und Probleme, die von der Konstruktion und Kiellegung bis zum Stapellauf und den Fahrten in alle Gebiete von Technik und Handwerk hineinspielen, werden eingehend behandelt. Hier ist mit umfassender Gründlichkeit alles das verwertet und berücksichtigt, was eine wirkliche Kenntnis des Stoffes vermitteln kann.

Die Mutter Alexanders des Großen

In dem Rahmen einer Biographie von „Olympias", der Mutter des Großen Alexanders hat Walther Tritsch in lebendigem und fesselndem Stil das Schicksal des von Alexander geschaffenen Weltreiches geschildert. Olympias, die Tochter eines Stammesfürsten, der im Walde von Epiros hauste, brachte aus der urhaften Kraft ihrer Herkunft und Jugend eine Haltung mit, die sie bis zu ihrem grausamen Tode unter den Steinwürfen des Volkes, der sie nicht unverdient traf, bewahrte. Sie war von der tragischen und grausigen Größe der Frauen der antiken Tragödie und fühlte keine Hemmung, zur Erreichung ihrer groß gesteckten Ziele über Leichen zu gehen. Das Bild dieser Frau in einer mitreißenden und erschütternden Eindringlichkeit gezeichnet zu haben auf dem Hintergrunde gewaltigen Geschehens, ist Walther Tritsch meisterhaft gelungen.

Menschen der Berge

Als 5. Band der Sammlung „Die deutschen Bergbücher" (Graz, Verlag Styria) ist eine hervorragend ausgewählte Sammlung von Menschengesichtern der Bergbewohner erschienen, die die Bergwelt geformt und geprägt hat. Zu diesen mehr als 30 Bildern schrieb Hans Leifhelm eine verständnisvolle Einleitung, deren Schwung vielleicht etwas aus dem von dem strengen Stoff gebotenen Rahmen herausfällt, ähnlich wie die zum Glück überwundenen, übers Ziel hinausgreifenden Verherrlichungen von „Blut- und Boden"-Bauern, die in der Literatur, aber nicht im Leben ihren tragenden Untergrund hatten.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Oberbürgermeister a. D. Dr. Goerdeler, Leipzig – Dr. Margret Boveri, Berlin – Franz Seitz, Dachau bei München – Dr. Eduard Plietzsch, Berlin – Dr. Siegfried Berger, Merseburg – Dr. Kurt Jagow, Berlin – Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin – Dr. Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. I, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.